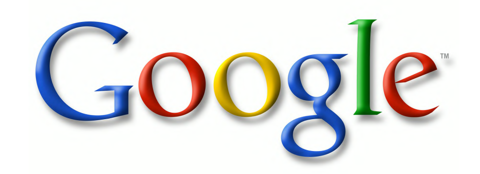
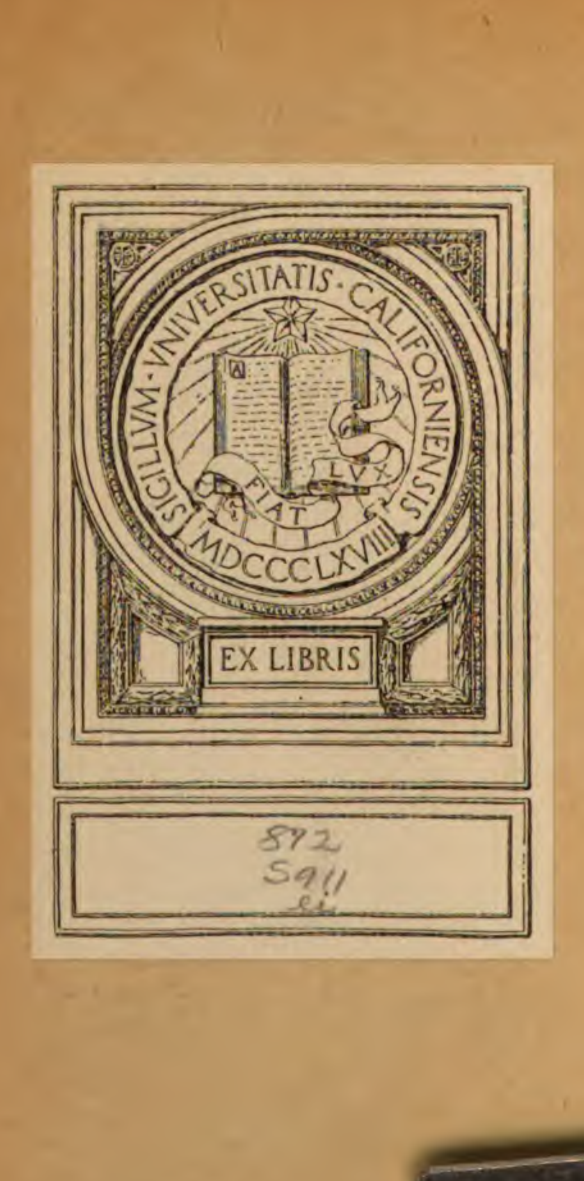
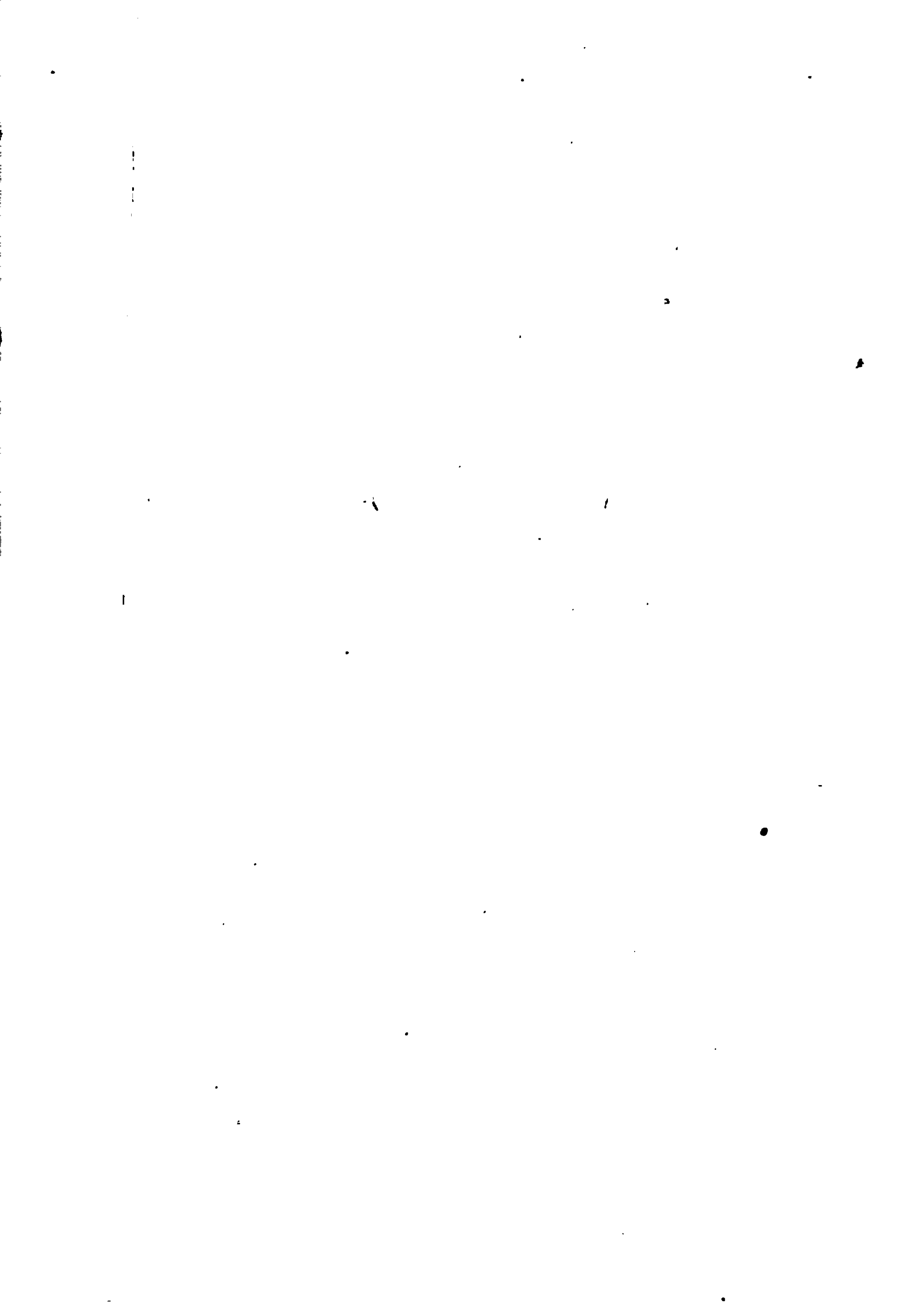


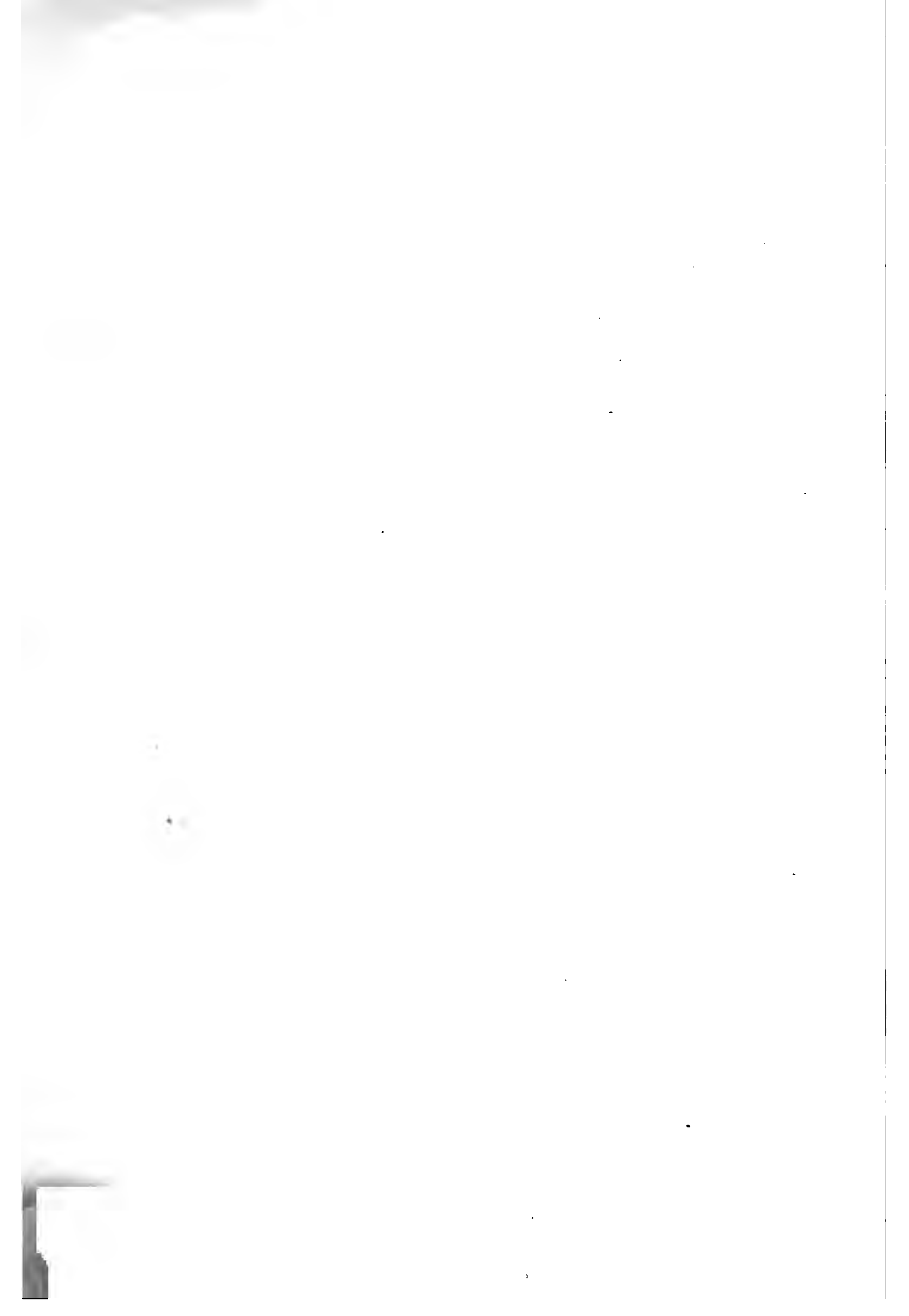
Der Eiserne Mann

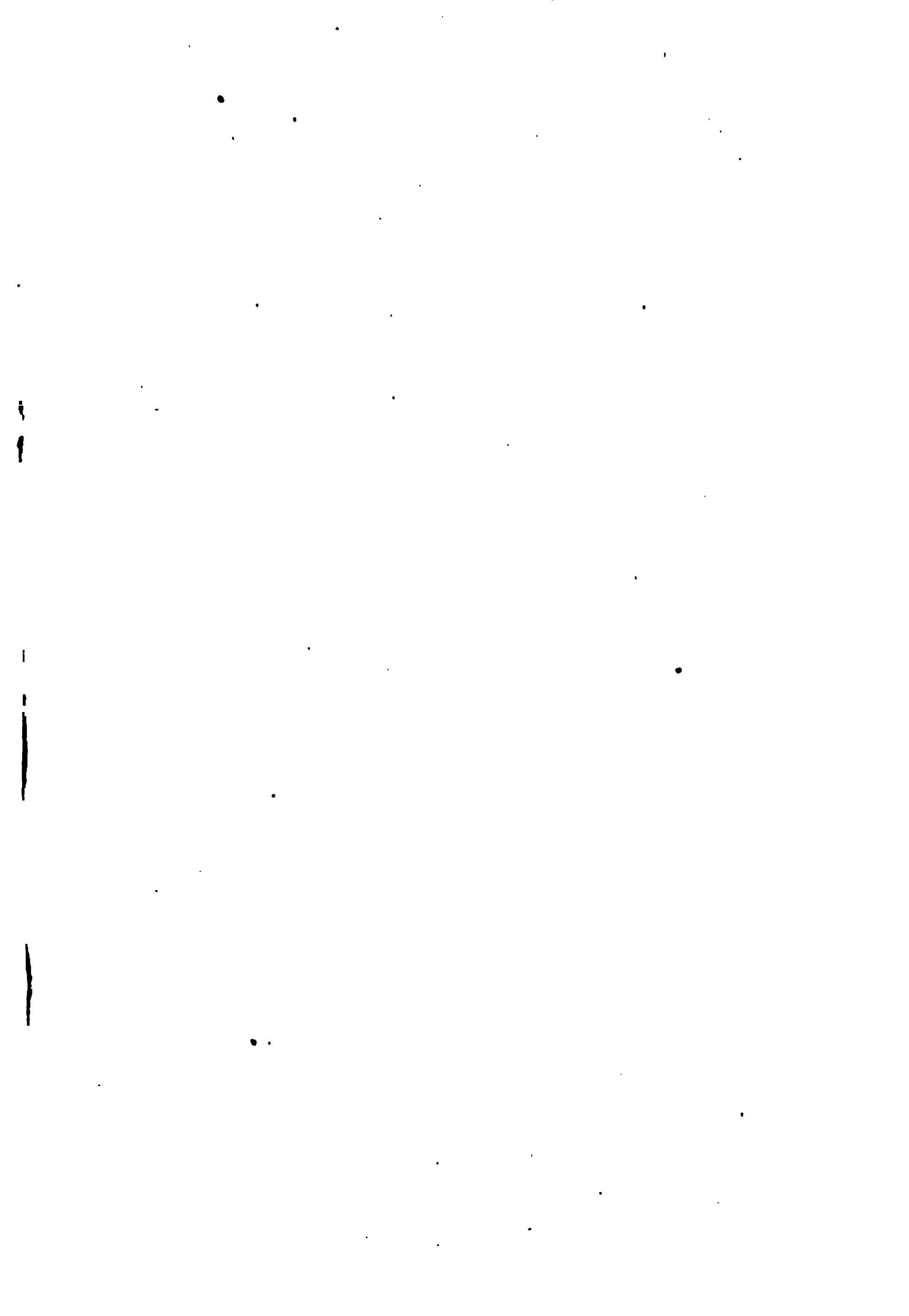
ROMAN VON

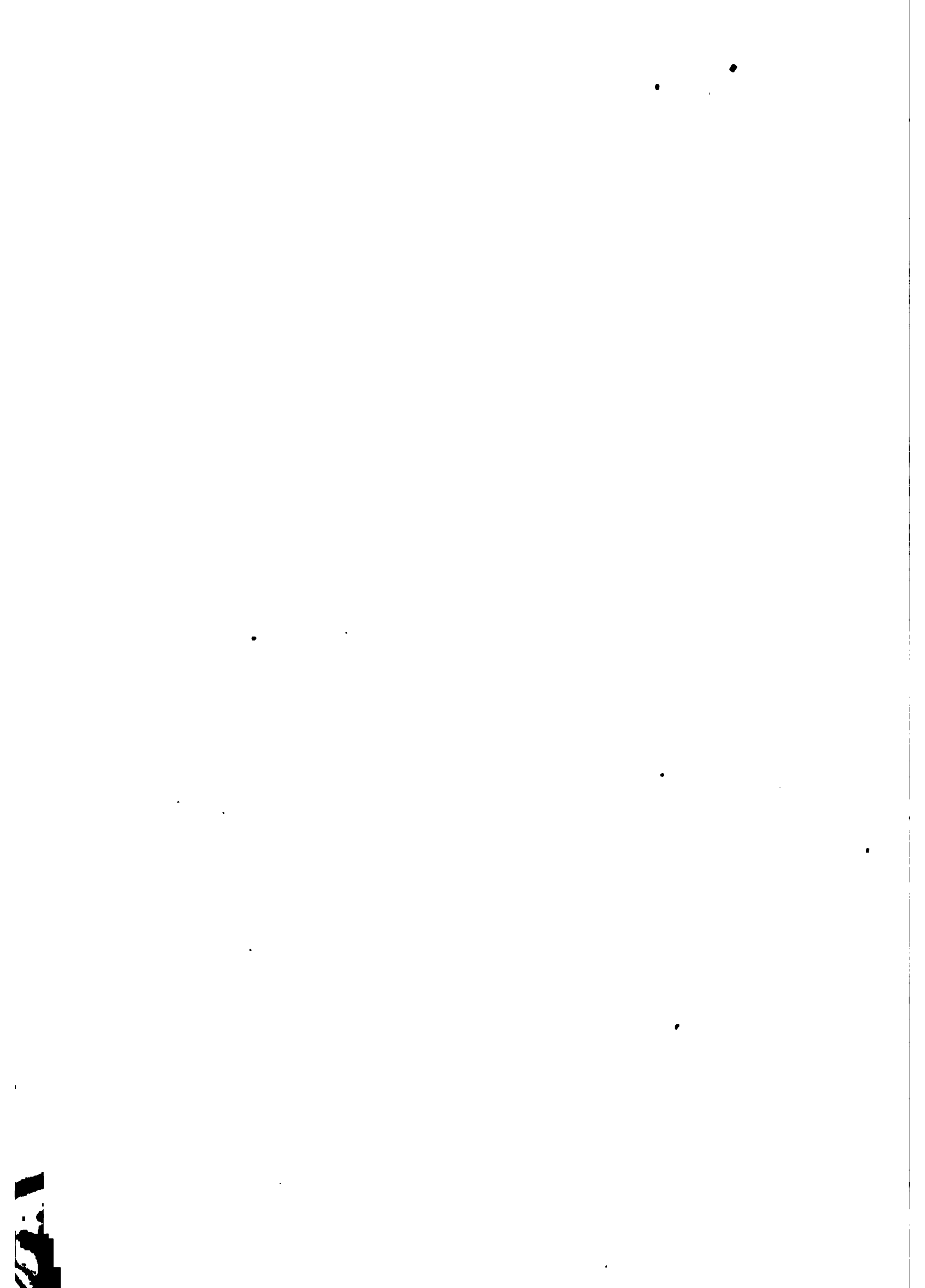
Rudolph Stratz


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

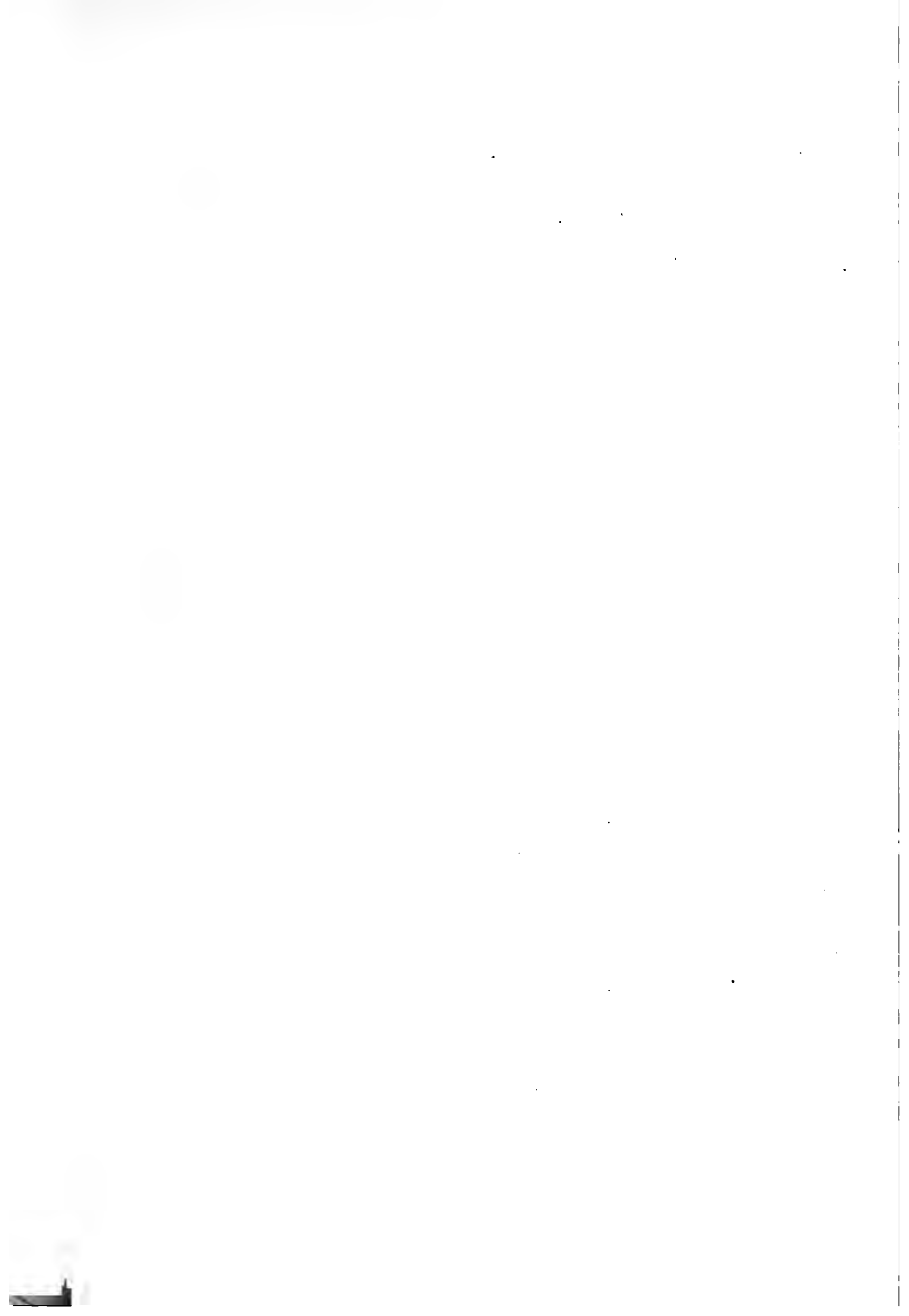








Der Eiserne Mann



Der Eiserne Mann

ROMAN VON

Rudolph Stratz



76.—90. Tausend

Ullstein & Co
BERLIN

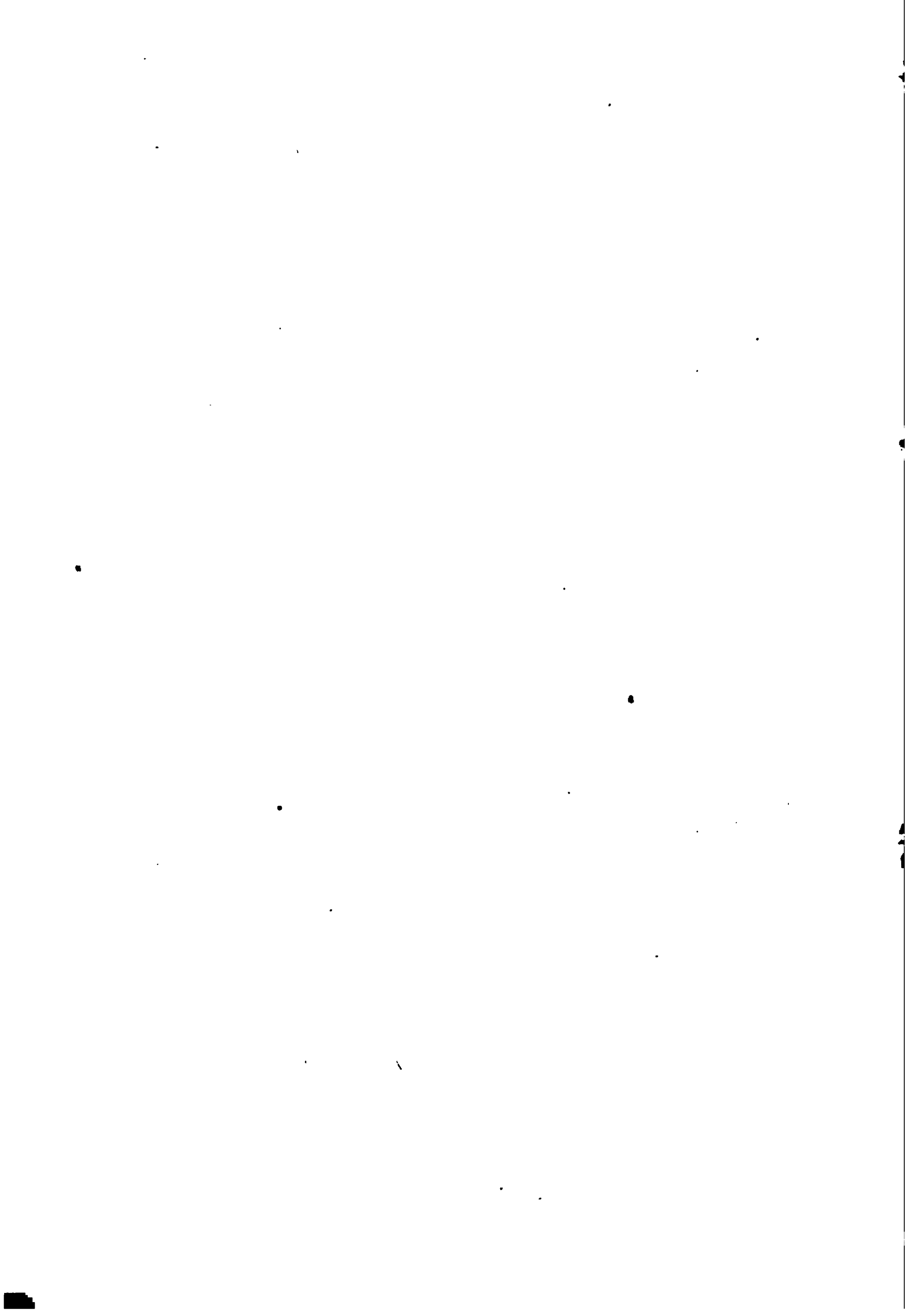
Vorwort

Das vorliegende Werk ist an Stoff und Gestalten von meinem vorhergegangenen Roman „Das deutsche Wunder" vollständig verschieden und setzt dessen Kenntnis nicht voraus. Trotzdem hängen die beiden Bücher und die, die ihnen noch folgen sollen, eng miteinander zusammen. Sie sind alle unter dem Gesichtspunkt geschrieben, das Europa der Kriegsjahre zu schildern und aus dem Wesen unserer Feinde heraus Ursprung und Verlauf, Schuld und Sühne des Weltbrandes, den wir nicht wollten, zu entrollen.

So behandelt „Das deutsche Wunder" den inzwischen unter dem Weltgericht der Weltgeschichte zusammengebrochenen asiatischen Größenwahn des russischen Panslawismus. So „Der Eiserne Mann" den Feind deutschen Landes im Westen, den alten Todfeind und Erbfeind: Frankreich.

Seit vier Jahrzehnten kenne ich nicht nur Paris, sondern auch — was etwas sehr anderes ist — ganz Frankreich. Ich sah schon im Frieden dort von Jahr zu Jahr den Revanche-Wahnsinn wachsen. So hoffe ich, daß das Bild, das ich hier von dem Land des Hasses hinter den Vogesen entwarf, erfunden und doch wahr sein möge.

Rudolph Stratz



Während die Limousine vor der Deputiertenkammer zu Paris hielt, hob innen Achille Diano das eisgraue, gleich dem Schopf eines Kampfhahns gesträubte Haupt und rückte den goldenen Kneifer vor den kriegslustig stechenden Augen zurecht. Er gehörte nicht zu den Franzosen, die das zurückgelegte sechzigste Lebensjahr wohlbeleibt und wohlwollend macht. Klein und hager, stieg er aus seinem Wagen und legte dabei gleich einem alten Schauspieler, dessen Kulissen seit Jahrzehnten die beiden frühlingsschimmernden Seineufer um ihn waren, vor den Zuschauern die faltigen Züge mit dem schneeweißen Henri-Quatre in die Linien des Mannes der Öffentlichkeit, wie ihn ganz Paris und seiner Meinung nach die ganze Welt kannte.

Viele Franzosen und viele Fremde aus aller Herren Ländern standen an diesem heißen Apriltag 1914 auf dem Platz vor dem Palais-Bourbon und betrachteten die Ankunft der Hunderte von Rechtsanwälten, der Finanzmänner und Zeitungsdirektoren, die seit beinahe zwei Menschenaltern als Deputierte die Geschicke der dritten Republik lenkten. Man erkannte Diano. Man grüßte. Er hörte

mit immer wieder befriedigter Eitelkeit hinter sich seinen Namen murmeln, den des Ministers a. D. und Ministerstürzers und Vorkämpfers der großen Stunde der Revanche, der Rache für Sedan. Er machte eine gleichgiltige Miene. Die Menge umher schien ihm Luft, obwohl sie ihm Lebensluft war, und die Erdkugel, die er kannte, Paris hieß.

„Der neueste Zwischenfall zwischen Frankreich und Deutschland!“

Die Schreie der Zeitungsverkäufer gellten auf dem Quai d'Orsay, von der Deutschen Botschaft bis zum Ministerium des Äußern. Ein Heulen der Camelots durcheinander. „Die Begebnisse von Nattweiler im Elsaß! Leutnant Diano von den 22. Chasseurs in Zivil ohne Aufenthaltsbewilligung festgenommen! — Leutnant Guy Diano, der einzige Sohn des großen Deputierten!“

Achille Diano, der Vater, hörte es, während er elastisch die Stufen zur Deputiertenkammer hinaufstieg. Seine sechs Jahrzehnte hatten ihm noch nichts von Spannkraft genommen. Sein Florett stach noch so scharf wie seine Zunge, seine Brust war breit von der Lebensgewohnheit des Redens, seine Haltung gleich dem Eintritt des Kämpfers in die Arena, in die von Menschengewirr und Stimmengeschwirr und Händegefuchtel zitternden, mit gallischer Elektrizität geladenen Wandelhallen der Kammer, in denen ihm, lang, mager, ältlich-bartlos, mit dem Aussehen eines Priesters im Bürgerkleid, sein Freund, der Abbé Weisbec, der nationalistische Deputierte, entgegenstürzte. Wer, wie Achille Diano, aus dem sonnigen

Süden Frankreichs stammte, aus der heißen Provence, nahe der Azurküste, für den war es Schicksalsfügung, daß sie, die Kinder des Mittelmeers, in jeder Entscheidungsstunde die langen, kalten Blonden im Norden Frankreichs mit sich rissen. Mehr als diese Normannen und Bretonen, diese Leute vom Artois und der Picardie, liebte er diese Optanten von 1870, diese Elsässer vom Schlage des Abbé Weisbec, die in Paris lebten und nicht müde wurden, auf das Loch in den Vogesen zu starren. Er schüttelte ihm die Hand.

„Ist die Sitzung schon eröffnet?"

„Leroux spricht!"

Der alte Kämpfer machte eine barsche und große Geste der Verachtung. Leroux — der unabhängige Sozialist! Das sah dem Kammerpräsidenten Deschanel ähnlich, zuerst einem Freunde Jaurès' das Wort zu geben! Ah — diese ewigen Männer der Mitte, diese Halben, diese Minister von heute! Seine Nasenflügel blähten sich. Er wandte sich jäh zu seinem Privatsekretär vom Redaktionsstab des Abendblattes „La Lumière" drüben auf den Boulevards, dessen Begründer und Direktor Achille Diano war.

„Le Gallais, telefonieren Sie an das Büro: zwei Spalten frei! Ich werde den Leitartikel selbst diktieren. Ich werde Paris die Formel dieses neuesten Skandals der Schwäche geben!"

„Kaltes Blut, mein Alter!"

Eine schwammige, beringte Rechte legte sich auf seinen Arm. Er schüttelte sie zornig ab, fast wie eine Kröte. Das

störte Alphonse Stiquel nicht. Er stand, dickbäuchig und zynisch lächelnd, da, die Hände in den Hosentaschen, als hielte er darin Paris oder wenigstens die Zeitung „La Lumière", deren finanzielles Risiko er, der Vertrauensmann des „Crédit du Midi", auf höhere Rechnung hin trug.

„Ah — man hat meinen Sohn verhaftet!"

„Wo?"

„Im Elsaß!"

„Was tat er dort?"

„Er floh über den Rhein, weil er sich im Badischen nicht mehr sicher fühlte!"

„Wo war er im Badischen?"

„In einem Dorf in der Gegend von Karlsruhe."

„Und was trieb er da?"

„Deutsche Sprachstudien."

Man lachte. Man kannte den Wissensdurst, der den Leutnant Diano alljährlich nach Österreich und den Niederlanden, nach der Schweiz und Luxemburg trieb. Der Finanzmann Stiquel sagte:

„Seien wir besonnen! Man wünscht es an der Newa. Noch sind unsere Freunde dort nicht so weit!"

Achille Diano schnellte zornig die Schultern hoch. Die Bewegung erinnerte an den Rotkoller, mit dem ein Welschhahn sein Gefieder aufplustert. Da war wieder diese Fessel am Bein! Die Affairen ... die ewigen Geldaffairen der dritten Republik! Die Mischung von fünf Prozent und Revanche! Die melkende russische Kuh, die sich da vor seinen Augen in diesen kalten,

bleichen Kogan verwandelte, einen der Petersburger Finanzagenten in Paris. Er musterte gereizt den dunkeln Emporkömmling, den ehemaligen kleinen Schreiber im russischen Eisenbahnministerium, der wie Frankreichs Schicksal vor ihm stand und lispelnd sagte:

„Es wäre übereilt!... Auch London wartet..."

Die City! Stiquel sah schläfrig auf die Uhr. Es war noch Zeit. Man konnte noch rasch telefonisch in der Rue du Louvre unter der Wirkung des Elsässer Zwischenfalles à la baisse spekulieren. Diano fuhr auf.

„Es ist mein Sohn! Ich werde Paris die Formel geben, die diese Schwächlinge auf der Ministerbank entlarvt!"

„Bist Du da endlich, Diano?"

„Was gibt's?"

Der Donquixote mit dem roten Bändchen der Ehrenlegion vor ihm war fieberäugig vor Erregung.

„Sapristi! Es ist Zeit!"

„Kommst Du aus dem Sitzungssaal?"

„Leroux kommt eben zu Ende! Die Kammer ist im Sturm. Die Linke beglückwünscht jeden seiner Sätze!"

„Ich werde ihm antworten!"

„Nicht doch! Lassen Sie sich beschwören, Freund Diano!"

„Sie stehen nicht auf der Rednerliste!"

„Ich nehme das Wort! Mit dem ewigen Recht des Vaters!"

Ein hundertstimmiger Aufschrei beim Erscheinen Achille Dianos in der Kammer, in die ihn seit Jahrzehnten samt

störte Alphonse Stiquel nicht. Er stand, dickbäuchig und zynisch lächelnd, da, die Hände in den Hosentaschen, als hielte er darin Paris oder wenigstens die Zeitung „La Lumière“, deren finanzielles Risiko er, der Vertrauensmann des „Crédit du Midi“, auf höhere Rechnung hin trug.

„Ah — man hat meinen Sohn verhaftet!“

„Wo?“

„Im Elsaß!“

„Was tat er dort?“

„Er floh über den Rhein, weil er sich im Badischen nicht mehr sicher fühlte!“

„Wo war er im Badischen?“

„In einem Dorf in der Gegend von Karlsruhe.“

„Und was trieb er da?“

„Deutsche Sprachstudien.“

Man lachte. Man kannte den Wissensdurst, der den Leutnant Diano alljährlich nach Österreich und den Niederlanden, nach der Schweiz und Luxemburg trieb. Der Finanzmann Stiquel sagte:

„Seien wir besonnen! Man wünscht es an der Newa. Noch sind unsere Freunde dort nicht so weit!“

Achille Diano schnellte zornig die Schultern hoch. Die Bewegung erinnerte an den Rotkoller, mit dem ein Welschhahn sein Gefieder aufplustert. Da war wieder diese Fessel am Bein! Die Affairen ... die ewigen Geldaffairen der dritten Republik! Die Mischung von fünf Prozent und Revanche! Die melkende russische Kuh, die sich da vor seinen Augen in diesen kalten,

bleichen Rogan verwandelte, einen der Petersburger Finanzagenten in Paris. Er musterte gereizt den dunkeln Emporkömmling, den ehemaligen kleinen Schreiber im russischen Eisenbahnministerium, der wie Frankreichs Schicksal vor ihm stand und lispelnd sagte:

„Es wäre übereilt!... Auch London wartet..."

Die City! Stiquel sah schläfrig auf die Uhr. Es war noch Zeit. Man konnte noch rasch telefonisch in der Rue du Louvre unter der Wirkung des Elsässer Zwischenfalles à la baisse spekulieren. Diano fuhr auf.

„Es ist mein Sohn! Ich werde Paris die Formel geben, die diese Schwächlinge auf der Ministerbank entlarvt!"

„Bist Du da endlich, Diano?"

„Was gibt's?"

Der Donquixote mit dem roten Bändchen der Ehrenlegion vor ihm war fieberäugig vor Erregung.

„Sapristi! Es ist Zeit!"

„Kommst Du aus dem Sitzungssaal?"

„Leroux kommt eben zu Ende! Die Kammer ist im Sturm. Die Linke beglückwünscht jeden seiner Sätze!"

„Ich werde ihm antworten!"

„Nicht doch! Lassen Sie sich beschwören, Freund Diano!"

„Sie stehen nicht auf der Rednerliste!"

„Ich nehme das Wort! Mit dem ewigen Recht des Vaters!"

Ein hundertstimmiger Aufschrei beim Erscheinen Achille Dianos in der Kammer, in die ihn seit Jahrzehnten samt

seinen Gesinnungsgenossen das Seine-Departement sandte. Es peitschte seine Nerven. Es war der alte Rausch. Seine Augen sprühten Streitlust. Er hörte die Zurufe der Galerien, die Glocke dieses schön frisierten und geleckten, ältlichen Paul Deschanel, das schneidende Schnellen atemloser Zwischensätze. Da stand er auf der Tribüne, hob die Rechte, beschwor den Hexenkessel mit einem einzigen Wort:

„Das Elsaß spricht!"

„Hört! Hört!"

„Meine Stimme kommt von jenseits der Vogesen!"

Unter ihm murmelte es nur noch dumpf, wie das Klatschen toter See nach dem Sturm. Das Zauberwort zündete. Die Kehlen ruhten. Die Ohren horchten.

„Es sind die Schreie der geraubten, aber nicht entmutigten Provinzen, deren bewunderungswürdige Standhaftigkeit uns immer wieder gestattet, uns vor ihrem Heldenmut zu verneigen ..."

„Sie als Bote des Elsaß? Sie sind ein Provençale!"

„Ihre Frau ist eine Italienerin!"

„Still davon! Er lebt ja längst von ihr getrennt!"

„Donna Teresa wohnt in Rom und er in Paris!"

Die Worte kreuzten sich und stachen wie ein Wirbel von Wespen. Achille Diano verneigte sich vor den Zwischenrufern. Er spielte auf dem Instrument dieser vielhundertköpfigen Kammer wie der Virtuose auf den hundert Pfeifen der Orgel.

„In der Tat, meine Herren: durch meine Ehe habe ich schon vor dreißig Jahren das heilige Vermächtnis

romanischer Kultur, das innige Bündnis der beiden lateinischen Schwesternationen, Frankreich und Italien, besiegelt!"

Er hörte wieder unter sich das Grollen. Er erstickte es mit einer weitausholenden Handbewegung:

„Meine einzige Tochter aus dieser Ehe habe ich als kostbares Unterpfand der Treue in die Verbannung gegeben. Meine Herren: es ist leicht, das heilige Symbol der Menschheit, die phrygische Mütze, zu tragen. Meine Tochter aber hat freiwillig die Dornenkrone auf sich genommen. Sie ist durch ihre Heirat Elsässerin geworden..."

„Und ihr Mann sitzt in Berlin!"

„Er sitzt in Berlin, solange der Reichstag tagt, in den das Vertrauen der Wähler von Nattweiler Herrn Dr. Jean Bollin entboten hat! Er wird dies Vertrauen zu rechtfertigen wissen!"

„Er tut es nicht!"

„Er hält es mit den Preußen!"

„Er ist ein schlechter Elsässer!"

„Ein Halber!"

„Er wäre besser in Straßburg geblieben!"

Der alte Franzose oben ließ den Sturm verbrausen. Dann sagte er leise, beinahe sanft, und plötzlich teilte sich seine Ruhe auch wieder der Kammer mit:

„Dürfen wir von hier aus die Leiden der Unterdrückten wägen? Ehren wir ihre Geduld unter der Faust der Barbaren! Lieben wir dies Land, das Frankreichs Fahnen vertraut, in deren Falten der Zauberspruch ‚Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit' eingestickt ist! Meine

Herren: im Jahr des Schreckens habe ich, ein Siebzehnjähriger, unter diesen Fahnen als Freiwilliger der Republik bei St. Quentin den Boden Frankreichs mit einem köstlichen Purpur der Hingabe gerötet ...“

„Bravo! Bravo!“

„Meine Herren: der junge Patriot von damals senkt jetzt den Degen vor seinem Sohn! Ich gab ihn Frankreich, indem ich ihn auf die Militärschule von St. Cyr gab. Er ist nicht Provençale wie sein Vater, nicht Genueser wie seine Mutter. Er wird Ihnen, wenn sie ihn nach seiner Herkunft fragen, blitzenden Auges zurufen: ‚Meine Heimat sind die 22. Jäger zu Pferd!‘“

„Sehr gut!“

„Genug! Wir wollen Frieden!“

Achille Diano fuhr sprungbereit nach links herum.

„Ah — ich kenne diese Schreie des Syndikalismus! Sie beflecken Frankreich! Meine Herren: Mein Sohn diente Frankreich, indem er sich während seines Urlaubs, um Deutsch zu lernen, in diesen kleinen badischen Ort Nonnenbach am Rhein begab!“

„Warum verließ er ihn Hals über Kopf ...?“

„... ruderte, anstatt die ganz nahe Eisenbahnbrücke zu benutzen ...?“

„... die strategische Eisenbahnbrücke ...?“

„... mit einem Nachen in das Elsaß hinüber ...?“

„... zu dessen Betreten er keine Erlaubnis hatte!“

„Nun, meine Herren — er war dort! Er wanderte die Nacht durch, den nahen Vogesen zu. Einer Dame, die ihm morgens früh in der Nähe von Nattweiler

entgegengeritten kam und die er um den Weg frug, erschien er verdächtig ..."

„Warum sprach er sie an?"

„Wahrscheinlich war sie hübsch!"

„Leutnant Diano hat immer Unglück in der Liebe!"

Durch die Heiterkeit hob sich Achille Dianos Stimmung.

„Meine Herren! ... Diese Dame hat einige Soldaten, die in der Nähe waren, alarmiert. Landleute kamen dazu. Mein Sohn wurde das Opfer seines edelmütigen Vertrauens auf die Gastfreundschaft der Teutonen!"

„Parbleu!"

„Meine Herren! Erinnern wir uns angesichts dieser Sachlage unserer Pflicht! Sie ist tragisch, aber einfach! ... Sie heißt: Frankreichs Recht und Würde! Seit mehr als einem Vierteljahrhundert kämpfe ich für sie, ungeachtet jenes Haufens wechselnder Schwachköpfe, die sich die Ministerien Frankreichs nennen ..."

„Ah — das ist zu viel ..."

„Das ist unwürdig!"

„... ungeachtet jener Freimaurer und Klassenkämpfer, deren irre geleitete Instinkte uns ständig das Gebot der Feigheit auferlegen!"

„Sehr gut!"

„Schluß!"

„Ich kämpfe für den erhabenen Leitstern der Menschheit, das lateinische Ideal, gegen einen blutdürstigen Teutonismus, der Recht, Freiheit und Gesittung der Welt bedroht!"

„Er schweigt seit dreiundvierzig Jahren!"

Achille Diano beugte den gesträubten Graukopf vor, um mit funkelnden Augen die lärmenden Zwischenrufe des Deputierten Leroux, seines Landsmanns aus Marseille, dieses haarbuschigen, sozialistischen Schulmeisters, zu übergellen. Er prägte ein glückliches Wort:

„Organisieren wir nicht den Krieg, sondern den Sieg! Gedenken wir der Vergangenheit, die eine heilige Mahnung für die Zukunft ist! Gewinnen wir aus dieser köstlichen Entschlossenheit heraus die Kraft für die morgige Schicksalsstunde!"

Seine Rede kämpfte sich wie ein Schiff im Sturm durch den Hagelschauer der Unterbrechungen, das Geprassel und Geflacker der Hände und Zungen, durch die wirbelnden heißen Luftwellen der Leidenschaft von Beifall und Widerspruch. Als er erschöpft von der Tribüne stieg, hatte er doch, mit dem Instinkt des alten Klopffechters des Palais Bourbon, die Gewißheit: Die Disziplin der Mehrheit siegte. Er sah vor sich die Annahme des Antrags: Die Kammer billigt die Erklärungen der Regierung und geht zur Tagesordnung über.

Er wartete das nicht erst ab. Er stülpte sich mit einer tragischen Geberde den Zylinder auf das Haupt. Er stand im hellen Frühlingsschein auf der Freitreppe des Palais Bourbon am Seineufer. Da vor ihm lag Paris mit seinen Palästen und Parkflächen, seinen Kirchenkuppeln und ragenden Denkmälern, seinen Schätzen der Welt und Wundern und Winkeln krummer Gassen, in deren feuchter Dämmerung Blutschatten schwebten und die Pflastersteine von der Geschichte der Jahrhunderte

sprachen; da vor ihm buhlte, wohlig in der süßen Aprilluft unter dem zarten, blauen Himmel hingestreckt, die Lichtstadt, gleich einem friedlich grünenden feuerspeienden Berg, da vor ihm hämmerte, unbestimmt, von ferne, jenseits des Flusses, der ewig fiebernde Herzschlag der Boulevards, von dem man nie wußte: war es Wagengerassel oder Flintengeknatter. Achille Diano sah auf Paris, halb, trotz seiner grauen Jahre, wie ein Jüngling auf seine Geliebte, halb kaltblütig wie ein Tierbändiger auf die schön gefleckte Bestie im Käfig. Er gehörte zu den Siegern. Er hatte die große Babylonierin bezwungen. Ihm gehorchte Paris, von jenem Tag ab, da er nach dem Krieg als junger Student der Mathematik die Hallen der Sorbonne betreten, von jenem Tag ab, da zuerst ein Winkelblatt seinen ersten dolchscharfen Versuch gegen die Männer des Tages aufgenommen, bis zu seiner Deputiertenwahl, damals, unter Boulangers schützender Hand, bis zum Ministersessel, bis zum Wechsel von Sturz und Macht.

Im Schwarm seiner Freunde ging Achille Diano über die Concordienbrücke hinüber zu den Tuilerien. Man konnte sich ihn nicht allein denken. Was hatte er von den Seinen? Madame Diano besuchte er zweimal im Jahr in Rom oder an der Riviera. Seine Tochter hatte er nach dem Elsaß gegeben, seinen Sohn in die Armee. So war nun Paris seine Frau, Frankreich seine Familie, die Öffentlichkeit, dieser schmeichelnde Wellenschlag der dritten Republik, sein Heim. Er hatte den Hut grimmig nach hinten gerückt. Er spielte lebhaft mit den Händen und sprach laut und zornig, unbekümmert, wer von den

Vorübergehenden stehenblieb und zuhörte. Seinen gefurchten Charakterkopf kannte jeder. Man fand ihn in den Zeitungen. Er erschien als stehende Gestalt unter den Randbemerkungen von Gevatter und Gevatterin in den großen Revuen der Theater.

„Also gut! Der Zwischenfall ist geschlossen! Es war ein Sturm im Wasserglas! Dies Ministerium der nationalen Schande hat gesiegt. Frankreich verleugnet sein Kind! Aber wir werden einst noch mit Blut den Kot abspülen müssen, mit dem diese Feiglinge der Gegenwart nicht müde werden Frankreich zu bedecken!"

Diano schmiedete diese Formel, wie mit Hammerschlag auf weißglühendem Erz. Er glühte selbst aus den weißüberbuschten Augen. Er fuchtelte mit dem Stock, daß die Spatzen der Tuilerien entsetzt von der Hand des sie friedlich fütternden alten Herrn auf der Bank emporstoben, stieß mit der umgekehrten Krücke wild nach vorn, nach hinten, nach rechts, nach links in die Luft.

„Vortrefflich! Ich beglückwünsche Sie, meine Herren Vaterlandsverräter! Stürzt doch lieber gleich die Vendôme-Säule von neuem um, verkauft den Invalidendom auf Abbruch! Reißt die Jungfrau von Orleans von ihrem goldenen Pferd! Schlagt den Triumphbogen in Stücke! Schmelzt das Denkmal Gambettas ein, vor dem ich mein Haupt entblöße!"

Die Franzosen um ihn waren meistens Südländer, wie der erzene Demagoge auf seinem Sockel, wie sein Landsmann Diano. Das heiße Blut der Rhône-Ufer kochte auch in ihnen. Sie lärmten an der Tafelrunde des

Gabelfrühstücks in einer jener verschwiegenen kleinen Feinschmeckerstuben in Alt-Paris zwischen der Börse und dem Palais Royal, die der Strom der Fremden nicht fand, einer jener versinkenden Inseln gallischen Geistes, wo Hirn und Magen sich vermählten. Man stieß an, mit einer feierlichen Armbewegung der Ergriffenheit.

„Ah — dieser Guy, den wir alle so zärtlich lieben ..."

„... dessen Herz nur für Frankreich schlägt ..."

„... und den sein Vaterland heute verleugnet!"

„Er spionierte und wurde erwischt! Was sollen wir da tun?" sagte bedächtig der Senator Des Maisons, ein großer, schwerer, blonder, glatt rasierter Mann. Er, der Gesetzgeber der Republik und einer der gesuchtesten Rechtskundigen in großen Pariser Finanzsachen, gehörte nicht zu diesen aufgeregten Gascognern und Auvergnaten, diesen Leuten vom Languedoc und aus der Provence. Er stammte von Sand und Kiefer der „Landes". Er war nur durch Zufall aus der Rue de Tournoi drüben zur Mittagsstunde hierhergekommen.

„Spionierte? Er erfüllte die Aufträge des zweiten Büros!"

„Man läßt sich aber nicht ertappen!"

„Und wenn — wozu haben wir eine Regierung?"

„Um zu verhüten, daß das Land sich in Abenteuer stürzt ..."

„Es giebt nur ein einziges Abenteuer! Das ist der Marsch über den Rhein!"

„Sehr gut, Diano!"

„Die Festnahme meines Sohnes war dies ‚Vorwärts!' Aus ihr sprang der Funke des Kriegs! Ihr habt ihn wieder einmal zertreten!"

Der Senator Des Maisons fächelte in stummer Würde den Knoblauchgeruch der Bouillabaisse und der Bourride mit der Hand von sich weg. Eh — das waren diese Schüsseln des Südens. Das waren diese glühenden Augen des Südens. Diese ewig kochenden Köpfe. Es siedete unter Achille Dianos grauem Haarschopf. Er hieb auf den Tisch.

„Hoho! Man wird Euch nicht fragen, Euch Papas aus dem Luxembourg! Man marschiert eines schönen Tags ohne Euch den Weg der Großen Armee! Unsere Adler kennen Berlin! Sie fliegen Euch davon!"

Der alte Gallier schnellte vom Sitz auf und überschüttete den Großbürger vor ihm mit dem Feuerregen atemlosen Zorns.

„Ihr seid halb! Das nennt Ihr herrschen! Seit fünfzig Jahren bereitet Ihr die Rache vor. Aber den Rachekrieg wollt Ihr nicht. Ihr liebt das Spiel mit dem Feuer, wenn es Euch nur nicht die Finger verbrennt. Ihr redet von dem großen Morgen und zittert, daß er anbricht! Ah — meine Thesen stechen. Aber sie sind wahr!"

„Die Besonnenheit lehrt uns warten ... Bald ist es so weit!"

„Ihr führt die Namen der geraubten Provinzen auf den Lippen, weil es die Vorschrift des nationalen Empfindens ist. Aber beim Säbelrasseln Potsdams verurteilt Ihr unsere unwiderstehliche Armee zur Rolle der Großen Stummen! Wir werden ihr die Zunge lösen!

Wir werden die Formeln des Siegs vollziehen! Im Namen der Freiheit! Auf den Ruf des Zaren!"

Achille Diano wohnte an einer Ecke der inneren Boulevards, nahe dem Zeitungspalast der „Lumière", in einem Hause, das Tag und Nacht vom Rollen der Wagen draußen zitterte. Er gehörte zu den Parisern, die nicht mehr den Lärm, sondern nur noch dessen Fehlen hörten. Er betrat sein Arbeitszimmer und setzte sich, die Zigarre im Mund, in den Klubsessel unter den Wandbüsten Voltaires und Rousseaus, der beiden Schutzheiligen im Allerheiligsten des alten Menschenkenners und Menschenverächters, des Mannes des Erfolgs, der die eigene Kleidung ebenso gering schätzte wie die fremde Meinung, des Freidenkers und Gottesleugners, der mit den Klosterfreunden und Messebesuchern der Rechten im Palais Bourbon auf denselben Bänken saß, durch den Revanche-Gedanken mit ihnen verbunden. Vor ihm stand sein Sekretär.

„Nichts Neues von meinem Sohn, Le Gallais?"

„Nein! Es scheint, daß er sich noch in Untersuchungshaft in Nattweiler befindet!"

„Mein Schwiegersohn hat noch nicht aus Berlin auf meine Depesche geantwortet?"

„Bisher hat Herr Bollin nichts von sich hören lassen!"

„Ah! Gut! Setzen Sie sich, Le Gallais! ... Stenografieren Sie meinen Leitartikel für heute Abend: ‚Jene Verschwörung der Unfähigen, unter deren schamloser Bereicherung Frankreich sich krümmt, schätzt sich glücklich, durch die Beschränktheit ihres korrupten Intellekts wieder einmal die mitleidige Heiterkeit der Pickelhauben ...'

Was ist das für eine Damenstimme draußen? Gaston, sagen Sie: Es giebt jetzt keine Frauen! Ich kenne keine Frauen! Ich habe jetzt andere Dinge im Kopf als die Weiber! Er soll Madame hinauskomplimentieren ... Eh ... warum lächeln Sie?"

„Es ist ja Madame Bollin!"

„Meine Tochter —"

„Sehr wohl!"

„Ah — mein Kind! Lasse Dich umarmen!"

Das war nicht das zierliche Getrippel hoher Schuhstöckel, die unnachahmlich geraffte Robe, Geflirr und Geflimmer der Pariserin. Es dünkte Achille Diano immer, wenn er Baussette Bollins majestätische, volle Römergestalt vor sich sah, als sei ein Stück Süden aufgestanden und wandle, als schicke ihm die Heimaterde der Provence ihr Ebenbild zum Gruß, die ferne Provence, mit dem Silberband der Rhône, dem flutenden Sonnengold auf braun geglühtem, in der Hitze zitterndem Boden, dem düstern Schwarz der Zypressenreihen unter strahlend blauem Himmel, den grauen Träumen von Burgtrümmern, aus lang verschollener Zeit der Minstrels, des guten Königs René, der Seigneurs des Baux und der schönen Tochter ihres Hauses Baussette und ihrer tragischen Liebe zu dem Kanonikus Roger von Arles, der zu Ehren er, der Kirchenfeind, seine Tochter Baussette getauft hatte.

„Wo kommst Du her?"

„Eben aus Straßburg! Oh — dieser arme Guy!"

Ihre Stimme klang tief wie eine Glocke. Es schien ihr, der nach dem Elsaß verheirateten Südfranzösin, selbst-

verständlich, daß sie im Drang der Begebnisse nicht in Berlin, sondern in Paris, nicht bei dem Mann, sondern bei dem Vater Zuflucht suchte. Sie setzte sich und atmete schwer. Trotz der Erregung, in der sie sich befand, verlor ihr längliches, bräunliches, ungepudertes Gesicht nichts von der mittelalterlichen strengen Schönheit der Arlesierinnen, mit der klassischen Linie von Stirn und Nase, den dunkeln Madonnenaugen, dem schwarzen schlicht gescheitelten Haar, dem Anflug eines Schattens auf der Oberlippe.

Aber diese roten Lippen waren, wenn sie auch jetzt schmerzlich verzogen waren, doch üppig geschwellt. Die ganze Schwere und Reife des Südens blühte aus diesem schönen Stück Schöpfung, das man sich kaum anders als in der lächelnden Ruhe der Natur denken konnte. Und doch fuhr die junge Frau jetzt plötzlich jäh, in elementarer Wildheit, auf und umklammerte mit den starken weißen Händen den Arm des Vaters. Sie hatte Tränenperlen an den langen Wimpern. Sie liebte ihren Bruder zärtlich.

„Oh — der Unglückliche! Was werden die Barbaren mit ihm machen?"

„Ihn in eine Festung sperren, mein Kind."

Madame Bollin wandelte unruhig, mit großen und festen Schritten, auf und ab. Achille Diano bemerkte selbst in dieser Stunde mit Kummer, daß sie wieder viel zu grellbunt gekleidet war. Brennend dunkelrot, als ginge es zum Stiergefecht dort unten, jenseits der Pyrenäen. Es war der Geschmack des Südens. Sie lernte nichts von Paris. Paris war ihr nicht der strahlende siebente

Himmel des Seins wie anderen Frauen. Wenn sie hier war, hielt sie sich mit Vorliebe in dem einstigen Kloster auf, wo sie erzogen war, und besuchte jeden Morgen, eine schwarze Mantille über dem Kopf, beim Dämmergrauen die erste Messe. Es war immer etwas von Weihrauch und farbiger Kirchennacht um sie. Sie war, in einem jähen Umschlag der Stimmung, jetzt plötzlich ganz ruhig geworden, so wie da unten in der Provence Mistral und Windstille wechselten.

„Hast Du keine Nachricht von Deinem Mann?"

„Ich habe ihm sofort telegrafiert, er möge heimkommen und seinen Einfluß geltend machen. Es ist doch sein eigener Wahlkreis, in dem Guy verhaftet wurde!"

„Und was antwortete Jean?"

„Er müsse in Berlin bleiben und im Reichstag reden!" Sie sprach das Wort: „Reichstag" mit Mühe aus. Obwohl sie nun schon über vier Jahre in Straßburg lebte, hatte sie es kaum zu ein paar holperigen deutschen Worten gebracht. Auf dem Schreibtisch ihres Vaters stand ihre Photographie in Elsässer Tracht, mit schwarzer Flügelhaube und schmerzlich-schwärmerischem Augenaufschlag. Das hatte sie einmal für ihre Verwandten in Frankreich machen lassen. Ein Gruß aus der Verbannung. Anders fühlte sie sich am Rhein nicht.

„Worüber redet Jean?"

„Über Guys Verhaftung!"

„Wann?"

„Morgen Mittag!"

„Und was wird er sagen?"

„Du kennst ihn ja: Er wird wieder beiden Teilen Recht geben!“

„Ah ...“

„Den Preußen und uns. Aber mehr noch den Preußen! Er wägt die Dinge gegeneinander ab. Er ist Philosoph, mein Vater!“

Sie lachte zornig auf. Plötzlich blitzte es von einer elementaren Wildheit in ihren weichen dunklen Augen.

„... Weil Du nicht Deine Pflicht als Französin an ihm erfüllst!“

„Wie soll ich das?“

„Warum läßt Du ihn allein? Du solltest jetzt in Berlin bei Deinem Mann sein! Als das Gewissen Frankreichs, mein Kind!“

Baussette Bollin verzog bei dem Wort „Berlin“ ihr klassisch-strenges Gesicht wie ein geängstigtes Kind. Bis Stuttgart war sie einmal gekommen. Nicht weiter. Ihr graute vor der Küche, vor dem Bier, vor dem Zigarrenrauch, vor Schnee und Regen, vor den unverständlichen Aufschriften an den Läden, vor den deutschen Gesichtern. Wenn ihr Mann im Reichstag war, fuhr sie am liebsten, in ihrem leidenschaftlichen Familiensinn, zu den Onkeln und Muhmen, den Vettern und Basen in Frankreichs Süden.

„Er liebt Dich doch, Baussette!“

„Gott sei Dank, mein Vater!“

„Er betet Dich an! Er trägt Dich auf den Händen! Oft, wenn Ihr hier wart, habe ich es zu unseren Freunden gesagt: Da seht an: das ist kein Ehemann! Das ist ein Liebhaber!“

Vaussette nickte und schwieg, mit einem sonderbaren, träumerischen Lächeln. Ihre Züge zeigten wieder befriedigte Ruhe.

„Nun also: Nutze diese Macht! Im Namen der erhabenen Pflichten, die Frankreich seinen Kindern auferlegt!"

„Ich verstehe nichts von der Politik der Teutonen, mein Vater. Ich weiß nicht, was diese Männer mit Vollbärten und Brillen von Jean wollen. Er begreift sie. Er spricht Deutsch wie Französisch. Er ist ja beides. Nein. Er ist deutsch!"

„Aber es handelt sich um Deinen Bruder!"

„Um Deinen Sohn!"

Sie schnellte das Wort wie einen Pfeil von den üppigen Lippen. Ließ einen zweiten folgen.

„Dein Sohn ist jetzt die Politik Frankreichs! Zwei Pflichten rufen Dich zugleich, den Vater und den Staatsmann, rufen Dich, nicht mich. Nach Berlin!"

„Eh ...?"

„Du weißt, wie Jean ist! Er hat nicht immer unsere gallische Klarheit des Denkens. Er denkt auch mit diesen Köpfen jenseits des Rheins. Er ist dann wie ein Mystiker!"

„Jetzt muß er Farbe bekennen, parbleu — morgen im Reichstag!"

„... Wenn Du ihn vorher bei jenen hellen Instinkten faßt, die ihn mit uns verbinden! Du kannst besser als ich seinem Geist jene Notwendigkeiten politischen Handelns einprägen, die vielleicht noch Guy zur Rettung dienen. Ich gebe Dir Dein Wort zurück, mein Vater: Warum bist Du nicht in Berlin, statt hier?"

Achille Diano sah seine Tochter eine Weile scharf an. Dann sagte er plötzlich trocken:

„Du könntest Recht haben!“ ...

Bauffette Bollin war gegangen. Sie wohnte immer, wenn sie nach Paris kam, bei ihren alten Freundinnen aus dem Sacré-Cœur. Es gab da, auch nach der Vertreibung der Orden, immer noch an der Seine klosterähnliche Häuser und Gemeinschaften genug, wo man unter sich war. Ihr Vater saß inzwischen, während der Diener im Nebenzimmer die Koffer packte, und schrieb mit fliegender Feder an seine Frau in Rom. Donna Teresa und er waren Weltleute. Wenn sie auch schon seit fast zwei Jahrzehnten getrennt lebten, so hinderte das doch nicht, daß er sie ein paarmal im Jahr in Rom besuchte und beide, mit dem Blick durch die offenen Fenster vom Ludovisi-Viertel hinab auf die Ewige Stadt, als Schildgenossen lateinischer Kultur, und er und sie tief in alle Ränke eingeweiht, das Wachsen des unsichtbaren goldenen Netzes verfolgten, mit dem der französische Botschafter Masche um Masche und Gitter um Gitter die Sieben Hügel umstrickte.

„Meine Freundin!

„Sie sehen mich reisebereit. Aber — erschrecken Sie nicht, sondern belächeln Sie die Bitte um Verzeihung, die ich zu Ihren Füßen niederlege — reisebereit — aber ach! leider nicht zu Ihnen! Ich muß diese köstliche Teestunde in der Via Buoncampagni verschieben, in der Sie mir den Zauber Roms vermitteln. Ich liebe dies

zweite Licht der Welt nach Paris, ich liebe Rom, selbst jetzt zur Osterzeit, wenn alle Glocken läuten und ich — mein Gott: Sie wissen: ich stehe mit dem lieben Gott nun einmal nicht auf Du und Du!

Das hätte mich an der Wallfahrt eines Atheisten zum Tiberstrand nicht gehindert. Denn wer liest verständnisvoller die Depeschen, wer fühlt mit zarteren Fingern den Pulsschlag der Zeit, als Sie, meine Freundin? Ihnen ist viel bekannt! Vielleicht auch jetzt mehr als mir über den tragischen Zwischenfall unseres Sohnes Guy, der die Seele Frankreichs nicht minder als meine eigene erschüttert."

Achille Diano schrieb nur von dem Sohn. Von der Tochter und ihrer Ankunft aus Straßburg kein Wort. Donna Teresa, die weltläufige Italienerin, mit ihrem berühmten, vom Gold des englischen Botschafters unterhaltenen politischen Salon in Rom, und Madame Vaussette, die französische Provinzialin, waren einander so fremd, wie nur zwei Frauen sein können, und gingen teilnahmlos nebeneinander her. Er fuhr fort, mit einem theatralischen Schwung der Feder, als stände der Photograph hinter ihm:

„Unser Sohn ist in Deutschland. Der Vater gehört zum Sohn. Es ist beschlossen: ich reise zu den Barbaren! Was wollen Sie? Auch Napoleon ging nach Moskau. Warum nicht ich nach Berlin? Ich, dessen sechs Jahrzehnte und graues Haar bisher nichts als den Boden Frankreichs kannten und, um Sie zu besuchen, das ehrwürdige Pflaster Roms."

Donna Teresa, diese Frau, mit der er es seit einem halben Menschenalter nicht mehr länger als vierundzwanzig Stunden unter einem Dach und in häuslicher Gemeinschaft ausgehalten hätte, war für ihn in der Entfernung ein vertrauter Freund. Eine Art weltlicher und weiblicher Beichtvater, für den er in der lächelnden Gewißheit des Verstandenwerdens alles niederschrieb.

„Mein Hilfsmittel in Berlin? Ich suche dort meinen Schwiegersohn. Meinen Kollegen im Parlament der Teutonen. Sie kennen das Problem Jean Bollin! Ein langes Leben hat mich gelehrt: die Wagschalen des Verstandes und der Willenskraft müssen in einem Mann des Erfolgs gleichmäßig schaukeln. Wehe, wenn die eine sich senkt! Dieser gute Bollin hat die Kraft von zehn Menschen, Notwendigkeiten zu erkennen, und nicht die Kraft eines einzigen, diese Notwendigkeiten zu vollziehen. Frankreich und Deutschland bekämpfen sich in seiner Seele und kreuzen die Klingen der Zukunft in ihm schon jetzt von beiden Ufern des Rheins. Sein Herz gehört uns, sein Kopf den andern! Er schöpft aus dem alles Begreifen für sich das Recht der Tatenlosigkeit. Ich hatte Besseres von ihm erwartet, als ich ihn als Schwiegersohn umarmte und in ihm das wiedergewonnene Elsaß zu umarmen glaubte ..."

„Monsieur wird sich fertig machen müssen!"

„Ja, gleich, Gaston!"

Achille Diano kam hastig zum Schluß:

„Grüßen Sie mir die Freunde in Rom, Teresa! Seien Sie tätig. Geben wir uns alle das Wort, unermüdlich zu sein an dem großen Werk. Auch Ihr da unten! Besticht Rom! Besticht es, bei Tag und Nacht. Besticht es vom Minister bis zum Facchino ... Vergoldet seinen Schmutz. ‚Nicht Eisen und Blut — Tinte und Geld' sagte mir einst, im spielenden Gedankenreichtum des Nachtisches, Sir Edward Manheimer, einer der Vertrauten Edwards VII., als ich zum letzten Mal die Ehre hatte, mit diesem erhabenen Feinde Deutschlands hier in Paris im kleinen Kreise zu dinieren ..."

„Monsieur ..."

„Dieser edelmütige Brite ist dahin. Aber sein Werk wächst lautlos und unsichtbar bis in die Wolken. Und — beglückwünschen wir uns zu unserer Vorsicht — der Oger des Ostens bleibt mit Blindheit geschlagen. Er schnarcht unter seiner Pickelhaube. Morgen werde ich das germanische Ungeheuer sehen! Ich sende Ihnen mein Herz und meinen Handkuß. Der Ihre."

„Monsieur wird noch den Zug versäumen!"

Und hinter dem Diener Le Gallais, der Privatsekretär, der Sprachkundige und Reiseerfahrene, der die Reise nach Berlin erst möglich machte:

„Nur noch zehn Minuten bis zur Abfahrt!"

„Nun wohl, mein Freund! Auf nach Sibirien!"

2.

„Hat die Reichstagssitzung schon begonnen?"

„Ja."

„Bitte geben Sie Herrn Abgeordneten Bollin diese Karte! Und melden Sie ihm, sein Schwiegervater, Monsieur Diano, sei aus Paris angekommen und warte hier draußen mit seinem Sekretär."

Der Reichstagsdiener nahm die Besuchskarte in Empfang und begab sich durch die Glastüre in das Innere des Kuppelbaus. Achille Diano sah sich ironisch lächelnd den düsteren Hintereingang an, durch den das deutsche Volk, an prunkvollen Freitreppen vorbei, den Weg als Zuhörer seiner Vertreter fand, und hielt, übernächtig gähnend, die Hand vor den weißen Spitzbart. Sein gefurchter Charakterkopf war barsch und entschlossen. Er glich einem alten französischen Troupier. Er und Le Gallais standen fast allein in der weiten, halbdunkeln Wartehalle. Man konnte ungestört sprechen.

„Sie sind angegriffen von der Nachtfahrt, Herr Diano?"

„Ein alter Pariser ist das Reisen nicht gewöhnt, mein Lieber! Man rutscht nach Trouville. Man profitiert von dem Luxuszug nach Luchon. Aber nach Berlin... Diese Kasernenluft benebelt! Zu denken, daß man gestern

um diese Zeit noch die süßen Winde Frankreichs einatmete ..."

Achille Diano grübelte eine Weile nach und schüttelte den Kopf.

„Le Gallais ..."

„Mein Herr ..."

„Eigentlich ist es doch seltsam. Heute Nacht sann ich im Schlafwagen darüber nach: Kein Tag, seit meiner Jünglingszeit, wo ich nicht von Deutschland sprach oder wenigstens an die Revanche dachte ..."

„Wie jeder gute Franzose."

„Hunderte von Reden gegen Deutschland hielt ich in der Kammer. Hunderte von Entrefilets gegen Deutschland schrieb ich in die ‚Lumière'. Zweimal hatte ich als Minister des Äußeren beinahe stündlich mit Deutschland zu verkehren ..."

„Ich weiß es, Herr Diano!"

„Jetzt, wo ich plötzlich durch die Wunderlampe des Aladdin in das Land der Sauerkrautesser versetzt bin — eine große fremde Stadt sehe, fremde Menschen, lange, gleichgiltige Straßen, da frage ich mich: Was weiß ich denn eigentlich von diesen modernen Barbaren? Was wissen wir Alle davon?"

„Sie kauften sich ja regelmäßig auf den Boulevards die französische Ausgabe des ‚Simplicissimus', Herr Diano!"

„Sehr gut! Daß Deutschland entnervt ist, das wissen wir. Stöhnend unter der Säbelherrschaft der Junkerkaste und dabei erschöpft durch das Wohlleben und den Mißbrauch eines Reichtums, der dem Wesen des

Teutonismus widerspricht. Aber immerhin ... Man ist hier auf dem Monde ... Ob das anderen Nationen mit Deutschland auch so geht, Le Gallais?"

„Wahrscheinlich, Herr Diano!"

„Ein seltsames Gefühl: ohne Kompaß im Lande der Feinde."

„Nicht nur Feinde. Ich war Hauslehrer in Deutschland. Es gibt viele unter diesen guten Deutschen, die Frankreich lieben, Herr Diano!"

„Wir danken, meine Herren ..."

„... und einige, die sich sogar einbilden, daß wir sie zu lieben anfangen ...."

Der alte Franzose wehrte lachend mit der Hand ab, als hätte er einen unpassenden Witz gehört.

„Mißtrauen wir diesen unbeholfenen Liebenswürdigkeiten, mein Freund, mit denen man uns zeitweise überschüttet. Ich entsinne mich ihrer wohl. Es ist die zitternde Höflichkeit der Verstellung. Es ist die Angst. Weiter nichts!"

„Was belustigt Sie so, Herr Diano?"

„Eh — ich muß mir die Hände reiben und lächeln, wenn ich an unsere Fahrt durch die Straßen Berlins denke! Diese Hunderte von Firmenaufschriften in einem Französisch, dessen sich der achtjährige Sohn meines Concierge schämen würde ..."

„Oder Englisch, Herr Diano!"

„Es ist das schlechte Gewissen. Diese Stadt empfängt das Ausland mit der Höflichkeit eines Parvenus, weil sie sich ihrer Unebenbürtigkeit bewußt ist. Das Gefühl,

daß man sie belächelt, malt ein verlegenes Lächeln auf ihre brutalen Lippen ... Ah ... endlich der Diener ..."

„Herr Dr. Bollin ergreift in diesem Augenblick das Wort! Zu kurzer Anfrage über die Festnahme des Leutnants Diano! Er schickt den Herren hier zwei Karten zur Abgeordneten-Tribüne!"

„Kommen Sie, Le Gallais!"

Achille Diano stieg mit seinem Sekretär die schmale Treppe empor. Er witterte beim Eintritt in den Saal wie ein alter Schlachthengst nach der gewohnten, leidenschaftdurchzitterten Luft der Kammer und war erstaunt: nichts davon! Nichts von dem Wechsel atemloser Spannung und tobenden Sturms, wie gestern noch während seiner Rede im Palais Bourbon! Das gleichmäßige Gemurmel von zwei, drei Dutzend Stimmen. Viel mehr Abgeordnete saßen nicht auf den Bänken. Zuweilen ein Glockenzeichen. Dann hörte man die lauteren Worte eines Einzelnen. Man erkannte die Stelle, wo sie fielen, daran, daß sich um sie ein kleiner Rundkreis von Zuhörern gebildet hatte. Der Franzose oben setzte seinen Zwicker auf. Nun sah er deutlich, über die Glatzen unten hinweg, den tief brünetten, weichlich, aber edel geschnittenen Kopf seines Schwiegersohns. Diese schon einmal, vor Jahren, vom Leid eines Witwers und dem wechselnden Lauf eines Menschenalters geprägten Züge eines fünfundvierzigjährigen Mannes, die mit den tiefen dunklen Augen, dem ausdrucksvollen schwarzen Knebelbart etwas Südländisches an sich hatten. Der Alte oben hatte ihn seit sechzehn, achtzehn Monaten nicht mehr gesehen. Er

dachte sich unwillkürlich: Baussette ist zwanzig Jahre Jahre jünger als er. Seine zweite Frau. Die Stiefmutter dieses schon erwachsenen Hippolyte ...

Der Abgeordnete Jean Bollin hatte eine weiche, aber volle und helltragende Stimme. Man verstand ihn jetzt deutlich. Er sprach ohne jedes Stocken, schnell und eindringlich-beredt. Es fiel Achille Diano nachträglich ein, daß der Reichstagsdiener den Namen „Bollin" deutsch ausgesprochen hatte und nicht französisch. Es dünkte ihm wie ein Gleichnis. Aber der französische Vorname blieb. Was von beidem war nun das Richtige? Auf diesen grübelnden und ernsten Kopf da unten paßte eigentlich beides nicht — nicht die phrygische Mütze und nicht die Pickelhaube.

„Übersetzen Sie mir!" raunte er Le Gallais zu. Das Geflüster störte niemanden. Die meisten Zuhörersitze ringsum waren leer. Der ergraute Parlamentarier und Minister a. D. oben legte aufmerksam die Hand ans Ohr.

„Seit tausend Jahren streitet man, ob der Rhein oder die Vogesen Deutschlands und Frankreichs Grenze seien! Warum nicht beide zugleich? Und zwischen ihnen ein Mittelvolk, das jedem der zwei feindlichen Nachbarn die Hand reicht und sie endlich, zum Heil der Menschheit und zum Frieden des Erdballs, versöhnt? Das von beiden das Gute nimmt und es zwischen beiden austauscht. Indem wir diese Grenzen schaffen, verwischen wir sie zugleich. Denn wir vermitteln den Übergang von einer Kultur zur andern. Ich spreche hier nur von Kultur. Ich verlange nur innerhalb der Schranken der Gegenwart

Freiheit zur Erfüllung einer Sendung des Ausgleichs und des Verstehens. Ich weiß, daß jeder Versuch von außen, an diesen Schranken zu rütteln, das zur Folge haben müßte, was ich um unser selbst wie um der Menschheit willen am meisten scheue und als das größte Unheil von uns weise: den Krieg!"

„Ah — das ist stark!" brummte Achille Diano. Er war in dieser Sekunde des Grolls sogar davon befriedigt, daß die Gestalt seines Schwiegersohns, die er jetzt ganz sehen konnte, nicht völlig der Schönheit des Kopfes entsprach. Sie war nur von Mittelgröße und etwas zu sehr zur Fülle geneigt.

„Meine Herren: So, wie unser Land von den düsteren Tannen bis zu den lieblichen Rebhügeln das Klima Deutschlands und Frankreichs vereint, so wollen wir Elsässer in ihm und in uns die guten Eigenschaften beider Völker vereinen! Versetzen Sie sich in unsere Lage: Wir stehen zwischen Zukunft und Vergangenheit! Wir können die Vergangenheit nicht ohne weiteres aus dem Herzen reißen! Sie wurzelt zu tief! Ich sage es frei! Trotz der Bewegung, die ich um mich sehe!... Darum muten Sie uns keine unnützen Opfer zu! Was gewesen ist, ist gewesen. Legen Sie uns lieber neue Pflichten auf! Wir werden sie zu erfüllen wissen!"

„Pflichten gegen Deutschland!"

„Jawohl! Pflichten gegen das, was wir Deutschland in der Gegenwart schulden wie Frankreich in der Erinnerung! Meine Herren! Ich spreche hier nicht von Berlin oder von Paris! Ich bin Elsässer. Ich spreche

für Straßburg und für Metz! Beides sind Festungen. Aber der Weg der Menschheit führt über mittelalterliche Schanzen hinweg und hinaus ... Fast ein halbes Jahrhundert ist es her, seit die letzten Kanonenschüsse in Westeuropa grollten. Das neue Geschlecht will den Frieden, hüben wie drüben! Es will den unblutigen Wetteifer des Fortschritts und der Gesittung. Lassen Sie uns Elsässer mit unserm guten Beispiel die ersten sein!"

„Und wenn es doch Krieg giebt?"

„Es giebt keinen Krieg! ... Oh — lachen Sie nicht dort rechts!"

„Also bewaffneter Friede?"

„Auch das nicht! Denn Versöhnung heißt Abrüstung!"

„Wer soll zuerst abrüsten?"

„Die allgemeine Einkehr der Menschheit wird zugleich die Stunde der allgemeinen Abrüstung sein. Daran wollen wir arbeiten, jeder an seinem Teil. Auch wir im Elsaß. Wir vor allem. Denn wir leiden am schwersten zwischen den beiden waffenstarrenden Welten. Das ist das Ziel meines Lebens, daß noch einmal die Glocken des Straßburger Münsters das goldene Zeitalter des Völkerfriedens einläuten!"

Oben auf der Tribüne schnitt der alte Diano eine Grimasse. Er murmelte einen Kraftausdruck vor sich hin, der aus der Kaserne der Fremdenlegion stammte. Dann beugte er sich gespannt vor: Aus dem unverständlichen Deutsch unten klang sein Name. Eine Bewegung im Hause hinterher.

„Was sagt er, Le Gallais?"

„Er ist bei dem Zwischenfall von Nattweiler. Man wirft ihm vor, daß Leutnant Diano sein Schwager ist!"

„Und er?"

„Er lehnt das ab! Er ist für Herrn Guy nicht verantwortlich. Hatte nicht einmal Kenntnis davon, daß Herr Guy sich im Badischen aufhielt. Weiß von der ganzen Sache nicht mehr als alle andern, daß Herr Guy in seinem Wahlkreis auf Veranlassung einer Dame festgenommen wurde, die dort bei einer Freundin in der Garnison zu Besuch war."

„Mit Recht festgekriegt!" rief es unten aus einer scharfen preußischen Kehle. Dann Bollins weiche und helle, immer versöhnlich klingende Stimme.

„Ob mit Recht oder Unrecht, wird die Untersuchung des Gerichts lehren. Ihr Ergebnis allein entscheidet. Erweist sie die Schuld des Leutnants Diano, so bin ich der Erste, ihn zu verdammen! Schon, weil seine vergeblichen Bemühungen das vorbereiten, was ich als ein Unglück für Kultur und Menschheit betrachte: den Krieg!"

Achille Diano brach geräuschvoll auf. Er konnte hier nicht weiter bleiben. Er drängte sich, herausfordernd mit seinem Sekretär Französisch sprechend, zum Ausgang. Man hielt ihn für einen der elsässischen Notabeln, deren Anwesenheit hier nicht auffiel, und machte ihm ruhig Platz. Er fand sich unten in der mächtigen Wandelhalle, in der mehr Abgeordnete saßen, standen und schlenderten, als drinnen im Saal während Bollins Rede. Nun verkündete schrilles Glockenzittern durch das ganze Haus deren Ende. Jean Bollin kam durch die ledergepolsterte

Tür des Sitzungsraums, sah sich suchend um, trat, noch erregt und gerötet vom Sprechen, auf seinen Schwiegervater zu. Der streckte frostig die Rechte in die Tasche, statt sie ihm zu reichen. Die Linke beschrieb einen malenden gallischen Bogen verachtenden Zorns durch die Luft.

„Genug! Man hat mir Deine Worte übersetzt! Es sind die ermüdenden Gedankengänge eines Träumers. Napoleon hätte Dich einen Ideologen genannt!"

„Napoleon ist tot!"

„Aber Frankreich lebt! Die Göttin der Republik steht fragend vor Dir. Sie verlangt, aus meinem Munde, zu wissen, welchen der beiden Wege Du wählen willst! Der eine führt zum Tod, der andere zum Leben! Der eine zur Nacht. Der andere zum Licht. Der eine nach Berlin. Der andere nach Paris!"

„Hier im Deutschen Reichstag giebt es keine Phrasen, lieber Schwiegervater!"

„Nein?"

„Sie wirken hier nicht! Man belächelt sie, wie Ihr sie bewundert! Ich verstehe beides!"

„Ja, Du verstehst alles! Du bist stark im Verstehen. Aber es ist auch das Einzige, worin Du stark bist! Ich sehe Dich schon am Fuß jener Wegweiser des Schicksals liegen, zermalmt von den Rädern unsers Siegeswagens ..."

„Sie sind in Berlin, lieber Schwiegervater!"

„Unglücklicherweise!"

„Und sollten daher sich als Franzose doppelt ..."

„Ich kam als Franzose! Aber der Patriot verstummt

schmerzlich in Deiner Gegenwart! Ich wollte im Namen Frankreichs Dein Gewissen beschwören! Du gabst mir laut da drinnen die Antwort, ehe ich Dich noch leise frug! Du gabst dem neuen Cäsar, was des Cäsars ist! Ich beglückwünsche Dich!"

„Ich gab meiner Überzeugung Ausdruck!"

„Ah bah!"

„Ich stehe zwischen Euch, diesseits und jenseits der Vogesen, wie zwischen Blinden! Ich möchte Euch führen, Euch die Binde von den Augen reißen, damit Ihr die unnützen Mißverständnisse erkennt, die Euch trennen, Euer gegenseitiges Mißtrauen ... Eure unbegründete Furcht ... Euer Nichtwissen ..."

„Wir wissen genug — ha — wir an der Seine!"

„Ich bin kein Freund der Engländer!" sagte Jean Bollin, und schon in dem Südlichen und Warmen und Dunkeln seines Wesens lag eine Bestätigung seiner Worte. „Aber ich schätze die Deutschen und ich liebe die Franzosen und möchte Euch diese Gefühle gegenseitig einflößen. Vereint seid Ihr die Welt. Seid unbezwinglich. Haltet die Zukunft der Menschheit in der Hand. Der Tag, an dem dies geschieht ..."

„Ich möchte diesen schwarzen Tag nicht erleben, sondern lieber vorher unter den Bannern Frankreichs verbluten, ehe die Göttin der Freiheit sich vor Potsdam demütigt!"

„Zerstöre doch ein einziges Mal diesen Phrasenwall um Dich! Dringe suchend in Dein Inneres. Dein eigenes Inneres ..."

„Genug. Lassen wir das! Der Franzose in mir schweigt in seiner Würde. Nur der Vater spricht. Deswegen stehe ich vor Dir. Du bist der Abgeordnete von Nattweiler. Das gewichtige Wort des Deputierten kann dort helfen, das Los meines Sohnes zu lindern!"

„Nein!"

„Deine Schwester ist in dies Ulanenregiment in Nattweiler hinein verheiratet. Diese Elsässerin hat sich zu den Preußen geschlagen! Ist die Frau eines Rittmeisters, eine Angehörige der neuen Herrscherkaste da unten. Ein Wink aus ihrem Kreis genügt ..."

„Wie wenig kennst Du Deutschland ..."

„Nein? ... Dann gieb mir wenigstens Empfehlungen nach Straßburg mit! Du bist Mitglied des Landtags, aus dieser alten Notabelnfamilie, kennst als Besitzer der ‚Münster-Zeitung' die halbe Stadt ..."

„Ich kann nichts für Guy tun!"

„Ha — das ist eine echt preußische Antwort!"

„Keine preußische und keine französische, sondern die eines Elsässers, der deutscher Staatsbürger ist und auf die Gerechtigkeit der Richter vertraut. Mögen sie hier oder bei Euch ein Urteil fällen!"

Ein schlichter, alter Herr, mit grauem Vollbart, trat auf ihn zu.

„Neues aus Nattweiler, Herr Vollin?"

„Nichts, Exzellenz!"

Der Andere, der als Zeichen, daß er nicht selbst zum Reichstag gehörte, im Mantel war und den Hut in der Hand hielt, dämpfte seine Stimme:

„Ihr Städtchen ist doch ruhig?“

„Vollkommen!“

„Sie glauben nicht, daß meiner Tochter etwas passieren kann, wo sie doch sozusagen die ganze Geschichte eingerührt hat?“

„Ausgeschlossen, Exzellenz! So sind wir Elsässer doch nicht. Sie kennen uns doch!“

„Ja. Na ja! Aber meine Tochter auch! Die freut sich noch womöglich, wenn ihr die Leutchen eine Katzenmusik bringen, und betrachtet es als eine Ovation! Sie schrieb gestern schon ganz begeistert über ihre Heldentat!“

„Es wird nicht so schlimm kommen!“

„Nein: Sie sind ja da! Wir vertrauen auf Ihre Vermittelung! Ich hab' eben Ihre Rede gehört! Zukunftsmusik wenigstens draus herausgehört! Nur so weiter! Schließlich kommen Sie ganz in unser Lager! Sie sind ja schon auf dem besten Weg!“

Der alte Herr drückte ihm die Hand und entfernte sich. Sein Gang war ruhig und fest, seine Haltung aufrecht. Jean Bollin wandte sich an seinen Schwiegervater.

„Sehen Sie ihn sich an: Es ist der General von Lüdiger. Er lebt pensioniert in Potsdam. Früher stand er lange bei uns unten im Elsaß!“

„Was weiter?“

„Nun: Seine Tochter war es, die Guy verhaften ließ!“

Der alte Franzose biß die Lippen zusammen.

„Sonst hat er doch mehr Glück bei den Weibern, der Schlingel!“ murmelte er und dann plötzlich zwischen den

Zähnen, heiß, leidenschaftlich: „Hilf mir ihn befreien! ... Jean ... mein Teurer ... verhilf ihm zur Flucht!"

„Was? ..."

„Jean, mein Sohn ... mein zweiter Sohn als Schwiegersohn ... erfülle Deine Pflichten gegen Deine Familie! Gegen die große Familie, die Frankreich heißt und Dir die Arme öffnet! Du liebst sie! Du sagst es selbst. Du bist schon auf halbem Weg zu uns! Komme ganz! Komme mit nach Paris ..."

„Genug ..."

„Von dort lassen sich ungestört die Vorbereitungen zur Befreiung Guys treffen. Es führen genug geheime Wege von dort bis an den Rhein. Du weißt am besten, an wen man sich da zu wenden hat. Kein Mensch in Paris beobachtet Dich! Es ist gar keine Gefahr ..."

Jean Bollin schwieg. Er hatte manchmal den forschenden, beinahe leidenden Ausdruck eines Arztes in den tiefen, dunklen Augen, den Ernst eines Mannes, der gewohnt war, am Krankenbett der Zeit zu sitzen. Endlich sagte er:

„Eines erschreckt mich immer wieder bei Euch! Ihr nennt Euch das geistvollste Volk der Welt, und plötzlich hört bei Euch das Denken auf! Ganz jäh — wie mit dem Messer abgeschnitten!"

„Du willst nicht?"

„Wenn Du bei Sinnen wärst, würde ich Dir antworten: die bloße Frage ist eine Beleidigung! Gerade hier, an diesem Ort! Im deutschen Reichshaus!"

„Ah — diese Kuppel mit der Kaiserkrone soll nicht länger auf mich drücken! Luft! Luft! Le Gallais — suchen wir den Ausweg in die Freiheit! Bleibe Du hier, mein Lieber! Unterschreibe Dein Todesurteil! Drüben wird man es vollstrecken! Bald wird man hitziger und mit anderen Waffen diskutieren als jetzt!"

„Höre doch ..."

„Ich höre nichts! Ich will nichts mehr! Man wird sich ohne Dich behelfen! Vorwärts, Le Gallais! Wir werfen uns hier an die Brust Frankreichs selber! Wir suchen unsern Botschafter auf!"

Achille Diano verließ die Wandelhalle mit gesträubtem Haar und blitzenden Augen, atemlos wie ein Schauspieler die Bühne. Sein Schwiegersohn konnte dem Sturmschritt des Alten nicht folgen. Er blieb stehen. Ein Bürodiener entdeckte ihn, kam heran und überreichte ihm ein paar eben für ihn angekommene Briefe aus dem Elsaß. Jean Bollin öffnete den ersten. Er lächelte im voraus über die Weisheit seiner Mutter. Er wußte, was die greise Philosophin in dem Patrizierhaus am Eisernen Mann in Straßburg, durch das seit Jahrhunderten das Geschlecht der Bollin kam und schwand, was sie, das echte Kind des Elsaß, ihm schrieb:

‚Laß Du die Deutschen und Franzosen ihr Hühnchen selber pflücken. Was brauchst Du Dich in jede Affaire in Europa zu melieren! Komm' retour! Chez nous! Du gehörst nach Straßburg!'

Und der zweite. Der Brief der Schwester. Der preußischen Offizierfrau.

„Am besten wäre es, Du kämst schleunigst einmal hierher nach Nattweiler. Eigentlich ist's Deine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit! Wofür bist Du denn eigentlich Abgeordneter? Da bringe doch, bitte, beizeiten hier Zucht und Ordnung hinein, ehe die Bevölkerung Mucken kriegt und es wieder solche tolle Geschichten absetzt wie in Zabern! Vorläufig geht es ja noch soweit in Liebe und Güte ..."

Er las den Brief nicht weiter, sondern steckte ihn in die Tasche, ließ sich Hut und Mantel reichen und trat hinaus ins Freie. Aprilsturm fegte ihm ungestüm entgegen. Und während er von der Sommerstraße, vornübergebeugt, mit der Mappe unter dem Arm und den Blick am Boden dem schaumgekräuselten Spiegel der Spree zuschritt, dachte er sich: Der General von Lüdiger begrüßt mich in Berlin. Mein Schwiegervater winkt mir nach Paris. Meine Mutter ruft mich nach Straßburg in die Stille, meine Schwester nach Nattweiler in den Streit. Wo gehöre ich eigentlich hin?

Er stand und sah durch die Fenster seines kühlen Hotelzimmers am Reichstagsufer die Regenböen über die grauen Dächer Berlins sprühen. Tausend Wassertropfen zogen ihre Kreise auf der trüben Fläche des Flusses. Drüben, am andern Ufer, drängten sich niedrige, verwaschene Häuser. Man las die Inschriften von Pensions-Stallungen und Kohlenlagern, Grünkramkellern und Patzenhofer Ausschank. Ein schwarzglänzender Heerwurm nasser Regenschirme kroch endlos und geduldig fern über die Weidendammer Brücke. Jean Bollin fröstelte, setzte

sich und senkte den dunklen Kopf, in dessen weichem und schwermütigem Ausdruck etwas von einer fernen, vielleicht schon vor Jahrhunderten verschollenen Edelrasse des Südens lag, über die Arbeit. Ringsum war die Pflicht. Drucksachen des Reichstags, Sitzungsberichte des Elsässer Landtags, Depeschen und Briefstöße seiner eigenen Zeitung in Straßburg. Viele Menschenstimmen sprachen da zu ihm und gegen einander. Es quälte ihn, daß er sie alle begriff. Er zwang sich, die Antworten zu erledigen. Jedem gerecht zu werden. Einem nach dem andern. Dann schaute er wieder durch die regenblinden Scheiben. Draußen lag die Welt grau in grau. Und ebenso war in ihm ein unbestimmtes Gewölk von Unentschlossenheit, Unbefriedigtheit, jene Trauer, die ihn oft befiel, wenn ihm sein Verstand die Richtung klar zeigte und sein Wille doch den Weg nicht fand.

Ein leises Knarren der Türe ließ ihn den Kopf wenden. Er hatte das Klopfen überhört. Nun stand er langsam, ungläubig auf, beinahe erschrocken wie angesichts einer Sinnestäuschung. In seine schwarzen Augen kam ein Leuchten des Glücks. Das ganze Zimmer schien zu leuchten, als sei in seinem Abenddämmern plötzlich die Sonne aufgegangen, die Sonne in Gestalt dieser großen, dunklen Madonna in eleganter Pariser Reisetracht, die in ihrer strengen und majestätischen Römerschönheit auf der Schwelle stand, von der unbeseelten Statue zum lächelnden Menschenbild wurde, die Arme ausbreitete...

„Baussette!"

Sie umschlang ihn stürmisch. Ihr warmer Atem um-

wehte ihn. Aus den Falten ihres Kleides stieg der Duft der Veilchenbeete der Riviera, der Hauch von hundert Blumen am blauen Strand. Sie schmiegte sich leidenschaftlich an ihn. Sie trank durstig seine Küsse. Ihre Stimme gurrte glückselig und tief wie die einer Turteltaube.

„Ich hab' es bereut, mein Freund! Kaum daß mein Vater weg war! ... Beim ersten Rosenkranz in Notre Dame de Lorette hab' ich's bereut! Was soll Papa bei Dir, er, der nicht an Gott glaubt! Er führt Dich nur irre. Er regt Dich nur auf! Ich komme, Dich zu holen — ich, Deine Frau!"

„Hierher — nach Berlin?"

„Ja — nicht wahr?" Sie richtete sich auf. Sie war atemlos und stolz auf ihr Wagnis. „Zu den Preußen! Mir pochte das Herz! Aber ich bezwang mich! Auch Père Hyacinthe riet mir dazu. Ich reiste mit der Kammerfrau. Wir machten einander Mut. Alles ging gut. Weißt Du, daß unsere Feinde Französisch verstehen — Alle? Jeder wies mir den Weg! Da bin ich!"

Baussette Bollin war glücklich wie ein Kind. Und er dachte sich: Du bist ja auch ein schönes, großes Kind. Und ich liebe Dich. Ich liebe Dich und Deine Schönheit. Es war selten bei ihr, daß diese Schönheit sich so ungestüm und lebensstark offenbarte, statt der klassischen Ruhe, der unsichtbaren Nähe der Natur, die sonst über ihren Zügen und ihrem Wesen lag.

„Mich holen willst Du?" sagte er langsam. „Wohin?"

„Was tust Du noch hier? Man kann dem armen Guy

nicht helfen! Unglückseligerweise. Alle versicherten es mir inzwischen in Paris!"

„Nichts jetzt von Paris!"

„Nein. Nichts von Paris!"

Sie sagte es gefügig und lächelnd und sah ihn, halb neben ihm hingekniet, erwartungsvoll an.

„Also zu uns zurück — nach Straßburg?"

Nun machte sie eine plötzliche, kummervolle Miene des Widerwillens und verneinte.

„Man druckt Deine Zeitung auch ohne Dich, mein Freund! Ich will Dich einmal ganz für mich haben. Ich bekam gestern plötzlich Angst, in dem Sacré-Cœur, daß wir uns zu oft voneinander trennen! Auch der Père Hyacinthe meinte ..."

Er wehrte die Erwähnung des Beichtvaters ab. Er wußte nicht, was nun kam. Er hatte wieder diese leise Angst vor der ungebrochenen Kraft ihres Wollens, hinter dem der Jähzorn sprungbereit lauerte.

„Du hast es mir schon so oft versprochen und nie die Zeit dazu gefunden! Ich bin stolz auf Dich, mein kleiner Jean! Ich will Dich endlich einmal wieder meinen Verwandten zeigen ... Da unten!"

Diese Bewegung: „da unten" ihrer starken, aber schöngeformten Hand, das war die Guyenne und die Gascogne, das war das Languedoc und die Provence, das war das Land der Ölbäume und der Cypressen, des Maulbeerlaubs und der ersten Palmen. Er mußte lächeln. Er kannte den leidenschaftlichen Familiensinn der Südfranzosen. Bei einem Sterbefall gingen die Frauen ganzer Sippen in

Schwarz. Unter der Todesanzeige standen oft fünfzig Namen. Aber zugleich stieg der Traum der Sehnsucht in ihm auf — abgerissene Bilder — der Pfeil der Agave an ockergelb brennender Felswand unter blauem Himmel. Ferner Sang durch laue goldgesternte Nacht. Weiße Schaumkämme auf blauatmendem Meer. Gedankenloses Glück des Seins. Der Süden grüßte. Nein. Er war da. Er kniete vor ihm, umschlang ihn mit weichen und doch starken Armen, zog ihn zu sich hinab, lachte ihn an aus diesem schönen, länglichen, bräunlichen Frauenantlitz, bat, bettelte, drängte ... fuhr ungeduldig auf ...

„Ah ... dieser gute Papa ... Nur jetzt nicht ... bitte ... bitte ..."

Im Vorzimmer stand Achille Diano, zorniger denn je, den Zylinderhut tief im Genick, das rote Bändchen der Ehrenlegion im Knopfloch: Er hatte bei dem Botschafter nichts ausgerichtet.

„Genug!" sagte er zu dem Schwiegersohn, der zu ihm hinaustrat. „Armes Frankreich! Aber ich bin der Herold seiner zartesten Gefühle! Ich betrete Frankreichs Erde, indem ich jetzt mit entblößtem Haupt den Boden Elsaß-Lothringens betrete!"

„Du willst nach dem Elsaß?"

„Ich werde Dich nicht weiter fragen! Ich führe meine Sache selbst, da am Rhein!"

„Nimm Dich in Acht!"

Einen Augenblick wurde der alte Kampfhahn stutzig.

„Nun — falls nötig: Wo erreicht man Dich? Hier oder in Straßburg?"

„An keinem von beiden Orten!“ sagte Jean Bollin langsam und beinahe mechanisch.

„Du gehst auf Reisen?“

„Ja.“

„Wohin?“

„Nach Frankreich!“

Die Krähenfüße und Runzeln im Gesicht des Alten lagen plötzlich im hellen Sonnenschein. Das hatte er nicht erwartet.

„Nach Paris?“

„Nicht nach Paris! Nach dem Süden!“

„Sehr gut! Auch ich bin auf dem Wege nach Rom, sowie ich den armen Guy ...“

„Herr Diano! Wir müssen uns eilen!“

„Ich komme, Le Gallais! ... Ich schulde Madame Diano in Rom meinen Besuch! Wir werden uns treffen ... irgendwo ... drüben ... Auf Wiedersehen, mein Braver! Auf Wiedersehen!“

Der Abgeordnete Bollin kehrte zu seiner Frau zurück. Sie hatte durch die Türe das französische Gespräch gehört. Sie umarmte ihn stürmisch.

„Und wann entführe ich Dich von hier, mein Freund? Wann reisen wir? Morgen?“

„Morgen!“

3.

Achille Diano entblößte wirklich, wie er es seinem Schwiegersohn in Berlin angekündigt, mit einer feierlich ausholenden Armbewegung das gesträubte graue Haar seines Hauptes beim Betreten des Elsässer Bodens auf dem Bahnhof von Nattweiler. „Vor vierundvierzig Jahren beinahe kämpfte ich hier!" sagte er zu Le Gallais. „Drüben am Sauerbach, bei Reischoffen! Unsere Führer waren damals Verräter. Das erklärt alles! Sie sind es auch jetzt. Armes Frankreich!"

Vor ihm lag das altertümliche Elsässer Städtchen mit seinen urdeutschen Fachwerkbauten früherer Jahrhunderte, seinen Turm- und Mauerresten auf lindenbepflanztem, ehemaligem Festungswall, seinem rheinischen Lärm und Leben, das den an die schläfrige Stille verknöcherter französischer Provinznester gewohnten Diano verblüffte.

„Sakrénundebib! Was isch denn? Was witt, Güschtaw?"

„Hesch nit nach mir g'froujt?"

„Jo — warum nit gar!"

„N'importe! Wart' e bissele! Ich kumm' en Auesblick mit!"

„Was gitt's denn Nejs?"

Die beiden Männer sprachen aufgeregt miteinander. Die Frauen standen und lachten. Die Kinder schrieen. Über die Züge des alten Franzosen glitt ein Gram. Das waren nicht die geraubten Provinzen in düsterer Trauer, wie sie die Redner der Patriotenliga in Paris malten. Das war ein lustiges, betriebsam wie ein Ameisenhaufen wimmelndes Völkchen und Städtchen, mit einem neuen schmucken Villenviertel für die altdeutschen Offiziere und Beamten am Bahnhof, mit neuen Ziegeldächern und Ringschornsteinen neu angelegter Fabriken, mit neuer Schauläden und Geschäftshäusern inmitten der krummen, alten Straßen, deren Namen noch an die Marschälle des Sonnenkönigs und des kleinen Korsen erinnerten. Aber sonst kaum mehr etwas ...

„Le Gallais, in Berlin sahen wir die französischen Inschriften auf den Firmenschildern! Hier nicht!"

„Vielleicht ist es verboten!"

„Aber ich höre auch nicht die Sprache des Mutterlands! Selten einmal ein einzelnes Wort! Was ist das für ein Patois?"

„Elsässer Deutsch!"

„Deutsch ... ah ... dies Volk spricht Deutsch! ... Aber es tut es im Fieber, Le Gallais! Diese Stadt zittert vor verhaltener Aufregung. Man sieht es ihr an. Es klingt wie das Summen eines gereizten Bienenschwarms um uns! Beachten Sie, wie diese Arbeiter da in Gruppen beisammenstehen — ah, mein Respekt, meine Herren Blusenmänner! Merken Sie die unheil-

verkündenden Mienen dieser Bürgerfrauen mit dem Marktkorb am Arm — hören Sie die schrille Entschlossenheit der Pfiffe dieser Schulknaben...? Ah — das gährt... das gährt..."

„Ich glaube nicht!" sagte Le Gallais halb lächelnd. Es war jetzt eben das Straßenleben der Mittagszeit. Dazwischen standen Schutzleute an den Ecken und vor dem Haus des Kreisdirektors. Aber sie sahen gelassen darein. Sie fanden nichts zu tun. Dann schmetterte es hell und kriegerisch um die Ecke. Hunderte von weiß-schwarzen Fähnchen flatterten an steilen Lanzen, das Getrappel von Tausenden von Pferdehufen hallte auf dem holperigen Pflaster. Die Nattweiler Ulanen kehrten vom Exerzierplatz zurück. Achille Diano musterte stumm die wohlbekannten Gestalten von 1870.

„Da sind sie!" sagte er endlich. „Sie sind noch immer da! Immer noch! Kommen Sie, Le Gallais! Tun wir unsere Pflicht!"

Vor dem Gerichtsgebäude bummelten wirklich einzelne Neugierige da und dort auf dem Platz. Sie sahen nach ein paar Fenstern im ersten Stockwerk hinauf, als ob sie da etwas erwarteten. Ein Gensdarm ging sporenklirrend und gähnend auf und ab. Es kostete Mühe, ihn dazu zu bringen, daß er die beiden Fremden eintreten und sich bei dem Untersuchungsrichter oben hinter jenen Fenstern melden ließ.

„Ah — welch ein Bursche!" murmelte Diano unwillkürlich zu seinem Begleiter. So dachte er sich diese unter Wilhelm II. so allmächtigen Alldeutschen, die unzähligen,

blutdürstigen Schüler dieses berühmten Generals Bernhardi, so wie diesen, mit vernarbten Schmissen übersäten, ein phlegmatisches Bayrisch sprechenden, breitschulterigen Richter, neben dem die beiden Pariser Besucher wie Zwerge aussahen. Er musterte Dianos Karte und konnte plötzlich ganz gut Französisch.

„Ach so ... Sie sind der Vater!"

„So ist es, mein Herr!"

„Ich bin eben im Begriff, den Leutnant Diano zu vernehmen!"

„Dann gönnen Sie mir, bitte ..."

„Ich bedauere. Vor Abschluß der Untersuchung ist keinerlei Verkehr des Gefangenen mit der Außenwelt möglich!"

„Ah, mein Herr! Und das Recht des Vaters ..."

„Sie hätten es benutzen sollen, Ihren Sohn in Frankreich zurückzuhalten. Dann wäre uns die ganze Geschichte erspart geblieben!"

In seinen jüngeren Jahren, noch bis nach Bismarcks Sturz, hatte Achille Diano einen widerwilligen Respekt vor den Siegern von 1870 besessen. Dann hatte sich das bei ihm und anderen, je mehr Deutschland den Erdball mit Freundschaftsbezeugungen überschüttete, in ein Gefühl der Überhebung verkehrt. Aus diesem Dünkel heraus herrschte er plötzlich ungeduldig den vor ihm an:

„Man wird sich über Sie beschweren, mein Herr! Ich fahre auf der Stelle nach Straßburg hinüber ..."

„... wenn ich Sie überhaupt noch hier aus dem Zimmer lasse!" sagte zu seinem staunenden Schrecken der

Untersuchungsrichter Dr. Kammerknecht mit großer Gemütsruhe.

„Hein?"

„Ich könnte Sie ja auch auf der Stelle verhaften! Wer weiß denn, ob Sie nicht mit Ihrem Sohn unter einer Decke stecken? Aber fahren Sie nur in Gottesnamen nach Straßburg! Jetzt kriegen Sie dort die richtige Antwort!"

Und als der kleine Franzose puterrot das Zimmer verlassen hatte, grollte der Andere in ehrlichem Bayrisch hinter ihm her zu einem Generalstabsoffizier in Zivil, der stumm als Zuhörer in der Ecke saß.

„So ein Malefiztrottel! Ich möcht' nur wissen, wann wir endlich mit der sakrischen Dummheit aufhören, daß man mit dem Hut in der Hand am weitesten kommt! Ist der Leutnant Diano jetzt draußen? Dann herein mit ihm!"

Ein Gensdarm führte einen kaum mittelgroßen, schmächtigen jungen Mann mit schwarzem Schnurrbärtchen und lebhaften schwarzen Augen vor, der barhaupt, in einen stutzerhaften hellgrauen Sommeranzug gekleidet, sich nachlässig verbeugte. Der Richter erwiderte das ganz freundlich.

„Nun, mein Leutnant: wie geht's?"

„Danke! Man lebt! Aber wie lange noch?"

Der Leutnant Guy Diano von den 22. Chasseurs à Cheval machte dabei eine vielsagende Geberde an den Hals, ohne daß sich das leichtsinnige Lächeln von seinen hübschen, braungebrannten Zügen verlor.

„Na, man wird sehen! Es liegt bei Ihnen! Gestehen Sie selbst: unsere Verhandlungen sind ermüdend!"

„Vortrefflich! Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde!"

„Warum wollen Sie sie nicht abkürzen, indem Sie endlich eingestehen ..."

„Ich weiß von nichts, mein Herr Procureur! Von nichts!"

„... eingestehen, daß Sie zur heimlichen Auskundung der strategischen Rheinbrücke von Nonnenbach ..."

„Von nichts! Von nichts!"

„... unter dem Deckmantel eines welschschweizerischen Studenten am Karlsruher Polytechnikum ..."

„Von nichts!"

„... sich in der Gegend der Nessius'schen Fabrik aufhielten ..."

„... um Deutsch zu lernen!"

„... eine Liebschaft mit der Tochter Sannchen des dortigen Werkmeisters Wehrle anknüpften, offenbar als Vorwand für Ihr Kommen und Gehen."

„... um Deutsch zu lernen! Ich sage es immer wieder. So habe ich es überall auf meinen Urlauben gehalten. In Italien. In Spanien. In Rußland. Meine Lehrmeister waren immer die hübschen Frauen des Landes. Wo hätte ich sonst die Geduld für die Grammatik? So lernt man mit dem Herzen. Man liest die Worte von den Lippen ... Ich gebe zu: mein Deutsch ist vielleicht nicht das Ihrer Akademie. Es ist das dieses blonden Kindes aus dem Volk. Aber mir genügt es. Ich war ein gelehriger Schüler. Immer. So hatte ich auch in Rom ..."

„Danke. Das interessiert uns hier nicht! Warum verließen Sie oft noch zu später Abendstunde Ihre Wohnung im Wirtshaus in Nonnenbach?“

„Nun: die Dunkelheit ist die verschwiegene Beschützerin des Stelldicheins!“

„Zu einem Stelldichein gehören Zwei! Sie wurden aber allein, im Mondschein am Rheinufer stehend, beobachtet, wie Sie Messungen unter dem Bogen der Nonnenbacher Brücke vornahmen! Die Arbeiter Pfändler und Bockstaller der nahen Maschinenfabrik zogen den Fabrikbesitzer, Herrn Philipp Nessius, wegen ihrer Beobachtungen ins Vertrauen!“

„Ah: prüfen wir doch die Unglaubwürdigkeit dieser Tatsache, mein Herr Procureur! Deutsche Arbeiter, die ihrem Brotherren ihr Vertrauen schenken! Wir wissen, daß das Verhältnis der Arbeitenden zu den Besitzenden bei Ihnen ein feindliches ist!“

„Grade in diesem Falle — das Allgemeine interessiert uns hier nicht — müßten Sie von Ihrem mehrwöchigen Aufenthalt in Nonnenbach her wissen, daß Herr Philipp Nessius, obwohl Fabrikbesitzer, grade ein im ganzen Großherzogtum bekannter Arbeiterführer ist. Jedes Kind in Baden weiß, daß er als Abgeordneter der zweiten Kammer in Karlsruhe die Forderungen der Arbeiter vertritt!“

„Nun, ich bin — ein Kind Frankreichs. Ich wußte es nicht!“

„Jedenfalls war Herr Nessius auf Sie aufmerksam geworden. Als weidgerechter Jäger pirschte er sich nachts

an Sie heran. Sah, wie Sie Schritte abzählten. Sich auf eine Visierlinie nach dem Kirchturm von Nonnenbach einschnitten!"

„Ich blickte sehnsüchtig nach meinem blonden Gretchen aus ..."

„... und merkten statt dessen doch, scheint es, plötzlich die Nähe eines Beobachters. Sie sagten ja gestern selbst, daß der Wüstenkrieg von Algier und Marokko Ihre Sinne gleich denen der Eingeborenen geschärft habe ..."

„Ich erwähnte nur, daß ich für Frankreich kämpfte, mein Herr, weil die Zerstreuungen von Paris mich anfingen zu ermüden!"

„Jedenfalls rannten Sie rasch entschlossen, wie Sie gingen und standen, einem am Ufer liegenden Kahn zu, machten die Kette los, ruderten eiligst über den Rhein. Sie ahnten also eine plötzliche Gefahr. Welche?"

„Ich fürchtete die Eifersucht der Bauernburschen von Nonnenbach. Schon einmal hatte man mir aufgelauert ... Es giebt Lagen, meine Herren, in denen selbst Napoleon den Rückzug antrat! In einer solchen befand ich mich!"

„Es hat Ihnen nichts genützt, wie Sie sehen!"

„Mein Gott, wer weiß? Dies Nattonvillers ist noch nicht St. Helena!" Ein freches Lächeln überlief das hagere und verwegene Gesicht des Leutnants Diano. Er schaute nach dem Fenstergitter, als suche er da schon eine Fluchtmöglichkeit. Dann erhellten sich plötzlich seine leichtsinnigen Züge. Ein feuriger und schmerzlicher Glanz kam in seine schwarzen Augen.

„Da unten kommt sie!“ sagte er. „Sie, die meinen zärtlichen Blick auf der Landstraße übelnahm, mich ins Auge faßte, ihr Pferd herumriß, Leute holte. Da nähert sie sich diesem Hause. Ein Ulan als Diener drei Schritte hinter ihr! Preußen beschützt seine Töchter!“

Er versank mit der Leidenschaft des Franzosen beim Anblick einer hübschen Frau in das Bild des großen, schlanken Mädchens da unten. Dann wandte er sich wieder vertraulich dem Richter zu:

„Glauben Sie mir, Herr Procureur: ich hätte auch lieber bei dieser Dame Deutsch gelernt! Aber ich fürchte, ihr Hochmut hätte es ihr nicht gestattet! Ah — welch eine Haltung! So recht: den Kopf noch mehr in den Nacken, meine Schöne! Parbleu: wenn das in Preußen einen Ladestock verschluckt, läßt man es sich gefallen!... Wäre es sehr indiskret, wenn ich wenigstens nach dem Namen meiner reizenden Feindin fragte?“

„Warum nicht? Ich werde sie nachher verhören. Es ist Fräulein Christiane von Lüdiger, die Tochter eines Generals in Potsdam, die sich zu Besuch hier in der Garnison aufhält.“

„Ah — ein Typ! Wir in Frankreich, mein Herr — wir kennen nicht diese nordische Frische, diese zarte rosige Klarheit der Haut, diesen weichen Schimmer blonder Haare. Aber sie entzücken uns!“

„Ja, das merke ich!“ sagte der Untersuchungsrichter trocken. Er hatte bisher der Begeisterung des Leutnants Diano keine Zügel angelegt, um ihn in Geständnislaune zu erhalten. Aber nun schien es ihm genug.

„Wir kennen nicht, Herr Procureur, diesen hohen, diesen beinahe allzu dünnen und biegsamen Wuchs. Die Französin, mein Herr, ist üppiger und kleiner. Sie ist das Kind einer milderen Luft. Sie ist weich und feurig. Sie ist dunkel von Leidenschaft und ...“

„Nun ist's genug!“

„Ah — meine Schöne da unten: eine Französin hätte längst einen ihrer bewunderungswürdigen und träumerischen Blicke nach diesem Fenster heraufgesandt und das Opfer ihrer Grausamkeit da oben durch ein verführerisches Lächeln entwaffnet!“

„Treten Sie gefälligst mehr in das Zimmer zurück! Das Fenster und alles da unten geht uns gar nichts an! So. Wir fahren im Verhör fort!“

Unten auf dem Marktplatz blieb das junge Mädchen vor den Stufen des Amtsgerichts stehen. Inmitten dieser Fuhrleute im blauen Leinenkittel, dieser Bauerfrauen mit schwarzen Flügelhauben, dieser schmächtig-frühreifen, anscheinend müßig mit den Händen in der Hosentasche und der Zigarette schief im Mund herumstehenden jungen Burschen wirkte sie durchaus als Altdeutsche von drüben aus dem Reich. Ein Mitglied der auswärtigen Herrscherkaste, wie unter den Einheimischen die Notabeln die zweite und ältere Aristokratie bildeten. Sie ließ ihre blauen Augen über die Leute auf dem Marktplatze schweifen. Es war wie der Blick eines Vorgesetzten. Dann drehte sie den blonden Kopf, der durchaus nicht frostig-preußisch, sondern frisch und unbefangen war, nach dem Ulanen zurück.

„Fischer!"

„Gnädiges Fräulein!"

Der Ulan stand stramm wie vor einem jungen Offizier. Sie sprach so kurz und bestimmt zu ihm, wie ihr Bruder in Potsdam zu seinen Rekruten.

„Fischer ... gehen Sie nur wieder getrost nachhause und melden Sie Frau von Flühen: Die Leute seien wie die Lämmer!"

„Zu Befehl!"

„... und ich käme auch von alleine, wenn die Geschichte vorbei ist! Es brauchte mich niemand abzuholen!"

„Wenn aber die gnädige Frau doch fürchtet ..."

„Sagen Sie nur, mich stiehlt hier keiner!"

Dabei hörte sie aber doch, während der Bursche gehorsam und sporenklirrend Kehrt machte, ein halblautes, finsteres „Eh — la voilà" aus dem Munde eines dieser umherlungernden jungen Leute mit der vielsagenden blutroten Boulanger-Nelke Frankreichs im Knopfloch. Neugierige Blicke folgten ihr, während sie die Treppenstufen zum Amtsgericht emporstieg, so rasch es ihr, trotz ihrer elastischen Bewegungen, der viel zu enge, weiße Rock gestattete, wie ihn die Frauen Europas nun schon seit Jahren trugen. Dafür stand die weiße Jacke ihres Schneiderkleids rechts und links weit von der Taille ab. Ein schwarzer, großer Roßhaarhut saß, nach der Mode dieses Frühjahrs 1914, schief über ihrem schmalen und regelmäßigen Gesicht.

„Sagen Sie mal: ich soll hier vernommen werden!"

„Spaziere Sie nur da rein, Fräule!"

Der alte Gerichtsdiener hatte ihr die Türe zum Zeugenzimmer geöffnet. Sie schaute hinein. Da drinnen waren Bauern und Arbeiter. Tabak- und Arbeitsgeruch ihrer Röcke.

„Giebt's denn da nicht noch 'nen andern Raum?"

„Ja, für wen denn?"

„Na zum Beispiel für mich!"

„Da drin hat's doch noch arg viel Platz, Fräule!"

„Na also in Gottesnamen!"

Christiane von Lüdiger trat ein, grüßte das Volk mit einem freundlichen, kurzen Kopfnicken, nahm an der äußersten freien Kante einer noch halbleeren Bank Platz und saß da gelassen, steil aufrecht, den Blick geradeaus, die Hände im Schoß. Auf der Bank ihr gegenüber flennte ein junges, blondes Ding verzweifelt in ein rotgewürfeltes Sacktuch und schnaubte sich dazwischen in ein zweites. Die Arbeiter ringsum lachten. Sie sprachen kein Elsässer Dütsch, sondern das derbe, rechtsrheinische Pfälzisch aus seinen letzten Ausläufern in der Karlsruher Gegend, von wo sie zum Verhör herübergekommen waren.

„Jo — flenn' Du norr, Sannche! Sell badd' jetz nix!"

Und ihr Vater, der Werkmeister Wehrle der Nonnenbacher Fabrik, setzte hinzu:

„Was hoscht Du Dich auch mit so eme hergeloffene Gutedel von Franzos einzulosse, Du dummi Krott'?"

Das Sannchen heulte weiter. Der Alte wurde ungeduldig.

„Obsch' D' jetzt 's Maul hältst! Die Madam' da drüwwe guckt scho her!"

Dabei schaute er freundlich zu Christiane hinüber. Auch die andern Leute lachten gutmütig. Sie erwiderte es mit einem etwas verlegenen Lächeln. Der Bote trat ein und rief die Susanne Wehrle auf. Sie trocknete ihre Tränen und folgte ihm. Dann kam er zurück und frug:

„Is denn der Herr Nessius noch nit da?“

„Ah bah!“

„Seit heut früh telefoniere sie doch nach ihm nüwwer in Euer rotes Nescht!“ sagte der Bezirksrat und Stabhalter Bethäuser vom Weinhälderhof zu seinen Nachbarn, den Nonnenbachern.

„Jo! Der is schon um acht Uhr fort nach Karlsruh!“

„Was schafft er denn dort?“

„Ha ... redde tut er ... in der Kammer!“

„Sie werde's schon im Blättche lese, Herr Bethäuser!“ sagte der Arbeiter Nübling grämlich, und der rotköpfige, grauhaarige Ökonom kollerte auf.

„Dees kann Euch Nonnebächer passe, wann sich der Nessius da hinschtellt und sei' Brandrede hält! Liebe Zeit ... Wann m'r den Mann hört ...“

„Recht hot er!“

„Der meints gut!“

„Sell will ich nit bestreite!“ sagte der Bezirksrat Bethäuser, der selbst als Landwirt und Badenser ein Mann des Volks war. „Dees sieht m'r schon daran, wie er für seine Leut' in der Fabrik sorgt!“

„Na also!“

„Awwer zu hitzig is er! Mit dem gehe alleweil die Gäul durch! Immer norr kalt Blut, Ihr Männer — sag' ich!“

Dabei hieb der Landwirt zornmütig mit der Faust auf die Bank, daß es krachte. Die Arbeiter schrieen und widersprachen. Christiane verstand kein Wort von dem lärmenden Pfälzisch. Die Elsässer, die weiterhin saßen, waren ebenso lebhaft, aber viel leiser. Sie flüsterten miteinander. Zwei Frauen. „Nein — pour sûr: die Süsann war fianciert! ... Tiens! ... Ja ... mit wem denn? ...“ Das wußte die erste nicht. „Aber es war ein Amplöjirter, ein Beamter bei einer Kreisdirektion ... Soso ... die Mamsell Süsann, die denkt jetzt an's Hirote? — Mais oui — der Babbe will's ...“

„Wann komm' ich denn endlich an die Reihe?“

„Wer sind Sie denn? Des Fräule Lüdiger?“

„Ja!“ sagte Christiane, starr darüber, daß der alte Bote das „von“ einfach wegließ und ihr auch noch zutraulich die Hand auf die Schulter legte. „Als Geduld, Fräule Lüdiger! 's bressiert ja nit so! Gute Tag, die Herte!“

Ein paar städtisch gekleidete Männer kamen herein. Ein Ziegeleibesitzer und ein Holzhändler. Sie hatten frühmorgens den Leutnant Diano durch das Uferdickicht kriechen sehen und sich nichts dabei gedacht. Sie erzählten es unaufgefordert gleich den Bauern und Fabriklern. Alle diese Leute kannten sich, sobald sie sich sahen. Es gab keinen Unterschied. Man war am Rhein. Christiane von Lüdiger wunderte sich. Sie saß und schwieg. Sie dachte daran, daß sie nun schon vier Wochen in Nattweiler im Elsaß bei ihrer Freundin zu Besuch war und doch eigentlich jetzt eben zum ersten Mal die Bewohner des Landes wirklich hörte und sie in unmittelbarer Nähe sah. Man

war sonst immer unter sich gewesen, die Ulanen und ihre Damen, wie in jeder andern deutschen Garnison, nur daß es hier fast keinen Stadt- und gar keinen Landverkehr gab. Für die Herren als Zerstreuung nur die Jagd in den nahen Vogesen, für ihre Frauen und Töchter die Fahrten nach Straßburg, für beide Teile in der Reitbahn die Proben zu der Rokoko-Quadrille beim Regimentsfest, in der sie auch mit Dreispitz und weißgepudertem Haar mitwirkte.

Genau so in Potsdam bei den Eltern. Kein Gesicht, das nicht in den Kreis hineingehörte. Genau so beim Onkel Ludwig in der Uckermark. Alter und befestigter Grundbesitz ringsum. Mit dem dicken Windmüller hatten sie dort ein paarmal gesprochen. Aber das war ein muckscher Kerl, sagte der Onkel. Man hatte mit ihm ewig Ärger wegen der Durchfahrt nach der Kiesgrube . . .

Und genau so voriges Jahr bei ihrem Bruder, dem Landrat im Posenschen. Die Rittergutsbesitzer kamen in die Stadt oder man spritzte zu ihnen hinaus. Etwas Artillerie war auch da. Ein paar Familien vom Zivil. Schluß.

Wie eine einzige große Familie. Überall. Und in ihr redete man überall von dem Gleichen: von den Versetzungen und Beförderungen, den Verlobungen und den Todesfällen. Hier im Zimmer war es, als schlüge man einen Vorhang zurück. Man sah auf einmal die Unmasse anderer Menschen: das Volk. Mit einer gewissen Scheu — weil es so ungewohnt war . . .

Sie machen doch alle gar keine Umstände miteinander! dachte sie sich. Der Neue da auch. Der winkt doch

auch gleich wieder beim Eintreten den Pfälzern zu und nennt sie beim Namen. Ich kenne allmählich auch schon die Namen ... den Herrn Nübling und den Herrn Wehrle und den Herrn Bockstaller und den Herrn Pfändler ... Und alles Herren! Nur ich bin dafür das Fräule Lüdiger ... Merkwürdig ...

Der Neuangekommene war ein frischer und fröhlicher jüngerer Mann zu Anfang der Dreißig, mit einem von Wind und Wetter dunkelbraun gebrannten Gesicht und eigentümlich hellen, lebhaften Augen darin. Er schien ihr nach seinem Äußeren ein Forstmann oder Jäger oder derlei. Er kannte alle die Badenser und begrüßte sich mit ihnen als guter Freund. Aber er setzte sich nicht zu ihnen, sondern unbefangen auf die leere Bank in Christianes Nähe.

„Uff ja — heiß macht es dies Jahr schon im April!" sagte er dabei lächelnd.

„Jo — die Schnacke steche schon, daß m'r die Kränk' kricht!" schrie es von drüben.

„Und einen Staub hat's auf der Schosseh!" Er schaute, sich mit dem Tuch über die sonnengefärbten Züge und den viel helleren Schnurrbart fahrend, seine Nachbarin freundlich an. Es war wie eine Aufforderung, sich auch an dem allgemeinen Gespräch zu beteiligen.

„Die Hessefliege, die sind ärger als die Schnacke!" sagte drüben einer, und der Weidmann neben ihr lachte.

„Voriges Jahr, beim Anstand auf den Rehbock, da hat sich mir so e Malefizkrott auf die Hand gesetzt. Ich hab' gedacht: stech' Du nur zu! Du vergrämst mir den Bock

nicht! No — der Bock hat dran glauben müssen. Aber meine Hand — die war am nächsten Tag dicker wie dem Pfändler sein Kopf!"

Dann wandte er sich Christiane zu, während die Pfälzer lachten, und sagte plötzlich:

„Jetzt möcht' ich nur wissen, ob ich letz bin! Sind Sie am Ende das Fräulein, das den Schoten, den Franzosen, am Schlawitlich gekriegt hat?"

Sie nickte kühl und stumm. Das störte ihn nicht. Er schien es nicht zu bemerken.

„Das haben Sie aber tapfer gemacht! Da gratulier' ich!"

„Danke!"

„Woran haben Sie aber nur den Mann gleich erkannt?"

„Es war doch spät Nachts noch aus dem Badischen hierher an die Kreisdirektion telefoniert worden, daß man einen verdächtigen Menschen beobachtet habe ..."

„Ja, das weiß ich."

„Und der Kreisdirektor sagte es in einer Gesellschaft, in der ich war, zu dem Major Nessius neben mir!"

„Was sagte er denn?"

„Interessiert Sie das so?"

„Ich bin halt so neugierig."

„Gott ... er sagte zu dem Major: ‚Jetzt hat sich Ihr Vetter, der unnütze Mann, auch mal nützlich gemacht!'"

„Und der Major?"

„Na — der meinte: ‚Lassen Sie mich bloß mit dem roten Philipp in Ruh!'"

Drüben lachten sie. Der neben ihr mit. Er frug:

„Und dann schimpften sie alle auf den Kerl?"

„Gehörig!"

„Sie auch?"

„Ich kenn' ihn doch nicht, Gottseidank!"

„Warum Gottseidank!?"

„Es ist doch gräßlich, wenn jemand die Leute so aufhetzt und unzufrieden macht!"

„Ja finden Sie denn, daß so kolossal viel Grund zur Zufriedenheit ist?"

Sie sah ihren Nachbar ganz erstaunt aus großen, blauen Augen an und sagte, immer steil aufgerichtet, die Hände im Schoß:

„Na selbstredend ..."

„Sie meinen, es ist alles bei uns in schönster Ordnung?"

„Hoffentlich ist überall Ordnung. Was wollen denn die Leute?"

„Also bei Ihnen, wo Sie daheim sind, da denkt man, es soll alles so bleiben?"

„Ja, was denn sonst?"

„Da giebt's gar keinen Streit?"

„Das fehlte noch!"

„Jetzt muß ich aber schon was recht Dummes fragen: wo kommen Sie denn her?"

„Aus Potsdam."

„Ach so!"

„Na ja — aus Potsdam. Warum schauen Sie mich denn so an?"

„Seien Sie nicht bös! Aber ich habe noch nie jemanden gesehen, der aus Potsdam war!"

„Daran ist doch nichts so Merkwürdiges!"

„Was hat denn Ihr Vater in Potsdam für ein Geschäft?"

Nun war sie doch ehrlich entsetzt und sagte leise und erschrocken:

„Um Gotteswillen ... er ist Exzellenz."

„Ach so — das ist was Anderes ..."

„Ja — das find' ich auch."

Die Pfälzer drüben hatten auf das halblaute Gespräch der beiden nicht geachtet. Die schwätzten untereinander, mit dröhnenden Stimmen. Manchmal, wenn sie zufällig herüberschauten, fiel Christiane der Ausdruck in ihren derben und gutmütigen Gesichtern auf. Es war bei allen, mit Ausnahme des Stabhalters Bethäuser, ein stilles Zutrauen zu dem da neben ihr. Es lag etwas von freiwilliger Unterordnung darin, so als gehörte er zu ihnen und doch auch wieder nicht zu ihnen, sondern stände darüber. Jetzt lachte er wieder und sagte zu ihr, sonderbarerweise mit einem nachdenklichen Seufzer:

„So sieht also so einer in den Augen seiner Mitmenschen aus ..."

„Wie wer?"

„Der arme Simpel, der Nessius!"

„Na — der verdient's doch wahrhaftig!"

„Meinen Sie?"

„Wenn sich jemand so unglaublich benimmt! ... Wühlt und bohrt! ... Mein Bruder, der Landrat, sagt auch immer, so ginge das nicht mehr lange weiter!"

„Da bin ich ganz derselben Meinung wie der Herr Landrat!"

„... die Leute sollten doch lieber schon auswandern, wenn ihnen Deutschland so zuwider ist!"

Ihr Nachbar gab nicht gleich eine Antwort. Er schüttelte nur stumm den sonngebräunten Weidmannskopf. Dann sagte er:

„Glauben Sie denn nicht, daß man auch etwas tadeln kann, grade weil man es sehr lieb hat?"

„Wieso?"

„... und umso zorniger tadeln, je mehr man's gern hat und dabei doch die vielen Fehler sieht?"

„Das verstehe ich nicht."

„Man sagt, die Liebe macht blind. Aber manchen macht sie auch sehend. Vielleicht ist der Nessius auch so einer!"

„Dann hat er aber eine merkwürdige Art, seine Liebe zu Deutschland an den Tag zu legen!"

„Vielleicht ist's die einzige, die ihm übrig bleibt. Sie bleibt ja unerwidert. Sie hören ja, wie alle auf ihn schimpfen. Na, da schimpft er auch! Dabei meint er's doch so gut!"

„Kennen Sie ihn denn?"

„Du liebe Zeit, wer kennt ihn nicht? Nessius' giebt's doch in Baden wie Heu! Die Familie, die ist da überall!"

„Ja. Das hab ich auch gehört!"

„Und er selber ist hier oben im Land erst recht bekannt wie ein bunter Hund."

„Da sollt' man ihm doch ins Gewissen reden, daß er Vernunft annimmt ..."

„Das hilft doch bei dem Dickkopf nix! Das ist ein sonderbarer Mensch. Der hat sein Wesen für sich. Der geht nun mal seinen Weg ...“

„Da finde ich es nur merkwürdig, wenn er doch so verbissen ist, daß er den Franzosen gleich angezeigt hat ...“

„... wo der Bursch spioniert hat! ... Wo es sich um Deutschland handelt ... Da hat's ein Ende! ...“

Dabei schaute er sie beinahe zornig an. Durch die Tür kam ein kleiner, dicker, graubärtiger Herr und sagte dabei zu dem Boten mit gemütlichem Anklang an das Pfälzische:

„Melde Sie doch den Baurat Nessius von der Badischen Rheinbauinspektion. Ich tät' mich als Zeugen anbieten! Mir wär' der Franzos letzte Woch' auf einer Dienstfahrt an der Brücke schon aufgefallen! ... Jesses, der Philipp! Bist auch da, mit Deinen roten Nonnenbächern!“

Er gab Christianes Nachbarn, der auf ihn zugekommen war, vorwurfsvoll die Hand:

„E schöne Brandred' hast Du heut wieder losgelasse im Ständehaus! Da hätt' nit viel gefehlt, no wär' die Feuerwehr mit der Spritz' nach der Ritterstraße gekommen, um zu löschen! Ach, geh' weg! M'r scheniert sich ja schon ordentlich, Dein Onkel zu sein! Neulich haben sie mich schon auf einer Dienstreis' da unten, nah an der Schweizer Grenz', mit Dir verwechselt!“

Der vor ihm lachte herzlich. Er hatte auf einmal ein Gesicht wie ein sorgloser Junge.

„Was haben die Leute denn da gemacht?“

„Hurrah haben sie gekrischen, die Rindviecher, und die Mütze geschwenkt! Jesses nein! Ich hab' als nur

abgewinkt. Meine Frau, Deine Tant', die hat Angst' gekriegt! Die war auch dabei ..."

„Na — da müssen sie's ja gemerkt haben, daß ich's nicht war. Ich hab' doch keine Frau!"

„Leider! Sonst wärst vielleicht g'scheiter! ... Schließlich sind die Leut heimgegangen und haben noch geschännt, daß ich nicht Du und der Philipp Nessius wär'! Dank' schön!" Der dicke Baurat trocknete sich erbost den Schweiß von der Glatze und schaute umher. „Hockt denn der Franzos noch da oben?"

„Oui, monsieur! Er ist da im Prison!" versetzte von der Bank her einer der Elsässer.

„Und Du hast ihn erwischt, Philipp?"

„Wir beide!" sagte Philipp Nessius lachend und wies auf Christiane. „Wie bei der Treibjagd. Ich hab' ihn rechts vom Rhein aufgestöbert und das Fräulein hat ihn links vom Rhein gestellt. Wir beide kriegen noch jeder 'nen Orden!"

Christiane von Lüdiger saß in der allgemeinen Heiterkeit blaß und ernst, mit einem verwirrten Gesichtsausdruck. Sie fand kein Wort der Erwiderung, obwohl Philipp Nessius sie lustig ansah. Sie war innerlich fassungslos bei der Vorstellung, mit einem so gefährlichen Menschen in einer Linie genannt zu werden. Im selben Atemzug. Unter Leuten, die laut und vergnügt über Orden scherzten! Sie hatte in ihrem zweiundzwanzigjährigen Dasein noch nie erlebt, daß jemand von einem Orden anders als mit Stolz und Freude sprach. Oder höchstens ihn schmerzlich enttäuscht in der Hand wog,

wenn er um eine Klasse hinter der Erwartung zurückgeblieben war. Da rief zu ihrer Erleichterung der Bote ihren Namen zum Verhör!

„Fräule Lüdiger!"

Sie stand schnell auf und ging an Philipp Nessius vorbei. Er streckte ihr unbefangen die Hand zum Abschied hin. Nun wollte sie ihn nicht kränken und ließ zögernd ihre Rechte in seine gleiten. Die drückte er kräftig.

„Adieu! Das war ein komisches Viertelstündchen! Recht kurios! Also das giebt's in Potsdam!"

Sie dachte sich: ‚Da könnt' ich grade so gut sagen: Also das giebt's am Rhein!'

„So lebt man in Deutschland an einander vorbei und keiner kennt den andern! Jetzt können Sie daheim erzählen, Sie hätten den großen Räuberhauptmann persönlich kennengelernt! Er ist eigentlich gar nicht so wild — was?"

Nun mußten beide lachen. Christiane von Lüdiger meinte:

„Wahrscheinlich haben Sie sich nur verstellt!"

Sie gaben sich dabei unwillkürlich noch einmal die Hand. Aus ihrer beider Augen musterten sich Nord und Süd, die strenge Mark und die fröhliche Pfalz, gegenseitig mit tiefem Interesse und ohne Verständnis. Dann mahnte der Bote: „So kumme Sie doch, Fräule!" Und sie stieg, ihr weißes Kleid raffend, rasch und flüchtig die steile Treppe empor.

Als sie nach einer halben Stunde wieder auf die Straße trat, sah sie durch die offenen Fenster des Zeugenzimmers Philipp Nessius mitten unter seinen Arbeitern sitzen.

Dabei stand vor dem Hause ein großes Automobil, das nach den darin liegenden Aktenstücken des badischen Landtags offenbar ihm gehörte und in dem er von Karlsruhe gekommen war. Das stellte sie im Weitergehen vor ein neues Rätsel. Wenn man so wohlhabend war, zählte man doch nicht zum Volk. Und dabei hörte sie ihn noch auf zwanzig Schritte hin mit den Pfälzern lachen ... Es fuhr ihr wieder durch den Kopf: ein sonderbarer Mensch ... Warum sie eigentlich alle so auf ihn schimpfen ...?

Der Aprilabend graute schon. Die Straßen der Altstadt waren jetzt wimmelnd belebt. Sie hörte um sich das schnelle Elsässer Dütsch, von dem sie nur die hineingemengten französischen Brocken verstand. Trotzdem war es ihr klar, daß zuweilen von ihr die Rede war und man auf sie wies. Sie war froh, als zufällig ein berittener Gensdarm sein Pferd in derselben Richtung wie sie, nach dem Bahnhof, lenkte. Aber während sie nun ihren Gang verlangsamte, wäre es ihr, zu ihrem eigenen Erstaunen, noch lieber gewesen, wenn sich jetzt Philipp Nessius zum Schutz an ihrer Seite befunden hätte. Sie hatte den Eindruck, als ob der noch viel leichter als die bewaffnete Macht, nur mit ein paar Worten, das Volk, wenn es etwa aus dem Häuschen kam, beruhigen könnte.

Das Villenviertel an der Station war wie immer still und leer. Hier im altdeutschen Offiziers- und Beamtenquartier kannte Christiane von Lüdiger beinahe jedes Haus und fühlte sich geborgen. Sie hatte auf einmal wieder sehr viel Mut und trat lachend, mit einer

triumphierenden Miene, in den Salon, in dem ihre Freundin, Frau von Flühen, mit anderen Damen von den Ulanen beim Fünfuhrtee saß.

„Na, mir ist also 'was Schönes passiert! Rat' einmal, wen ich jetzt eben kennen gelernt hab'? Einen richtigen Umstürzler! Von der tollsten Sorte!"

„Ich glaube, Christa, Du träumst . . ."

„Er läßt Euch schön grüßen! Nessius heißt er . . ."

„Ach Gott . . . der Vetter von unserem!"

„Der arme Major!"

„Wie war er denn?"

„Oh, sehr nett! Wir haben uns famos unterhalten!"

Christiane von Lüdiger setzte sich und griff kaltblütig nach Teetasse und Gebäck. Die Damen tauschten besorgte Blicke. Die kleine Frau von Flühen sagte leise und vorwurfsvoll:

„Christa: Du kommst ja ganz verwildert vom Gericht zurück!"

„Amüsiert hab' ich mich!"

„Über solch einen Menschen?"

„Na — es war doch 'mal was Neues! In Potsdam . . . Du, bitte, den Zucker! — da giebt's jedenfalls so was nicht!"

„Gottlob nein!" sagte ihre Freundin. Sie war eine geborene von Rhyn. Auch aus Potsdams Nähe, aus der Priegnitz ebenso wie die Flühen, zu denen ihr Mann gehörte. Die beiden Familien heirateten immer ineinander. Sie hatten sich das in der Reformationszeit angewöhnt und waren dabei geblieben. Ahnenbilder der beiden alten Kriegs- und Heldengeschlechter schimmerten

auch hier an den Wänden. Sie begleiteten das Ehepaar in jede Garnison. Sie schauten jetzt streng und gemessen auf das Walnußlaub des Elsaß hinaus wie früher auf polnischen Schlamm und den Fabrikqualm Westfalens. Und ebenso lag da auf dem Tisch unter der Lampe das Militär-Wochenblatt, standen die braunen Reihen von Ranglisten seitwärts auf der Kommode und hing darüber, ein Heiligtum des Hauses, an der geblümten Allerwelts-Tapete der ruhmbedeckte Degen des Urgroßvaters aus den Befreiungskriegen. Es war wie eine Insel, die man mit allem Zubehör mit sich nahm, wohin einen auch in Deutschland der Allerhöchste Wille des Kriegsherrn befahl. Man richtete sich rasch überall ein. Es war eigentlich nirgends viel Unterschied, nur hier in den Reichslanden eintöniger und einsamer als drüben in den lieben alten fridericianischen Garnisonen. Aber ebenso wie hier, wäre auch dort jetzt der Hausherr sporenklirrend eingetreten, zusammen mit ein paar anderen Herren, die ihre Frauen abzuholen kamen, und hätte den Damen mit ritterlicher Verbeugung, ein Muster guter Sitten, die Hand geküßt. Dann wandte sich der Rittmeister von Flühen an seine Frau:

„Ich hab' eben dem Fischer schon den Kopf gewaschen, daß er Fräulein Christiane nicht abgeholt hat!“

„Dabei hab' ich's dem armen Kerl doch gerade befohlen, es nicht zu tun!“ sagte Christiane von Lüdiger über den Rand ihrer Teetasse hinweg. „Außerdem melde ich mich hier gehorsamst völlig unversehrt zur Stelle!“

„Ist es denn draußen so bedenklich, Männe!“

„Ach — eigentlich nicht die Spur! Die Leute sind ganz friedlich. Sie wissen blos nicht, was sie wollen!"

Der Rittmeister von Flühen setzte sich. Er war keiner vom Durchschnitt. Gewesener Kriegs-Akademiker. Anwärter mindestens auf die höhere Adjutantur. Er hatte über mancherlei nachgedacht, was nicht unmittelbar zum Dienst gehörte.

„Die Gesellschaft hier zu Lande ist wie Quecksilber!" sagte er. „Das höhere Barometer. Insofern ganz interessant: Die Quecksilbersäule für das Elsaß zeigt schließlich das Wetter für ganz Europa an!"

„Und was für welches?"

„Ja — die einzige tadellos sichere Wettervoraussage ist bekanntlich die vom Tag hinterher. Wenn es nach mir ginge — ich bin ja darin vereidigter Pessimist — dann begreift man seit zehn Jahren nicht, daß die Geschichte auch nur noch 'nen Tag lang hält. Aber sie hält eben doch! Hält vielleicht bis in die Puppen! Wer kann da was sagen? Na — wenn's zum Klappen kommt: Wir sind bereit!"

Keiner von den Offizieren und ihren Damen im Zimmer war mehr als fünfunddreißig Jahre alt. Keiner hatte, auch in seiner frühesten Kinderzeit nicht mehr, den Krieg erlebt. Sie kannten nur den Frieden, dessen Sonne in diesem Jahre 1914 zum vierundvierzigsten Mal heiß und gewitterschwül über der Erde brannte. Es war ein Schweigen. Dann klopfte draußen im Abenddunkel die Krücke eines Damenschirms an das ebenerdige Fenster. Es waren zehn, zwölf Takte, ungefähr wie das Attackensignal der Kavallerie.

„Kann ich auf 'nen Sprung 'rein?"

„Bitte, bitte!"

„Wer ist's denn, liebe Flühen?"

„Die Majorin!"

An der großen, stattlichen Offiziersdame in der zweiten Hälfte der Dreißig, die mit Besorgungspaketen an jedem Finger der linken Hand eintrat, erinnerte nichts mehr an ihre Elsässer Abkunft. Die ehemalige Straßburger Notabeln-Tochter Madeleine Bollin war in den achtzehn Jahren ihrer Ehe und dem Wechsel preußischer Garnisonen ganz zu der Majorin Lena von Eichicke vom Stab der Nattweiler Ulanen geworden. Sie hatte äußerlich mit den Jahren gewonnen. Ihr ausdrucksvoller, dunkler Kopf war jetzt mehr eine Männerschönheit. Er ähnelte auffallend den weichen und südlichen Zügen ihres Bruders, des Reichstagsabgeordneten Jean Bollin. Ihre Sprache war ganz preußisch. Ganz Armee.

„Wo ich herkomm', Kinder? Mit dem Lumpensammler aus Straßburg."

„Nichts Neues?"

„Nee. Das heißt: auf dem Bahnhof große Vorstellung der Patriotenliga. Einmaliges Auftreten des Monsieur Achille Diano aus Paris!"

„Des früheren Ministers?"

„Des Vaters unseres Karnickels da ... von der Rheinbrücke?"

„Ja. Der große Diano selber. Er trieb die Herablassung so weit, daß er sich persönlich nach Straßburg begab, um wegen seines Sohnes vorstellig zu werden!"

„Na — und ...?"

„Man hat ihn ersucht, sich schleunigst über die Grenze zu bemühen. Sonst ... Darauf verließ er unter großem Lärm die Reichslande. Jetzt ist er schon hinter Avricourt."

Frau von Eichicke, die Wahl-Preußin, war für die Altdeutschen hier doch noch immer ein Doppelwesen, eine interessante, beinahe geheimnisvolle Persönlichkeit. Sie hatte durch ihre Herkunft die Beziehungen zu Land und Leuten, die den anderen fremd waren. Sie besaß die Schlüssel zu dieser Elsässer Welt um einen, von der man nie recht wußte, was sie wollte, was sie dachte. Der Rittmeister von Flühen war hinausgerufen worden und kam zurück.

„Glücklich einer meiner besten Schwadronsgäule lahm!" sagte er ärgerlich zu der Majorin. „Die Lausbuben machten ihn durch Knallfrösche scheu, daß er stürzte. Es ist ja nur ein Unfug. Aber immerhin ... Gnädige Frau, eine Frage ... Sie wissen doch mehr wie wir: Was will man eigentlich im Grund des Herzens hier? ... Zu Frankreich zurück?"

„Nein. Ganz gewiß nicht!"

„Also zu uns?"

„Ja. Das heißt: unter Vorbehalt. So einfach ist das nicht ..."

„Ja eben! Aber es muß doch schließlich eine Grundstimmung zu finden sein!"

„Ich glaube, das ist ein Warten, bis sich's klärt. Man hat das Gefühl, es kommt noch eine letzte Entscheidung ... irgendwie ... irgendwann ..."

„Wie soll die sein?"

„Ja, das weiß ich nicht. Das weiß wohl keiner."

„Der Krieg!" sagte einer aus der Runde. Es antwortete wieder eine Stille unter den Offizieren und ihren Frauen. Sie hielten hier die Grenzwacht. Sie hielten den Säbel scharf geschliffen in der Scheide. Mehr konnten sie nicht tun.

„Ihr Herr Bruder ist doch unser Vertreter im Reichstag!" sagte der Rittmeister. „Die Leute haben doch Vertrauen zu ihm. Sonst hätten sie ihn nicht gewählt. Alles regt sich hier ganz unnötig über den Zwischenfall am Rhein auf. Er sollte sich jetzt hier zeigen, gnädige Frau, und dem Volk ein bischen zur Vernunft reden!"

„Ich hab' ihm das dieser Tage nach Berlin geschrieben!"

„Und kommt er?"

„Er ist heute nach Frankreich gefahren!"

„Nach Frankreich?"

„Ja. Meine Mutter erzählte es mir vorhin in Straßburg. In den Süden. Zu Verwandten seiner Frau. Sie ist doch Französin! Leider!"

„Das versteh' ich nicht! Eins von beidem ist doch nur möglich: Man ist entweder in Berlin oder in Paris. In Deutschland oder in Frankreich."

„Mein Bruder Jean bringt es fertig, beides zu vereinen! Das ist ja sein Traum, die große Versöhnung: das Elsaß, das die Hände Deutschlands und Frankreichs ineinander legt!"

„Halten Sie denn das, bei der Gesellschaft da drüben, überhaupt für denkbar?"

„Ausgeschlossen! Mit jedem Tag mehr! Da hat jeder Franzose seinen Tollpunkt.“

„Und es giebt daher doch einmal Krieg?“

„Ich möchte es meinem Bruder nicht wünschen!“

„Was tut er dann?“

„Er muß sich schließlich entscheiden. Ich hab's ja schon vor sechzehn Jahren getan. Ich weiß, wo ich hingehöre!“

„Und er auch! Zu uns! Er ist doch deutsch gesinnt!“

„Er schon! Aber seine Frau ...“

„Die muß mit! Zum Donnerwetter!“

„Na, vorläufig sitzt er mit ihr irgendwo da unten in Bayonne!“ sagte die Majorin von Eichicke. „Ich wünsche uns allen noch einen recht langen Frieden. Aber meinem Bruder Jean besonders!“

4.

Heißer noch als droben in Paris küßte die Sonne der Gascogne das wasserreiche Städtchen Bayonne. Über den Camelienhainen, dem Zwergpalmengefieder, den Feigenhecken spannte sich der Himmel schon in der wolkenlosen Bläue des nahen Spaniens. Unter ihm als zweites, unermeßliches, flimmerndes Blau der Atlantische Ozean mit weißem Wellengischt an turmhohen Klippen. Wie weißes Gewölk stand am duftigen Horizont der ewige Schnee der Pyrenäen. Das geheimnisvolle Baskenland ragte da grau und uralt, mit seinen Tellermützen, seiner unverständlichen Sprache, den ewigen Schüssen seines Pelotaspiels, in das fröhliche Frankreich hinein. Das Tal von Ronceval. Das Königreich Navarra, in dessen Fluten dort drüben wie ein weißflimmernder Traum aus Tausendundeinernacht das Maurennest Fuentarrabia scheinbar rings vom kornblumenfarbenen Meer umgeben schwamm. Stille weithin. Zwischen Himmel und Erde zitterte es in der Mittagsglut, wie der rasche Atem dieses Landes ohne Schatten, des Landes ohne Sorgen, der hitzigen Gascogne.

Das Landhaus von Monsieur und Madame Lejeune, bei denen das Ehepaar Jean Bollin für den Nachmittag

zu Besuch war, lag außerhalb von Bayonne auf dem Weg zum Kreuz von Mouguerre. Winzig wie ein Spielzeug, mit grünen Sonnenläden, von Rosen umbuscht. Ein Gärtchen mit regenwurmdünnen Kieswegen, einer Zwergbrücke über ein kaum sichtbares Rinnsal, der Andeutung einer Tropfsteingrotte. Es war alles da und alles winzig. Und in der Puppenwelt Monsieur und Madame Lejeune, behaglich wie die Hamster im Bau. Ah — was wollen Sie? Man war fünfzig. Man hatte also ein Recht auf Ruhe! Denn — wenn man jetzt auch nicht mehr gerne viel davon sprach — seien wir offen: ein Vierteljahrhundert hatten sich die Lejeunes drüben im nahen Biarritz abgerackert. Er in Küche und Keller, sie in dem Glaskasten des Empfangsflurs des Hotels. Kein Luxuspalast — bewahre! Eine Familienpension für französische Provinz und englischen Mittelstand. Daher auch der unbegrenzte Respekt des Ehepaars vor England. Blanche, die einzige Tochter, war in Margate drüben zur Erziehung. Von Deutschland wußten sie nichts.

Ja, so war das Leben. Man hatte gearbeitet, man hatte gespart, im Geheimen sich gefreut und alles angeschafft und vorbereitet, bis eines schönen Tages der Schmetterling aus der Hülle kroch und Frankreich ein Rentnerpaar mehr zählte, er seelenzufrieden mit seiner Partie Domino nachmittags im Kaffeehaus und dem Okulieren seiner Rosen, sie mit ihrem Haushalt und der über ganz Südfrankreich vom Busen von Biscaya bis zum Golf von Lyon verbreiteten Verwandtschaft.

Diese Taxiers und Bouffards, diese Loridons und

Noëls. Die kleine, weiß gepuderte Madame Lejeune hielt die Hand ihrer Nichte Baussette in der ihrigen, während sie beide seit Stunden das endlose Familienregister durchsprachen, und wiederholte mitleidig, mit dem gezierten roten Mund der Französin:

„Armes Kind!"

Dieses bewunderungswürdige und bedauernswürdige Kind Frankreichs, das seit Jahren in freiwilliger Verbannung, in dem unerlösten Elsaß, lebte. Baussette Bollin lachte. Sie war aufgelebt, seit sie den Boden der Heimat unter den Füßen fühlte. Das Blut schimmerte durch die Wangen ihres streng geschnittenen Gesichtes mit dem klassischen Arlesierinnentyp wie durch bräunlichen Alabaster, die dunklen Augen unter dem schlichten, schwarzen Madonnenscheitel hatten einen weichen und naiven Glanz, die majestätische Gestalt hob sich lichtumflossen vom Blau des Himmels und des Meeres. Sie blühte wie eine volle, reife Rose des Südens. Es schien ihrem Mann, als habe er sie nie so schön gesehen.

„Mein Gott!" Madame Lejeune legte erschüttert die fleischigen, beringten Hände ineinander. „Unglückliche — wo, sagst du, kommst Du her?"

„Aus Berlin!" Baussette wies nach ihrem Mann und nickte. Die weißen Zähne blitzten zwischen den roten, von einem Hauch von schwarzem Flaum überschatteten Lippen. Sie war seit ihrem Sieg in bester Laune.

„Berlin! Du könntest auch sagen: vom Mond! Erzähle!"

Baussette legte die Hand an die Stirne, um nachzudenken.

„Was ist da zu erzählen, meine Tante? Es ist wie ein grauer Nebel. Alles grau, der Himmel, die Häuser, die Straßen, die Menschen. Sie sind alle schlecht gekleidet. Sie drängen sich. Sie eilen. Es regnet in Strömen. Es stürmt. Die Kälte macht erschauern. Ah — ich war in der Unterwelt, meine Teure!"

Sie rückte ihren Stuhl etwas zur Seite, um der grellen Sonnenblendung vom Meere her zu entgehen, und es war Jean Bollin in diesem Augenblick selbst unwahrscheinlich, daß Berlin und Bayonne in derselben Westhälfte Europas lagen. Mit seinem brünetten, weichen und ausdrucksvollen Kopf, den dunkeln und schwermütigen Augen, dem dunkeln Knebelbart, der mittelgroßen, etwas zur Fülle neigenden Gestalt glich er äußerlich mehr einem Sohn dieses Südens als des Elsaß. Er sprach Französisch gleich einem Franzosen, wie er in Berlin das Hochdeutsch mit kaum merklichem Straßburger Anklang sprach. Er saß im Strohhut und weißem Anzug wie ein Südländer und schwieg. Deutschland und Frankreich, in deren beider Seelen er sah, hatten ihn beide Schweigen gelehrt, um nicht da, nicht dort die Gefühle zu verletzen. Man wußte das schon von ihm, wenn er mit seiner Frau nach Frankreich kam. Man zuckte die Achseln. Verstand es. Ehrte es. Mein Gott ja: ein Elsässer — ein Deputierter für Berlin. Er hatte Rücksichten zu nehmen... Freilich... bis zur großen Stunde... Aber trauen wir ihm nicht zu sehr, meine Freunde...

Bunte Falter gaukelten über dem grellen Scharlach der Kaktusblüten. Eine leichte Brise kam vom Meer. Jean Bollin schloß halb die Augen. Das war die weiche Luft Frankreichs. Der linde Himmel. Das leichte Volk. Immer zufrieden und wohlgelaunt, wie der kleine feiste Monsieur Lejeune, der hemdsärmelig mit der Gießkanne vor seinen geliebten Rosen stand, das verkörperte Behagen am Dasein, die schmunzelnde Hoffnung, dies spießbürgerliche, wohlverdiente Glück in der Enge noch seine zwanzig Jährchen zu genießen, ohne von andern etwas zu wollen oder jemandem weh zu tun — ja, was wißt Ihr guten Leute der französischen Provinz von dem deutschen Koloß dort drüben überm Rhein, der in unbändigem Wachstum alle Schranken sprengt, vom atemlosen deutschen Wettbewerb aller gegen alle, der fiebernden deutschen Arbeitslust bis zum letzten Atemzug — was wißt Ihr davon — Ihr . . .?

Wie viel leichter und sanfter macht Ihr Euch das Leben! Der kleine Monsieur Lejeune stand sonnig da, zufrieden wie ein Zaunkönig in seinem winzigen Reich. Er begriff den ernsten und forschenden Blick des Gastes nicht, den Blick eines, der zu viel wußte, weil er die Seelen zweier Völker kannte. Er schlug dem andern jovial auf die Schulter. „Hollah! Immer vergnügt, mein Freund! Ich bin's auch! Hab' auch meinen Ärger! Ich hab' doch noch immer mein Geld im Hotel. Mein Nachfolger giebt sich alle Mühe. Aber es könnte besser gehen mit der Kundschaft."

„Ihr solltet versuchen, auch Deutsche nach Biarritz zu ziehen."

Jean Bollin sagte es langsam. Es klang, als klopfte er auf einen Prüfstein. Das harmlose Philistergesicht vor ihm veränderte sich. Wurde rot vor Schrecken. Die Augen traten aus den Höhlen.

„Deutsche? ... Ich soll meinen Nachfolger, diesen hoffnungsvollen jungen Audenard, ruinieren? Ihm unsere Engländer verscheuchen? Sein Haus entvölkern durch den Protest der französischen Klientel? Ah ... Hast Du gehört, Berthe? Fasse Dich, meine Freundin!"

„Was ist denn ... mein Gott?"

„Er will uns die Teutonen in das Land bringen. Er ist selber einer! Er, der Schwiegersohn unseres großen Diano! Er trägt heimlich die Pickelhaube!"

„Ach, glaubt das nicht!" sagte Baussette ruhig zu dem wie ein Truthahn kollernden kleinen Franzosen. „Er begegnet drüben, bei den andern, demselben Widerspruch! Er macht es uns nicht recht und nicht ihnen! Es ist sein Schicksal!"

Mehr noch als die tändelnde Luft der Gascogne war Lourdes, das heilige Lourdes der Rahmen ihrer strengen und ernsten Schönheit. Mit hundert andern kniete sie da, das Haupt demütig gesenkt, gläubig wie ein Kind, im geheimnisvollen Lichtergeflimmer der Wundergrotte vor der eisig-schwarzen rasch sprudelnden Quelle. Ihr Mann stand draußen mit seinem Elsässer Verwandten, dem greisen französischen General außer Diensten Köpfl-Capito, der schon unter dem Kaiserreich bei Sedan gefochten, der dann unter der dritten Republik Kriegsminister gewesen war und sich nach dem Dreyfus-Handel grollend, als

einsamer Junggeselle, mit geistlichen Übungen beschäftigt nach Lourdes zurückgezogen hatte. Von der Stadt drüben, über der die graue Burg ragte, zogen, an den Straßenreihen von Devotionalienhandlungen vorbei, mit entrollten Bannern die Pilgerzüge und wallten die hohen Stufen der drei übereinander gebauten Kirchen empor. Die Glocken läuteten in das Gemurmel der Litaneien. Es wehte in der Luft wie ein Hauch aus den Hunderten von steinernen Gelübdetafeln an den Kirchenwänden: „Merci, Marie! — Hab' Dank, Maria!"

Der alte General bekreuzigte sich stumm. Er war lang, hager, weißköpfig, ein Überbleibsel aus der Zeit des Ruhms. Des Ruhms bis zu den Tagen des ersten Napoleon, da das Elsaß und Korsika, die beiden Fremdländer, Frankreich die Tapfersten der Tapferen stellten, Rapp, Kellermann, Kleber, der jetzt noch vom Roten Platz auf Straßburg herabsah. In Jean Bollins Familie waren viele solcher Generale gewesen. In seine erste Kindheit verwoben sich noch Haudegengesichter und Wachtfeuergeschichten aus Mexiko und der Krim, aus der Lombardei und China. Die preußischen Offiziere, die er in Berlin traf, waren ihm, in ihrer Ritterlichkeit und Höflichkeit, doch dem Wesen nach fremd. Mit dem bigotten alten Militär hier, der seit vierundvierzig Jahren seine Vaterstadt Straßburg nicht mehr mit Augen gesehen, verknüpfte ihn ein unsichtbares Band.

Baussette trat aus der heiligen Höhle. Den Blick am Boden, in ihrer gemessenen Haltung glich sie einer schönen großen Nonne. Der General ließ kein Auge von ihr.

„Ah, sie ist reizend!“ sagte er. Und nach einer Weile: „Und mehr als das: sie ist fromm! Ich beglückwünsche Dich!“

Sie kam heran. Der Alte, der sonst nur dem Bischof, nie einer Dame die Hand küßte, zog ihre Rechte an die Lippen.

„Du hast gebetet, meine Tochter?“

„Ja.“

„Wofür?“

„Für Frankreich.“

„Ah — sehr gut!“

Baussette Bollin wandte sich zu ihrem Mann, mit einem schmerzlichen und innigen Augenaufschlag.

„Und für Dich, Jean.“

„Wie bringst Du das zusammen?“

„Ihr gehört zu einander, Frankreich und Du! Du mußt noch ganz einer der Unsern werden. Dafür hab' ich gebetet!“

„Als die echte Tochter Achille Dianos!“ sprach andächtig der General. „Gebe es Gott und die heilige Jungfrau, daß Dein großer Vater noch einmal auf jene Stufe der Macht gelangt, die ihm gestattet, die Schicksale Frankreichs zu entscheiden.“

Wieder war in Jean Bollins Augen jener unruhig suchende Ausdruck, der in leisem Grauen in die Abgründe einer trennenden Völkerschlucht zur Rechten wie zur Linken hinabzudringen schien.

„Weißt Du, was Du damit sagst?“

„Parbleu!“

„Achille Diano: das ist der Krieg!"

„Der Sieg!"

„Drüben überm Rhein will keiner den Krieg."

„Haha!"

„In ganz Deutschland nicht! Ich habe dort mit Hunderten gesprochen! Seit Jahren jede Regung Deutschlands verfolgt! Niemand denkt drüben an den Krieg!"

„Nein? Und warum bedrohen die Deutschen seit Jahrzehnten den Frieden Europas?"

„Sie? Die einzigen außer uns unter den Völkern, die in dieser Zeit nicht den Degen zogen!"

„Weil sie darauf warten, uns zu überfallen!"

„Sie tun es nicht!"

„Halloh, Beweise! Heraus mit Elsaß-Lothringen, meine Herren Preußen, und wir sind zufrieden!"

„Solch ein Verlangen ist der Krieg!"

„Wir sind bereit. Gestützt auf die Freundschaft mit diesen edelmütigen Russen, auf die Händedrücke, die unsere Politik uns mit diesen stolzen Briten zu tauschen erlaubte ..."

„Du bist doch fromm! Es steht geschrieben: Du sollst nicht töten!"

„Ahlalala! Ich bin kein Mönch! Ich bin Franzose! Halte aus, Jean, mein Freund! Wir werden kommen und Euch befreien. Und Du, Baussette, mein Kind, wirst mit der Trikolore umgürtet am Steintor stehen und dem einziehenden Sieger aus silberner Tasse den Ehren-Tee kredenzen!"

Jean Bollin schwieg. Was waren Worte in diesem Land?

Da war wieder ein Garten Frankreichs, das rebenreiche, weizenschwere Languedoc. In ihm Toulouse, das alte Toulouse, in der grausilbernen Vornehmheit der einstigen Renaissancestadt, jetzt noch eine durchgeistigte und verfeinerte Hochburg südfranzösischer Kultur. Professor Tarier, der Sozialphilosoph, wohnte nicht weit von ihrem Mittelpunkt, der Dalbade mit ihrem Kranz ehemaliger Adelspaläste, in der Allée St. Michel, gegenüber der Faculté des Sciences der Universität. Der Oheim Baussettes war ein hagerer, wirrbärtiger Gelehrter mit bleichen und abgespannten Zügen und nervös funkelnden Pupillen hinter der goldenen Brille. Geistesarbeit wohnte hinter der Wölbung der in eine Glatze auslaufenden gefurchten Stirne. Seine Rede floß klar und überzeugend. Er dozierte seine Thesen der Kultur mit dem Scharfsinn des Intellektuellen. Sie hallten über die romanische Welt bis nach Südamerika. Oh — man war draußen gewesen. Ein volles Jahr in den Vereinigten Staaten! Man hatte die neuen Menschheitsideale eines neuen Erdteils und die Methoden ihrer Verwirklichung gesehen! Nicht umsonst ragte, von Frankreich geschenkt, die Statue der Freiheit vor dem Hafen von New-York. Die beiden großen, fortschrittlichen Republiken reichten sich über den Ozean die Hand. Franklin ... Lafayette ... Die Demokratie ...

„Ihr seid doppelt zu betrauern, Ihr da unten, mein teurer Jean! Als Elsässer und als Demokraten! Ich schweige vom Elsaß. Ich achte Ihr Schweigen, weil ich es begreife. Der Druck der Pickelhaube legt Ihnen, dem Politiker, die Maske der Undurchdringlichkeit vor das

Gesicht. Lassen wir sie unberührt! Aber der Republikaner von Toulouse legt seine Rechte in die des Demokraten von Straßburg! Seien wir Freunde!"

Und in Jean Bollin, dem Sohn des Elsaß, dem Kind des Volks zwischen Rhein und Vogesen, das seit den Tagen der großen Revolution und des ersten Kaiserreichs Kasten- und Rangunterschiede höchstens noch äußerlich in Form des Reichtums, aber nicht mehr innerlich empfand, in Jean Bollin regte sich wieder ein unbestimmtes Heimatgefühl mit diesem gallisch-heiteren Reich der Menschenrechte, in dem jeder dem anderen gleich zu sein schien, der Bauernsohn General, der Rechtsanwalt Minister, der fette Weinbergbesitzer des Südens Präsident der Republik wurde. Das war eine Weltanschauung aller für alle. Leicht und luftig wuchs das logische Gerüst der Demokratie empor. Der Anblick tat ihm wohl. Da konnte er mit. Es war ihm ein Aufatmen, hier endlich die Stimme der Vernunft zu hören und Professor Taxiers überzeugender Analyse des Freiheitsgedankens zu folgen. Der Toulouser Philosoph zerstampfte in seiner geschichtlichen Retorte die Kronen. Kaiserreiche wie Brasilien und China wandelten sich vor dem Glanz seiner Brillengläser in Republiken, Königreiche wie Portugal verjagten ihre Zwingherren, waren im Begriff es zu tun, wie Albanien, oder tauschten sie wenigstens wie Norwegen. Die Duma der Freiheit dämmerte über Rußland, die „Union et Progrès" strahlte über Stambul, das Haus der Lords verblich — er war dort überall gewesen — er, der große Conférencier! Nur Deutschlands Boden hatte er nie betreten.

Sie, die schöngeistige und musikalische Madame Tarier, wohl. Sie hatte unter den Schweinslederbändchen ihres Bücherschranks die Übersetzung des Dichters Ähn, der sich Heine schrieb, und des Philosophen Ni-éjé, über den ihre Zunge kaum mehr stolperte. Dreimal war sie in Bayreuth gewesen. Einmal, mit einer Gesellschaft von Parisern, Pariserinnen und Curés, in Oberammergau, in den noch von Bären und Wölfen wimmelnden Urwäldern des bayrischen Tirol und inmitten seiner wilden Gebirgsstämme. Ah — welch ein Land! Und Sie kommen von dort, meine Liebe? Baussettes dunkles, klassisches Haupt nickte. Die beiden Frauen lachten mit dem amüsierten Gesichtsausdruck von Kindern, die etwas Ungewohntes sehen und komisch finden. Welch ein Land! Man begriff es nicht! Es glitt von einem ab! Es war nicht französisch!

„Es giebt auch Schildwachen der Kultur!" sagte der Toulouser Hochschullehrer zu Jean Bollin. „Haltet aus, Ihr im Osten, bis hinter Euch der Trommelwirbel den Elan der Demokratie zum Sturm entflammt!"

„Sturm gegen was?"

„Du frägst, mein Freund? Es giebt nur noch ein finsteres Bollwerk des Mittelalters in der Welt. Das heißt Potsdam. Der preußische Militarismus. Mit seiner Vernichtung ist das zarte und kostbare Glück der Völkerfreiheit besiegelt!"

„Besinne Dich! Das ist ja der Krieg!"

„Nicht der Krieg, sondern die Befreiung. Deutschland, das unter dem Joch dieser Handvoll von Seigneurs und Großen stöhnt, betet mit Ungeduld für den Tag des

Lichts. Seine Demokratie hat nicht die Kraft, sich selbst zu befreien. Aber sie wird sich, mit einem wilden Schrei von unzähligen Lippen, mit der unseren vereinen, wenn wir als Erlöser über den Rhein kommen wie vor hundert Jahren. Man wird uns jubelnd empfangen!"

„Welch ein Wahn ..."

„Pardon, mein Lieber: man weiß, was man weiß! Man hat seine Formeln zur geistigen Analyse eines Volks. Dies Problem ist sonnenklar ..."

Professor Tarier liebte keinen Widerspruch. Er bewegte einen langen, rechthaberischen Zeigefinger durch die Luft und belehrte den deutschen Reichstagsabgeordneten vor ihm über dies Deutschland, das er nie gesehen.

„Sei überzeugt, mein Lieber: Dieser Feudalstaat der großen und kleinen Purpurträger, der Kriegs- und Gerichtsherren, der Ritter und der Priester, dieser Staat, den ich genau studiert habe, ist vom Syndikalismus der Enterbten unterwühlt. Er stürzt vor der Posaune der Freiheit zusammen wie ein morscher Turm. Millionen bejauchzen seinen Fall!"

„Siebzig Millionen werden kampfbereit ausschwärmen wie die Bienen, wenn Ihr sie angreift!"

„Und so sprichst Du — ein Demokrat? Der Schwiegersohn des großen Demokraten Frankreichs, unseres Achille Diano, dessen schlichtes und gebieterisches Haupt für uns die Zukunftshoffnung ist? Ha — Melanie — verhülle Dein Antlitz, arme Freundin: Er verrät Frankreich!"

Drüben hob der anmutige Schöngeist beschwörend, mit einer theatralischen Geberde, die gepflegten Hände.

„Oh — keinen Streit, meine Lieben! Nichts von Politik! Eine Frau fleht Euch an! Helfen Sie mir, Baussette!"

„Wem sagen Sie es? Ich bin es unglücklicherweise schon gewohnt. Er reizt zum Widerspruch hüben und drüben!"

„Er gehört nach Deutschland!"

„Ich lebe innerhalb Deutschlands! Ich ziehe die Folgen dessen, was vor mir und ohne mich geschah, und gebe dem Kaiser, was des Kaisers ist!"

„Hörst Du's: dem Kaiser!"

„Er macht es keinem recht!" sagte die schöne Provençalin, Wetterwolken des Unmuts auf dem bräunlichen Antlitz. „Laß uns Abschied nehmen, Jean! Der Rapide nach Lyon wartet nicht."

Seltsam: nach Lärm und Lust dieser südfranzösischen Provinzen die Stille, die Kühle, der nüchterne Geschäftsfleiß Lyons. Dies ganze Inselviertel Perrache zwischen Rhône und Saône ein steinerner Ehrbarer Kaufmann. Jedes dieser wundervollen fünf- und sechsstöckigen Häuser ein großes Hauptbuch. Frostig standen sie zwischen Bellecour und dem Cours du Midi in der langen, schnurgeraden Rue Victor Hugo. In einem von ihnen wohnten die Bouffards. Bouffards hatten Geld. Es war selbstverständlich, daß man in Lyon Geld hatte. Man spann Seide, gewann an Seide, sprach von Seide, lebte für Seide. Was hier vor Silberprunk und Damast im Speisesaal des Hauses Bouffard an Feinschmeckern und Weinkennern und diamantenglitzernden Frauen zu Ehren der Verwandten aus dem Elsaß an der reichen Tafel saß, führte

den Geldsack mit Maulbeerblatt und Seidenpuppe im Wappen.

Monsieur Bouffard war ein großer feister Herr mit glattrasiertem, von grauen Bartkoteletten eingerahmten Diplomatengesicht. Es war nichts Lebhaftes und nichts Bedeutsames, was er in seiner verbindlichen und zurückhaltenden Kaufmannsart äußerte, ebensowenig wie die unförmig dicke, schnurrbärtige und asthmatische, in lila Seide gezwängte Madame Bouffard, ebensowenig wie all die andern. Es war die Ruhe der Reichen am Tisch. Und mehr als diese Sattheit: das trockene Selbstgefühl der Machthaber im Lande. Diese großen Bourgeois hier — sie waren die dritte Republik, die Republik der Rechtsanwälte, der Bankdirektoren und Zeitungsverleger. Sie füllten den Senat. Sie gaben das Geld für die Wahlen zum Palais Bourbon. Ihnen gehorchte die „Große Stumme", die Armee. Nur die Steuern überließen sie andern.

Und Jean Bollin, den Sproß des Straßburger Patriziergeschlechts, wehte es an wie ein Hauch von Heimatluft. Da waren sie — dieselben würdevollen Notabeln wie im Elsaß, zu denen auch er gehörte, der neue wappenlose Geldadel des neunzehnten Jahrhunderts. Nur mit einem Unterschied: Drüben am Rhein herrschten andere Mächte, herrschte Statthalter und Bischof, General und Kreisdirektor. Der Notabel wirkte nur in seiner engen Umwelt. Im Ganzen hatte er zu gehorchen. Anders die hier: In der Art, wie sie sich den Mund wischten, den goldenen Zahnstocher brauchten, bedächtig die Havannah anzündeten, lag das Bewußtsein ihrer Würde als Hüter

Frankreichs. Ah — sie waren zu beneiden. Sie hatten die Stellung, die ihnen zukam. Er fühlte sich ihnen verwandt.

Sorge trotzdem auch hier. Sorge um die Grundlage alles Irdischen, die Seide. Sorge bei diesen Männern des Geschäfts, die nichts wollten als den Frieden und im Frieden sich bereichern.

„Trinken Sie diesen Tropfen Hennessy mit mir, mein armer Freund aus dem Elsaß, dessen vielsagende Zurückhaltung uns ohne Worte genug verrät!" sprach der respektvolle Herr Bouffard. „Dieser Kognak stammt noch aus der Zeit vor dem furchtbaren Jahr. Ach, das waren Zeiten. Man lebte. Man verdiente. Aber jetzt ..."

Jean Bollin schaute in dem prunkvollen Speiseraum umher. Über sein weiches und halb französisch geschnittenes Gesicht flog ein Lächeln. Er, der Zeitungspolitiker, der Deputierte, der reiche Mann, fühlte sich hier unter Menschen seines Geistes. Unter den Gemäßigten. Den Wohlmeinenden. Hier erschien nicht die blutige Flammenschrift an der Wand. Hier brauchte man nicht zu befürchten, daß jäh wie Bankos Geist Achille Dianos kriegsfunkelnder, grauer Eisenkopf in der Tafelrunde auftauchte.

„Nun — die Geschäfte gehn doch gut!"

Ein Schrei des Widerspruchs unterbrach ihn von allen Seiten. Die Geschäfte! Schweigen wir davon! Ja, früher, als man noch die Levante, diese durch die einfache Logik der Weltgeschichte geheiligte Domäne Frankreichs mit Lyoner Seide überschwemmte, die auf allen Bazaren von Kairo und Damaskus, von Tunis und Stambul als orientalische Ware verkauft wurde! Aber wo kamen in

diesem letzten Jahrzehnt plötzlich alle die Deutschen her? Überall? Wie die Heuschrecken? Ohne sich um den bedächtigen Handelsverkehr aus Väters Zeiten zu kümmern? Sie brachten neue Muster auf den Markt, genau so schreiend grell, wie diese braunen verschleierten Frauen sie liebten, so billig, daß jeder Eseltreiber, den seine paar Groschen im Beutel juckten, sie kaufen konnte. Sie eröffneten verführerische Kredite, sie durften das wagen, diese Elenden! Auf Grund ihrer Personalkenntnis, denn sie gingen mit dem Musterkoffer selber in jeden Laden und in jedes Nest.

„Warum schickt Ihr nicht Eure jungen Leute auch hinaus?"

Monsieur Bouffard zog tadelnd die Augenbrauen hoch:

„Wen soll ich schicken, mein Vetter? Wir haben nicht so viel Menschen in Frankreich. Jeder findet hier seinen Platz. Er braucht nicht in die Fremde. Diese jungen Leute weigern sich, unsern weichen Himmel zu verlassen, ihre Freunde, die Küche Frankreichs, die kleinen Frauen ... Ah nein! Das geht nicht. Aber es geht auch nicht so weiter! Sonst gehen wir zugrunde."

„Es muß ein Ende gemacht werden!"

„Bald ist es zu spät!"

„Die Pflicht des Tages ist die Vernichtung des deutschen Wettbewerbs!"

„Aber wie?" frug Jean Bollin.

Es war ein Schweigen. Und daraus in ihm die jähe Erkenntnis des Schreckens: Ihr sprecht das furchtbare Wort nicht aus, Ihr, die Halben, die Satten, die Ängstlichen ... Ihr fürchtet Euch vor Blut, schon wenn Ihr

Euch beim Rasieren in die gemessenen Gesichter schneidet. Aber wenn die Ganzen rufen ... Ihr packt getrost einem Achille Diano die Last des blutigen Erdballs auf die Schultern ...

Hoho! Da waren die Loridons ein anderer Schlag als die ledernen Leute von Lyon! Ihr Name war eine Fanfare, ihr Lächeln ein Donnerlachen, ihr Händedruck eine Umarmung. Willkommen in Marseille, Ihr da, Ihr Verwandten aus Straßburg! Hier fühlt Euch wohl! Hier lärmt und wogt die Menschenflut der Cannebière, klettern Affen und Papageien im Mastengewirr des Hafens, schauen Araber aus dem nahen Afrika im weißen Burnus zu, wie sich Franzose und Italiener bei der Dockarbeit prügeln, daß die Kokosnüsse über den Kai rollen! Macht nichts! Fischen wir sie heraus! Vertragen wir uns! Lachen wir! Golden und riesenhaft schaut hoch vor dem blauen Himmel ragend die heilige Jungfrau auf den Ameisenhaufen, der schwärzlich zu ihren Füßen auf weißen Kreideklippen am blauen Meer kribbelt. Ah: man arbeitet, mein Herr, unter dieser heißen Sonne! Aber man lebt auch und läßt leben, man ist schlecht angezogen, man ist fröhlich, man ist laut, man ist in Marseille.

In Marseille unten bei Basso und seinen provençalischen Leckerbissen des Meeres. Knoblauch, Stockfisch und Safran dünsten aus der Fischsuppe, und über die Schüssel hin schwingt Monsieur Loridon, der schwarzäugige beleibte Schiffsmakler, leidenschaftlich die Hände. „Ah bah! ... Monarchie oder Republik — Mein lieber Bollin und Sie, Cousine Baussette, meine Schöne! — Monarchie oder

Republik — das sind zwei Namen für dieselbe Krankheit! Die Arznei: das ist der Kommunismus! Man ist Kommunist in Marseille! Auch die Reichen. Auch der Bürgermeister. Auch die Stadtverwaltung. Haha — das ärgert sie — diese Pfeffersäcke von Paris — diese Tintenkleckser — diese Säbelraßler!"

Papa Loridon lachte dröhnend. Die andern Loridons lachten mit. Madame. Der älteste Sohn, der Dattelimporteur — eh — da unten... Sie wissen schon... von den Zibans um Biskra, der zweite, von der Hafenverwaltung, Georgette, Louison, diese kleine Adèle, die Töchter...

Jean Bollin, der Gast aus Straßburg, hörte lächelnd dem hitzigen Gerede zu. Gott sei Dank: Von den Lippen dieses Franzosen, der mit seinem Gefuchtel und Gezappel einen aufgeregteren Eindruck als alle andern machte, klang endlich die Stimme der Versöhnung, der Ruf des Friedens.

„Man wird, allen Feinden der Menschheit zum Trotz, den Kommunismus einführen!" schrie zornig Père Loridon. „Die allgemeine Gleichheit — das ist das Wohl Aller! Der Krieg ist das Weh Aller. Also senden wir ihn in die Rumpelkammer! Ha — ich nehme Ihre Hand, die Sie mir über den Tisch entgegenstrecken, Vetter Bollin! Ich drücke sie! Trinken wir auf den Frieden!"

„Aus vollem Herzen!"

„Auf den ewigen Frieden!"

„Ich leere das Glas bis auf die Neige!"

„Den ewigen Frieden, dies goldene Zeitalter nach dem letzten Krieg!"

„Nach welchem?"

„Ah — wollt Ihr unerlöst bleiben, Ihr zwischen Vogesen und Rhein? Erst muß das Unrecht aus der Welt, ehe das Recht in ihr die zauberhaften Falten seiner Freiheitsfahne entrollt! Heraus mit Elsaß-Lothringen!"

„Das ist doch nicht der Frieden — das ist der Krieg!"

„Das ist die Revanche!" schrie Alphonse Loridon. „Die Revanche für Siebzig!"

„Ein Blutvergießen ..."

„Für Frankreich! Für Euch! ... Standhaftigkeit und Geduld, Ihr Unterdrückten! Frankreich vergißt seine heilige Sendung der Menschheitsbefreiung nicht!"

Jean Vollin schwieg.

„Du bist so still, mein Freund?" frug auf dem Heimweg Vaussette ihren Mann.

„Hat Dich der heutige Abend nicht ernst gestimmt? Alles, was man in diesen Wochen sah und hörte?"

Sie schüttelte den Kopf. Wieso denn? Ihr war nichts aufgefallen! Aber auch nicht das Geringste! Frankreich war wie immer. Sie dachte nicht weiter über ihre Verwandten nach. War man doch allerorts gastfreundlich gegen sie beide gewesen!

„Ist es nicht furchtbar, Vaussette, daß man überall, aber auch bei jedem Menschen in Frankreich früher oder später auf den Punkt kommt, wo ihm plötzlich der Verstand stillsteht ...?"

„Wieso? ..."

„... den Punkt, der den Krieg in sich schließt, wie die Nuß den Kern? ... Den Krieg, Vaussette? ... Es ist wie eine Krankheit Frankreichs!"

„Ich gestatte mir nicht, etwas an Frankreich zu tadeln. Meine Gefühle zu ihm sind zu kindlicher und zärtlicher Natur. Ich bin Französin."

„Du bist es nicht mehr. Du bist die Frau eines Elsässers im Deutschen Reich!"

„Ich bin eine Französin in der Verbannung. Ich bin stolz darauf. Ich trage es mit der Würde des Schmerzes und mit der Liebe zu Dir!"

„Diese Liebe, für die ich Dir danke, hat Dir eine neue Heimat im Elsaß gegeben. Ich bin Elsässer!"

Baussette Bollin blieb stehen.

„Ich kann mir unter einem Elsässer, wie Du ihn verstehst, nichts denken!" sagte sie. „Er ist nicht Franzose und nicht Preuße. Man ist entweder Franzose oder Preuße. Ich bin Französin."

Sie sog wie mit einem tiefen Atemzug der Seele die warme wohlige Abendluft des Mittelmeers ein, die sie umwehte.

„In Dir, mein Freund, ist die ewige Schlacht von Metz. Preußen und Franzosen kämpfen um Deine Seele. Und die Schlacht ist noch am dritten Abend unentschieden. Professor Taxier brauchte dies Gleichnis, während Du mit ihm sprachst. Oh — er ist geistvoll ... er!"

„Ein Schwätzer!"

„Verlange nicht mehr von mir, als daß ich in Deinem Kampf mit Dir selbst neutral bin. Ich aber bin im Heiligtum meines innersten Herzens Französin und bleibe es, solange ich lebe! Wehe, wenn Du mich darin störst!"

„Wir wollen weitergehen!" sagte Jean Bollin statt einer anderen Antwort. „Und in Deine Heimat ... aufs Land.

Vielleicht, daß wenigstens Eure Bäume und Felder noch nichts von Deinem Vater Diano und der Revanche wissen!“

In klarer sonniger Frühe stand Jean Bollin ein paar Tage später vor dem Gutshause Mère Noëls, der Großtante seiner Frau, in der Provence. Eine lange Reihe ernster, dunkler, hochwipfliger Zypressen säumten, wie die Grabwächter auf einem Kirchhof, die Meierei auf der Nordwestseite ein. Man konnte jetzt, an diesem lachenden Frühlingstag, nicht ahnen, daß sie, wie überall wohin man sah, der Schutzwall gegen den Mistral waren, der jäh, mit seinen rasenden plötzlichen Sturmstößen, diese Erde Frankreichs erschütterte, diese Erde der Provence in ihrer seltsamen Mischung von Heiterkeit und Schwermut, den trostlosen, braungedörrten und wildzerrissenen Halden, den Trümmern grauer Ritterburgen aus glücklichen, lang verwehten Tagen der Troubadoure und der Liebeshöfe, und dazwischen das Leben, das ewig quellende, ewig lachende Leben, heute so windstill und zärtlich im goldenen Sonnenschein des Südens über den Orangen- und Zitronen- und Mandelbäumen, den Rosenbüschen und Rebhalden, den Weizenäckern und Veilchenfluren des gesegneten Landes. Ferne zog sich in majestätischer Breite das Wasserband der blauen Rhône dahin, spannte sich die sagenumwobene Brücke von Beaucaire, dämmerte mit seinen staubig-leeren und breiten Straßen das Narrenstädtchen Tarascon — alles unter diesem sanften blauen Himmel atmete tiefen Frieden. Jean Bollin sah auf das stille, wie schlafende Land und dachte sich: Ja. Es schläft — bis zum Erwachen. Das Pulverfaß wartet auf den Funken...

Vor ihm auf dem Hügel krähte ein Hahn. Schmetterte, steil hochgerichtet und aufgeplustert, seinen Kampfruf hinaus in die Welt. Hitzig und händelsüchtig wie der Geist Galliens stand er in der prallen Morgensonne, und es schien Jean Bollin, als trüge das Haupt des kriegerischen Tieres mit seinen gesträubten Federn und funkelnden Augen die Züge Achille Dianos, des gellenden Herolds der Revanche, als horche die ganze ruhige und glückliche Provence, als horchten alle Provinzen Frankreichs nur auf den verhängnisvollen dritten Hahnenschrei aus Paris.

Ringsum, von nah und fern, krähten jetzt, während er zu dem Gutshof zurückschritt, die gallischen Hähne. Sie riefen sich, antworteten sich, reizten einer den andern in immer wildere Erregung hinein. Auf der Steinbank vor dem Wohnhaus saßen Mère Noël und Baussette. Die Großtante mit dem altersgefurchten, feinen Gesicht war durchaus keine Bäuerin. Oh nein. Sie ging stattlich in schwerer, schwarzer Seide. Die Möbel innen zeigten köstliches altes Barock als Erbstück der Jahrhunderte. Man aß mit Silber von Sèvres-Geschirr. Weithin werkten draußen im Umschwung des Guts die Knechte und Mägde. Das hinderte aber Mère Noël durchaus nicht, in den Stall zu gehen und eigenhändig eine Ziege zu melken oder ein begierig schluckendes und glucksendes Osterlämmchen mit der Milchflasche zu tränken. Baussette half ihr dabei und hielt mit ihren starken weißen Händen das weißwollige Geschöpf. Sie war hier glücklich, hier in der Heimat. Ein Widerschein von der gedankenlosen, träumerischen, blumenhaften Daseinsfreude ihrer Kindheits-

und Mädchenjahre lag auf ihren bräunlichen Zügen. Diese Stille damals von Haus und Hof, Betstuhl und Klosterschule, nur Menschen um einen, die man kannte, Tiere, mit denen man vertraut war wie mit Menschen, Natur und man selbst nicht viel mehr als ein Stück davon. Sie kniete jetzt neben der alten Dame, das Lämmchen zwischen sich und ihr. Wie beide halblaut, mit einem Anklang an die Mundart der Provence, bei ihrer Beschäftigung plauderten, glichen sie doch zwei Bäuerinnen des Südens, einer greisen und einer jungen in städtischer Tracht.

Und wie Jean Bollin seine Frau stumm, ohne daß sie es merkte, betrachtete, kam ihm ihr Vater nicht aus dem Sinn. Sein Schwiegervater, der mit der Handvoll der Seinen die Tat zu dem war, was die andern, die Millionen im Lande, nur in Gedanken hegten. Nicht Philister über Dir, Achille Diano — nein, Du über den Philistern, die Du mit der Macht Deiner Phrase betäubst, wie das ewig-fiebernde Hirn den unselbständigen Körper mit sich reißt, wie Du Paris bist und Paris das Schicksal Frankreichs.

„Ist Dein Vater noch in Rom?"

Baussette schaute auf und bejahte. Ein Wolkenschatten ging dabei über ihr sommerreifes, sonnenwarmes Gesicht. In Rom bei der Mutter. Es war Eifersucht. Sie gönnte ihr den geliebten Vater nicht. Selbst sahen sie und Donna Teresa sich, seit ihrer Kindheit, seit die Eltern getrennt, er in Paris und sie in Italien lebte, nur alle paar Jahre und wurden sich dann nur noch immer fremder. Die geistvolle und skrupellose, in alle großen politischen Affairen

der Sieben Hügel eingeweihte, alternde, römische Weltdame und sie, das naive und bigotte Kind der französischen Provinz, hatten sich nichts zu sagen. Eben darum dachte sie mit einem jähen Aufzucken zornigen Temperaments daran, daß ihr Vater heute wieder zum Fünf-Uhr-Tee in dem berühmten Salon in der Via Buoncampagni saß.

Dieser politische Salon oben in dem neuen Ludovisiviertel, von dem aus man weit über die Ewige Stadt hinsah und auf die beiden aus dem Hügelmeer der Dächer und Kirchenkuppeln ragenden steinernen Gegner: diesseits des Tiberstrands neu und alltäglich, ein greller gelber Emporkömmling, der Quirinal, drüben auf dem Borgo-Ufer altersgrau, riesenhaft, in der Wucht der Jahrhunderte, der Vatikan. Hier in den blauseidenen Empfangsräumen hielt alle Welt es mit dem Quirinal. Was hier gelächelt, gedacht, gesprochen wurde, war ein Werben um die Seele des neuen Italiens. Die Dame des Hauses, Donna Teresa, hatte die scharfen Züge, die belegte Stimme der fünfzigjährigen Südländerin. Aber schmeichelnde Klugheit glänzte aus ihren jugendschwarzen Augen. Nichts konnte liebenswürdiger und graziöser sein als der Schnitt ihrer rotgeschminkten Lippen. Auf ihrem gelblichen welken Gesicht lag immer ein gespannter Ausdruck des Interesses, der den anderen zum Reden einlud. Sie hatte die Gabe zu hören und die Unterhaltung zu lenken, während sie anscheinend selbst frug und plauderte und sich im Kreis ihrer Gäste bewegte. Wenn ihr Mann sie besuchte, betrachtete er sich eigentlich auch nur als einen der Eingeladenen ihres Salons, einen Fremden von Distinktion

mehr. Daß sie heute beide wirklich wie ein Ehepaar nebeneinander auf einem Kanapee saßen, um sie herum teilnehmende Gesichter, mitfühlende Fragen in Englisch, Französisch und Italienisch der Kosmopolis, das hatte seinen besonderen Grund in dem gemeinsamen Kummer um Guy, ihren in die Hände der Teutonen gefallenen Sohn.

„Eh — sie haben ihn nach Berlin oder Leipzig gebracht ... ich weiß es nicht!“ sagte Achille Diano mit einer strengen und verächtlichen Handbewegung. „Sie haben ihm den Prozeß gemacht. Heute, vielleicht in dieser Stunde, wird das Urteil verkündet. Wir werden es erfahren! Gut, meine Herren Deutschen! Sie sehen hier einen Vater, den nichts erschüttert!“

„Was Teufel hatte Ihr Guy aber auch am Rhein zu suchen?“

Dianos grauer Hitzkopf wandte sich dem Principe di Corese zu, dem puppenhaft kleinen und zierlichen jungen Mann aus einem Geschlecht der Völkerwanderung, der sich umsonst durch die Bartlosigkeit seiner bleichen verlebten Züge den Anschein eines englischen Lords gab. Die Gründerjahre Roms hatten seine Familie verarmen lassen, seine Heirat mit Miß Gwen Walcott sie wieder reich gemacht. Drüben am Fenster saß die Principessa aus Chicago. Ihr Vater, Benjamin J. Walcott war dort einer der angesehensten Weizenwucherer des Westens.

„Mein Sohn am Rhein? Fragen Sie meinen Freund da, den General della Cioppa, mein Fürst, was eine strategische Brücke bedeutet!“

„Jede ist wichtig. Für die Zukunft!" sagte der italienische General della Cioppa, der den weißen Knebelbart nach Art des von seinen Untertanen ermordeten Rè Galantuomo trug. Le prince Romenskoi, neben dem er saß, machte eine fatalistische Kopfbewegung der Geduld und des Wartens. Eigentlich war er, der Russe, der, mit seiner ungeschlachten, riesigen Bauerngestalt, trotz des plumpen und knolligen, sorgfältig glatt rasierten Muschik-Antlitzes, in jeder Einzelheit einen britischen Herzog nachzuahmen suchte, dank dem Levantiner Geld seiner Frau, der geborenen Diamontopoulo aus Smyrna, seit Jahrzehnten international. Ein politischer Amateur Petersburgs in Rom.

„Oh ja! Zeit ist ein gutes Ding!"

Der Ehrenwerte Hugh Armitage sagte das, der jüngere Sohn eines schottischen Earl-Geschlechts. Er war lang und blond und athletisch hager. Donna Teresa flüsterte ihrer Nachbarin, der weißgepuderten Gräfin Pompei aus Sizilien, auf Italienisch zu:

„Hugh Armitage ist von höchstem Einfluß. Er ist vom Harmsworth-Concern!"

„Lord Northcliffe!" verbesserte halblaut neben ihr der Colonel Speer vom Aldershot-Commando Seiner britischen Majestät. Es lag unfreiwillige Ehrfurcht darin, wie er den Namen des neugebackenen ersten Barons der Isle of Thanet und Zeitungskönigs von Fleet-Street aussprach, des neuen Napoleons britischer Druckerschwärze und Todfeinds Deutschlands. Niemand nannte hier Deutschland. Man vermied die Banalität. Man hätte

ebensogut von der Luft reden können. Es war das Selbstverständliche. Der Haß, der in dem blauen Salon Europa einte. In der Ecke lächelte der Vicomte Yunkuro, Major in der Tokioter Gardedivision des Mikado und zur Zeit auf Urlaub in Rom.

„Eccolo!“ ....

Der Nobile de Rocco stürzte herein. Der Professor in Bologna, der Atheist, der Vorkämpfer der lateinischen Kultur, der Freund Dianos.

„Achille ... ich komme von der Redaktion des ‚Giornale‘! Depesche ihres Vertreters aus Berlin ... Deine Hand, mein Freund!“

„Was ist mit Guy?“

„Unter Zubilligung mildernder Umstände: zwei Jahre ehrenvolle Festungshaft! Berlin ist ruhig!“

„Ich bin es auch!“ sagte Achille Diano feierlich. „Keine Tränen, Teresa, meine Teure. Er wird die Nacht des Kerkers überstehen! Wir aber werden diesen Schimpf rächen. Wir appellieren an den Erdball! An die Würde der Menschheit, die der Potsdamer Militarismus mit Füßen tritt ...“

„Es wäre vielleicht ein gutes Schlagwort!“ murmelte nachdenklich Hugh Armitage. Sein Hirn überflog eilig die von ihm dreimal umsegelte Welt und die Wirkung einer Kabel-Campagne in den fünf Erdteilen.

„Rocco, mein Freund!“ Achille Diano stand gebieterisch mitten im Zimmer. „Ich verlasse mich auf Dich!“

„Va bene!“

Der Professor und Politiker machte die lächelnde,

beschwichtigende Handbewegung des Südländers. Er, der Stammgast der Französischen Botschaft, er, der Hausfreund im Palazzo Farnese, von wo seit Jahren das Pariser Gold in die Taschen der italienischen Minister und Deputierten, Politiker und Redakteure strömte, er würde heute noch den Zeitungssturm in Rom und Mailand entfesseln.

„Für Paris und Petersburg sorge ich selbst!“ sagte Achille Diano und blickte dabei auf den Mann der Harmsworth-Presse, deren Geldmacht auch auf dem europäischen Festland vom „Matin“ bis zur „Nowoje Wremja“ reichte. Der Ehrenwerte Hugh Armitage war jetzt entschieden.

„Ich denke, wir machen es! Ich hoffe ernstlich, daß Sir Alfred einverstanden sein wird, daß ‚Times‘ und ‚Daily Mail‘ heute noch die deutsche Brutalität an den Pranger stellen!“

„Sehr gut!“

„Es wäre weise, die Welt darauf aufmerksam zu machen, daß Deutschland wieder einmal den Frieden bedroht. Ich gebe nachher einige hundert Depeschen an Kanada und Australien!“

„Welch ein Mann!“ sagte bewundernd Donna Teresa zu dem General della Cioppa.

„Wir werden drei Tage lang die Entrüstung der Vereinigten Staaten von London aus kontrollieren. Auch den Kabeldienst nach dem fernen Osten. Die südafrikanische Union und die anglo-indische Presse erhalten jetzt sofort von mir eine gleichlautende telegrafische Information von einigen tausend Worten über den neuesten Potsdamer Willkürakt...“

„Oh — dies große England!"

„Welch eine Macht!" sagte halblaut und bewundernd Monsieur Tanovicène. Er sprach und dachte, als rumänischer Bojar, Millionär und Großgrundbesitzer Französisch, aber seitdem er einen Rennstall in Bukarest hielt, kleidete er sich englisch und trug zwei schmale Bartstreifen an den Seiten des sonst glattrasierten gelblichen, alle Laster der Erde zeigenden Gesichts.

„Vicomte Yunkuro, was wird man in Ihrem aufgeklärten Inselreich zu dieser neuesten deutschen Herausforderung sagen?"

Der zwerghafte schlitzäugige Oberst hatte in Tokio zu Füßen des Majors von Meckel die Kriegskunst gelernt. Deutsche Offiziere hatten ihn in Berlin voll argloser Vornehmheit jahrelang als Kameraden im Kasino in ihrer Mitte aufgenommen. Er konnte Deutsch wie sie und sagte auf Englisch:

„Bei uns würde der französische Gentleman strenger bestraft worden sein!"

Das Urteil zu milde? Eigentlich sprach der Japaner nur aus, was die Europäer heimlich dachten und nicht zu äußern wagten. Ein vielsagendes Lächeln war plötzlich umher. Milde ... wenn man es rückwärts las, hieß es Schwäche. Schwäche des nimmermüden Werbens Deutschlands um die Freundschaft seiner Nachbarn. Schwäche der Liebe, mit der es alles Fremde bei sich aufnahm. Schwäche des ewigen Vergessens und Verzeihens jeder Feindschaft in West und Ost. Und wenn Deutschland nur schwach war: alles andere fand sich von selbst zu seiner Zeit...

Achille Diano griff mit einer großen Bewegung nach seinem Hut. Er hob die Hand. Er stand auf der Schwelle, gleich einem Schauspieler neben der Kulisse:

„Ich beurlaube mich, meine Freundin! Als Soldat! Ich fliege auf meinen Posten nach Paris zurück. Ich will dem ‚Matin' nicht die Ehre des Vortritts lassen. Er gebührt mir und meiner ‚Lumière'. Der Racheschrei eines Vaters soll Frankreich durchgellen!"

In Paris erwartete ihn das Elsaß. Das Elsaß, das er kannte und Elsaß nannte. Das Elsaß der Optanten. Der Abbé Weisbec, der nationalistische Deputierte, der Journalist Napoléon Nicklès, der Finanzmann Stiquel. Sie waren bei ihm in seiner Wohnung an der Ecke der Boulevards. Die Fenster waren geschlossen. Aber der Lärm des Lebens zwischen Opernplatz und Madeleine, das Brausen des sonnenüberfluteten Menschengewühls da unten war so fiebernd laut, daß er seine schneidende Stimme erheben mußte, während er im Zimmer auf und nieder marschierte.

„Gestern sollte mein Sohn auf die Festung überführt werden. Es heißt, es sei da ausdrücklich eine besonders ritterliche Behandlung vorgeschrieben! Haha: man kennt die Teutonen! Mit solchen Listen suchen sie uns zu fangen! Plump wie die Bären in ihren Wäldern, deren Erlegung die tägliche Zerstreuung ihres Kaisers ist! ... Ah — hätten wir nur hier solch einen Kaiser!"

„Was?" Die Optanten waren entsetzt. Aber Achille Diano schrie:

„Hätten wir einen, der Frankreichs Kräfte sammelt, indem er Frankreich gebietet — Frankreich, diesem — ach

allzu feurigen Roß, das seit hundert Jahren jeden Reiter in den Sand streckt! Einen, in dem die Seele von St. Helena atmet — der Geist des Pantheon — das Lachen Heinrichs des Vierten — die Majestät Louis des Großen! Nennt ihn, wie Ihr wollt, meine Freunde! Ich neige vor ihm dies graue Haupt!"

Er berauschte sich an seinen Worten. Er lief im Sturmschritt hin und her und gestikulierte wie in der Volksversammlung:

„Aber wer sind diese Zahnlosen im Senat? Diese Marklosen im Palais Bourbon? Diese Lakaien der Pickelhaube in den Ministerien? Man wird sie bespucken! Man wird sie verjagen! Ins Wasser mit den Verrätern, von denen Frankreich wimmelt! Benutzen wir jetzt den Fall Guy, wir, die nie erlahmen, ihr Herz als blutendes Opfer am Altar des Vaterlandes niederzulegen! Entfachen wir im Volk diese zauberhaften Wirbel der Marseillaise! Du auch! Du vor allem!"

Er wandte sich an seinen Schwiegersohn Jean Bollin, der mit seiner Frau in der Türe erschien. Er frug die beiden nicht, wann ihr Zug ginge, wieviel Stunden sie noch, auf der Heimfahrt von Südfrankreich nach Straßburg, hier in Paris für ihn übrig hatten. Er hob beschwörend die Rechte.

„Du hast das Wort in Berlin, mein Herr Abgeordneter! Du hast das tausendfache Wort der Presse in Straßburg, mein Herr Besitzer der ‚Münster-Zeitung'. Die Göttin der Weltgeschichte steht vor Dir. Sie weist stumm nach jener preußischen Zitadelle, in der Dein Schwager

Guy schmachtet, der Bruder der jungen Frau an Deiner Seite, aus deren Augen das edle Feuer Frankreichs blitzt! Folge dieser feierlichen Geste! Zeige den geraubten Provinzen an dem Falle Guy die zynische Tyrannei einer Regierung, die ..."

„Sie war ganz im Recht, als sie Guy verurteilte!" sagte Jean Bollin.

„Hein?"

„Wir hätten hier genau dasselbe getan!"

„Höre ich recht?"

„Guys Unglück war, daß er sich erwischen ließ. Ein Unglück. Aber nicht mehr."

„Und das aus dem Munde eines Elsässers!"

„Eines Elsässers, dem es seine nächsten Verwandten hier doppelt schwer machen, seine Pflichten zu erfüllen!"

„Ah — seht ihn Euch an!"

„An diesen Pflichten gegen Deutschland halte ich fest. Sie sind mir durch die Grenzpfähle vorgeschrieben, die nach dem Völkerrecht das Elsaß von Frankreich trennen!"

„Er verrät Frankreich!"

„Nein: das Elsaß!"

„Beide in einem Atem! Beide sind eins!"

„Ah — gut! Es wird sich an Ihnen, mein Herr, und an allen unsern Feinden rächen!"

„Die Feinde unserer elsässischen Heimat da drüben — das seid Ihr!" sagte Jean Bollin, fester als es sonst seine Art war, zu den Optanten.

„Still!"

„Ihr, die Ihr hier vom Vater auf den Sohn von der

Revanche lebt, Euch von der Revanche Häuser baut, Euch von der Revanche nährt und kleidet, wie andere vom Handel mit Seife!"

„Er beschimpft uns!"

„Ihr, die Ihr wißt, daß Ihr den Krieg in unsere Fluren tragt, in die Häuser, unter deren Dach wir geboren sind! Seit der Revolution war unser Land der Tummelplatz der Heere! Ihr wollt es wieder dazu machen! Und dabei gebt Ihr an, das Elsaß zu lieben!"

„Elender!"

„Eurem Krieg zuliebe spiegelt Ihr den Franzosen ein Elsaß vor, das nur in Euren fernen und fanatischen Köpfen lebt! Ich kenne die wahre Stimmung des Elsaß! Denn das Volk hat mich zu seinem Vertreter gewählt. Wir wollen den Frieden und die Freiheit."

„Die Freiheit, unterjocht zu werden!"

„... die Freiheit, im Deutschen Reich als gleichberechtigte und arbeitsame Bürger zu leben! ..."

„Er sagt es offen!"

„Hier steh' ich und sag's! Kommt mir nicht zu nahe! Ich rate Euch!"

„Hilfe, mein Vater! Sie werden sich an die Kehle fassen!"

„Still, Baussette!"

„Nieder mit dem Abtrünnigen!"

„Fort mit ihm aus diesem Zimmer, in dem sein Verbleiben die Ehre Frankreichs besudelt!"

„Mein Vater ... Trenne diese Rasenden!"

„Gehen Sie zu den Preußen, mein Herr Deputierter

Bollin! Man wird Sie in Potsdam umarmen! Dort ist die Türe!"

Achille Diano wies mit dem wilden Zorn eines Theaterkönigs nach dem Ausgang. Sein Gesicht versteinerte sich dabei jäh, mit offenem Mund und aufgerissenen Augen. Auf der Schwelle stand ein Geist. Der Geist eines kleinen, sehnigen und sonngebräunten, in einen grauen Sommeranzug gekleideten jungen Mannes mit einem verwegenen Lächeln unter dem schwarzen Schnurrbärtchen.

„Guy — mein Sohn ... bist Du tot?"

„Sehr lebendig, mein Vater!"

„Ist das wirklich Deine Stimme? Kann man Dich berühren?"

„Überall, nur nicht am linken Arm. Auf den fiel ich, zehn Fuß tief, als das zusammengeknüpfte Bett-tuch riß ..."

„... mit dem Du Dich aus dem Fenster ...?"

„Es war nicht so schwer für einen Schlingel wie mich, das Gitter loszukriegen. Ich erklärte mich am ersten Abend leidend. Ich wollte nur schlafen. Diese braven Teutonen waren mitleidig. Sie trauten meinem treu-herzigen Gesicht."

„Haha — sehr gut!"

„Sie trieben die Gutmütigkeit so weit, mir noch gute Besserung zu wünschen, als man mich einschloß! Nun: ich habe mein Loos verbessert! Es hätte mich gefreut, einen von ihnen töten zu können ..."

„Hören Sie es, mein Herr Bollin! So spricht ein Franzose!"

„Ich hielt einen Fuß meiner Eisenbettstelle in der Hand. Aber es begegnete mir niemand!"

„Und wie Du draußen standest, allein, in der Nacht, ohne Geld ....?"

„Man hatte Freunde draußen, mein Vater! ... Ein Automobil. Papiere. Es war alles vorbereitet!"

„In diesen wenigen Tagen? Wie? Von wem? Erzähle!"

Der Leutnant Diano sah im Zimmer umher und sagte trocken:

„Sobald Frankreich unter sich ist. Aber hier ist ein Stück Deutschland!"

„Dort steht es!"

Der junge französische Offizier trat, die Arme über der Brust gekreuzt, mit kampflustig vorgebeugtem Kopf auf Jean Bollin zu. Er glich in diesem Augenblick dem Vater.

„Als ich über die Grenze war, gab man mir die Zeitungen der letzten vierzehn Tage! Ich las Deine Reden über mich im Reichstag. Genug! Denn leider verbietet es der Brauch unter Verwandten, die Florettklingen zu binden!"

„Man sieht dafür mich bereit!" schrie Napoléon Nicklès.

„Aber ich werde Ihnen bald im Elsaß meinen Besuch abstatten, mein Schwager! Ich komme nicht allein. Viele Hunderttausende meiner militärischen Freunde haben den Wunsch, sich mir anzuschließen! Rüsten Sie sich zu unserem Empfang! ..."

„Die große Reveille ist nahe!"

„Der König von England war in Paris, Guy!"

„In nächster Zeit reist Poincaré nach Petersburg zum Zaren!"

„In Rom ..."

„Pst! Achtung vor Verrätern!"

Ein finsteres Schweigen war im Zimmer. Jean Bollin wandte sich ab und sagte: „Ich gehe!"

Und an der Türe:

„Komme, Baussette!"

Sie stand starr und unbewegt, mit dem leblosen Antlitz einer griechischen Statue. Nur ihre Augenhöhlen waren nicht so tot wie die des Marmors. In ihnen glomm etwas auf, wurde zu einem grellen und jähen Blitzlicht des Hasses, verlosch in derselben Sekunde, in der der alte Diano neben ihr zwischen den Zähnen zischte:

„Geh' mit ihm! Laß ihn nicht aus den Augen! Sieh, was er treibt! Wir brauchen Dich da drüben!"

„Baussette ... Dein Mann ruft Dich!"

„Ich komme, mein Freund! Lebt wohl, meine Teuren! Ich werde das Elsaß von Euch grüßen!" —

In silberner Mondnacht hob sich Erwin von Steinbachs Münster über dem Zankapfel der Völker, zwischen Wasgenwald und Rhein. Straßburg schlief. Sternengeglitzer spiegelte sich auf dem stillen Wasser der Ill. Hochgiebelig standen mit Schnörkel und Lauben, Erkern und Gesims die mittelalterlichen Häuser in der winkeligen Altstadt. Hier zwischen dem Kellermannstaden und der Meisengasse hatte Jean Bollin seine Wohnung. Neben seiner Druckerei. Das Patriziergebäude drüben nahe dem Platz am

Eisernen Mann, den alten Familiensitz des Notabeln-geschlechts der Vollin überließ er der verwitweten Mutter.

„Baussette ...“

Sie hörte ihn nicht. Oben angekommen, wälzte sie, die die Fahrt über stumm und teilnahmlos gewesen, sich in einem wilden Weinkrampf auf der Ottomane. Er kannte bei ihr diese jähen Ungewitter. Sie brachen immer los am ersten Abend, wenn sie wieder in Deutschland war, dem verhaßten Deutschland, in der Verbannung.

„Baussette ... Nimm Vernunft an!“

Sie krallte die Hände und schüttelte sie wie gegen einen unsichtbaren Feind. Es war seltsam, dies majestätische und blühend reife Menschenbild schluchzen zu sehen gleich einem Kind.

„Baussette ... Was ist denn geschehen?“

„Alles ist verloren!“

„Ich weiß nicht, was.“

„Was hatte ich von der Reise nach Frankreich erhofft! Meine Verwandten sollten Dich auf Händen tragen! Du solltest sie lieben lernen und Frankreich in ihnen!“

„Ich kenne Frankreich.“

„Aber Du liebst es nicht genug! Du sollst es lieben wie mich, Deine Frau, die Du grausam ihrem Vaterland entrissen hast! Sie alle, die ich liebe da unten, sie sollten Dir Frankreich näher bringen! Statt dessen fingst Du mit jedem dieser Harmlosen Streit an wie ein Preuße! Recht wie ein Preuße! Frankreich ist Dir ferner denn je.“

Sie weinte wieder zornig auf. Es war gleich einem jener Wirbelstürme, die unversehens in ihrer Heimat, der

Provence, die schwarzen Turmwipfel der Zypressen bogen. Jean Bollin zuckte die Achseln und trat an das Fenster. Er wàr matt von diesem Auftritt. Er suchte sich von ihm innerlich loszumachen. Er dachte an die Aufgaben des morgigen Tages. An sein Blatt, die „Münster-Zeitung", deren Druckmaschine von der anderen Seite des Hofes her die Stille der Nacht durch bläulich helle Scheiben mit ihrem tiefen Summen füllte. An seine Abgeordnetenpflichten. Er sagte sich: Es ist höchste Zeit! Ich muß gleich morgen nach Nattweiler in meinen Wahlkreis hinüber. Da fühlte er einen warmen und weichen Atem im Nacken, hörte ein leises und tiefes Lachen, drehte sich um: Baussette stand vor ihm. Sie lachte. Lachte in einer sanften und zärtlichen Schwermut. Große Tränen hingen noch wie Gewittertau an ihren südlich-schwarzen Wimpern. Aber eine kindliche Nachgiebigkeit erhellte die bräunliche Strenge ihrer Züge. Sie bot ihm die vollen, roten Lippen zum Kuß:

„Verzeih', mein Freund! Ich werde nicht wieder die Törichte spielen! Es ist vorbei!"

Er war erstaunt, aber froh. Er küßte sie. Sie machte sich leise los.

„Und nun gute Nacht! Ich will mich schlafen legen. Sonst versäume ich morgen früh die Messe."

Jean Bollin konnte noch nicht schlafen. Er ging in der Nachtstille durch das dunkle Straßburg dahin. Dunkel und doch hell. Wo zwischen mittelalterlichen Giebeln in verlorenen Ecken und Winkeln der Mondglanz seine Schatten wob, wachten Gestalten der Vergangenheit. Lehnten

in schwerer deutscher Ritterrüstung die Zorne von Bulach in ihrem Streit mit den Zünften, standen Sebastian Brant und Johann Fischart und, mit der ersten Bibel unter dem Arm, Johann Gutenberg, tanzte Kaiser Sigismund unbeschuht mit den lustigen Weibern von Straßburg, stieg Rudolf von Habsburg im Hof des Junkers Müleheim vom Roß, träumte Hans Baldung seine Gesichte, schritten Herder und Lenz, ritt der junge Goethe hinüber nach Sesenheim. Alle Steine sprachen es durch die Stille: Deutsch war diese Stadt. Deutsch ist sie. Deutsch wird sie bleiben.

Und so sagte oben in dem Patrizierhaus Jean Bollin zu seiner Mutter, der beinahe Achtzigjährigen, die schlaflos wie immer, eine greise Philosophin, mit Hilfe von Mondschein und Brille strickend, am Fenster saß, während er neben ihr Platz nahm:

„Ich komme aus Frankreich zurück und weiß erst recht wieder: wir gehören zu Deutschland!"

„Ich bin Straßburgerin, mon petit! Diß genügt!"

Nicht einmal Elsässerin. Für Madame Mère, wie die alte Dame in dem ganzen weiten Familienkreis genannt wurde, war ihr Straßburg ihre Welt. Und deren Mittelpunkt wieder ihr Fenstereckplatz gegenüber dem „Yserne Ma", dem Eisernen Mann, dem Wahrzeichen der alten Reichsstadt, dieser Eckplatz, von dem aus sie gemütsruhig die Dinge der Welt unten kommen und gehen sah.

„Es genügt für Dich, maman! Für uns, die neue Generation, nicht!"

Madame Bollin hatte schon viel in diesem Hause mitgemacht. Unter dem Bürgerkönig war sie nur eine Gasse weit von hier geboren. Hatte hier die zweite Republik erlebt und das zweite Kaiserreich. Hatte beim Kanonendonner von Siebzig gelassen vor einer Stearinkerze im Keller gesessen und, als sie wieder emporstieg, sich im neuen Deutschen Reich befunden.

„Je suis neutre, mein Jeanche!" sagte sie mit ihrer Lieblingsredensart und fing eine verlorene Masche. „Mir machen die Leute nichts mehr vor! Was macht ta femme?"

„Sie ist Französin und bleibt es!"

Die alte Patrizierin schwenkte beschwichtigend ihre Stricknadel.

„N'importe!"

„Sie haßt Deutschland."

„Ich hab' nichts wider die Prüssiens! Nur, daß sie Morgens immer mit Müsik vorbei defilieren, diß ist mir lästig. Enfin—ça passe! Es geht alles vorüber! Mir kann der Kriegerverein kommen oder der Souvenir Français, Schwab' oder Wackes — ach so — das darf man ja jetzt auch nicht mehr sagen ..."

Ihr Sohn sah durch das Fenster über die Straße hinüber nach dem menschenleeren kleinen Platz.

„Da draußen an der Wand steht er!" sprach er langsam. Die alte Dame rückte neugierig die Brille zurecht.

„Tiens, wer denn?"

„Der Eiserne Mann!"

„Wenn's weiter nichts ist! Den kennen wir. Gieb mir doch mal den Knäuel herüber! Merci! Der sollt'

immer hier liegen! Aber der Schoffef wird alle Tage dümmer!"

„Der Yserne Ma drüben, das ist wie ein Sinnbild. Jetzt ist er klein und steht an der Wand und regt sich nicht, und man achtet nicht auf ihn. Nur ich habe, wenn ich ihn so anschau', Angst, daß er einmal heruntersteigt und riesengroß wird und mit dem Eisernen Mann die Eiserne Zeit über Straßburg und die Welt kommt! Nun — Du gähnst ... Ich küsse Dir die Hand. Au revoir, maman!"

Jean Vollin frug sich: Warum habe ich wieder Französisch gesprochen? Oder Menschen von früher aus mir? Er vermied es sonst durchaus. Es war im neuen Reichsland nicht mehr vonnöten. Am wenigsten am nächsten Tage in seinem Wahlkreis Nattweiler, dessen Einwohner das Elsässer Dütsch redeten oder, in dem Offizierkorps der Ulanen, wohin ihn der Mann seiner Schwester Lena, der Major von Eichicke, zu Tisch geladen, das reine Norddeutsch aus dem Reich.

Die straffe Ritterlichkeit und verbindliche Vornehmheit eines deutschen Offizierkreises umfing ihn. Er saß zwischen seinem Schwager und dem Rittmeister von Flühen. Der Rittmeister Nessius ihm grade gegenüber. Dahinter war ein mächtiger, die Längswand füllender Spiegel. In dem sah er die sonnengebräunten, meist bartlosen oder blondschnurrbärtigen Köpfe der Ulanen. Dazwischen ein fremdes, weicher und südlicher geformtes Haupt mit dunklem Knebelbart und dunkeln Augen. Das war er selbst. Es ging ihm durch den Sinn: Wer jetzt eintritt, könnte dem Anschein nach glauben, es säße ein Franzose als Gast in der

Tafelrunde. Man war besonders höflich gegen ihn, den zuverlässigen Notabel, den Abgeordneten des Kreises, den Gemäßigten, den offen Deutschland Wohlwollenden.

„Na — das Völkchen hier ist ja nun wieder vollständig beruhigt!“ sagte der Major gemütlich. „Zur Belohnung lass' ich auch Sonntag Nachmittag wieder unsere Musik auf der Promenade spielen! So'n Klimbim lieben sie! Unsere Kerls und die Pisangs sind wieder ein Herz und eine Seele!“

„Gottlob!“

„Darf ich mir gestatten, Herr Bollin!“

„Ich danke.“

Der Major hob auch sein Glas.

„Na, Pröstchen, mein lieber Jean!“

„Prosit, Otto!“

Die Offiziere betrachteten Jean Bollin wie zu ihnen gehörig. War er doch der Schwager ihres Kommandeurs. Der Rittmeister von Flühen sagte:

„Nee — hier ist wieder alles in Liebe und Eintracht! Ich müßt' es ja am ersten merken. Bei mir wohnt doch das Karnickel, die Freundin meiner Frau, die die Geschichte zum Klappen gebracht hat. Kein Mensch kümmert sich um sie. Sie reitet seelenruhig jeden Morgen solo aus, wie damals als sie den Franzosen stellte!“

„Schad' nur, daß der verfluchte Schlingel entwischt ist!“

Von drüben fing der Rittmeister Nessius einen raschen Warnungsblick des Rittmeisters von Flühen auf und biß sich auf die Lippen: Herrgott ja ... dieser französische Leutnant war ja der Schwager des Elsässer Notabeln

da drüben! Er goß sich ein und trank eilig Jean Bollin zu. Das Gespräch ging in der vollendeten Höflichkeit des Musters guter Sitten, der deutschen Armee, weiter, als sei nichts geschehen. Nur bewegte es sich mehr in allgemeinen Bahnen. Es hatte sich doch wieder eine Kluft aufgetan. Oder es schien wenigstens Jean Bollin so, als müßten diese Preußenreiter, deren Ton, deren Sprache, deren Haltung ihm so fremdartig waren, sich ebenso von ihm denken: Du bist nur halb bei uns. Halb bei den andern ...

„Na — Du kommst aus Frankreich. Was machen sie denn da drüben?"

„Revanche — was?"

„Ja. Sie denken immer noch daran!" sagte Jean Bollin ernst. Auf die Ulanen um ihn machte es keinen Eindruck.

„Hören Sie 'mal: werden die Kerls denn nicht endlich einmal vernünftig?"

„Im Gegenteil — der Rotkoller wächst — was, Herr Bollin?"

„Er wächst leider, meine Herren!"

„Schön! Bitte!"

„Hurrah! Eskadron Trrrrab! Das giebt Krieg!"

Der Major klemmte sein Einglas fest und suchte den jungen Dachs unten an der Tafel. Es war zufällig sein eigener Neffe.

„Merke Dir ein goldnes Wort, mein lieber Hugo!" sagte er freundlich. „Das lautet: Wenn Du reden willst, so schweige! Auf Dich kommt es in der Weltgeschichte weniger an. Krieg und Frieden ist Sache Seiner Majestät."

Majestät — das Wort klang in Jean Bollin nach, als er am Abend nach Straßburg zurückfuhr. So selbstverständlich es die Offiziere aussprachen: es hatte etwas Volles, etwas Feierliches, wie wenn eine Hand in die Harfe griff. Vergangene Tage und alter Ruhm brausten darin. Es war das Große ... es war, was das millionenfache Volk in einem Menschen zu Tat und Arbeit einte, das Volk in Waffen und das Volk im Bürgerkleid.

Und nicht ohne Neid, nicht ohne Sehnsucht sagte er sich auf der einsamen Fahrt: Ihr habt nie die Carmagnole gesungen und um den Freiheitsbaum getanzt, Ihr Altdeutschen drüben, wie wir hier am linken Ufer des Rheins. Bei Euch hat kein Eulogius Schneider die Guillotine errichtet und selbst sein Haupt darauf verloren wie hier auf dem Roten Platz in Straßburg. Bei Euch erklang nicht, wie hier zuerst im Hause des Bürgermeisters Dietrich, die Marseillaise. Wir haben mehr umzulernen, uns mehr zurückzufinden, mehr zu vergessen als Ihr. Wir wollen es! Ich hab' es den Franzosen gesagt: Wir geben dem Kaiser, was des Kaisers ist!

Vergessen wollen wir die Marseillaise, die noch von drüben von ferne in unserm linken Ohr verhallt, wie in unserm rechten rauschend und stark aus der Gegenwart her: „Heil Dir im Siegerkranz!" Nur Eines nicht: Mögen nicht die beiden Weisen einmal eines blutigen Morgens feindlich ineinander klingen ....

Er dachte an das Antlitz seines Schwiegervaters Diano, als der seinen Sohn befreit auf der Schwelle stehen sah. In all dem Glück, das diese Runzeln verklärte, lag doch

auch eine unbewußte leise Enttäuschung darüber, daß das eben gewonnene, neueste Rüstzeug der Revanche, der Fall Guy, den Händen entglitten war.

Sie waren am Werk in Paris. Sie waren am Werk in Rom. Sie waren am Werk in London. Sie waren am Werk in Petersburg. Jean Vollin atmete schwer auf. Seine Gedanken waren drüben bei dem Eisernen Mann. Er sagte sich: Bleib' Du dort oben! Das ist mein Gebet: Herr, gieb Frieden auf Erden!

5.

„Links?“

„Nee rechts, meine beste Frau Nessius!“

„Liebste Frau von Flühen: ich möchte schwören, daß das ein Umweg ist ...“

„Ja, Christa ist doch nun schon vorausgeritten!“

„Fräulein von Lüdiger! ... Da geht's ja nach Nonnenbach!“

„Na ja ...“

Christiane von Lüdiger wandte im Sattel den Blondkopf mit dem steifen, schwarzen Filzhütchen zu den beiden Rittmeisterfrauen. Sie saß schlank auf dem Schimmel, der ihr schwarzes Reitkleid schon ausgiebig mit seinen weißen Haaren übersprenkelt hatte, und wies mit dem Reitstock in die Ferne.

„Dort hinten ist die Nonnenbacher Brücke!“

„Eben! Rein gewerbsmäßig verschleppst Du uns in letzter Zeit, wenn wir ausreiten, immer aus dem Elsaß über den Rhein!“

„Ich möcht' die Gegend doch auch kennen lernen!“

„... und jedesmal nach Nonnenbach! Was heißt das nun?“

Christiane von Lüdiger sprengte statt einer Erwiderung an. Während der Wind den Damen um die Ohren pfiff, rief Frau Nessius:

„Wir werden hier so lange reiten, bis wir ihm glücklich begegnen!"

„Wem?"

„Na, dem Vetter meines Mannes! Dem Umstürzler! Hier hat er doch seine Fabrik!"

„Nun, und wenn wir ihm begegnen?"

„Ich danke, Fräulein von Lüdiger! ... Wenn jemand derart aus der Art geschlagen ist, wie der! Man schämt sich ja! Er verhöhnt ja sogar die Minister!"

„Schrecklich!" sagte Frau von Flühen.

„Öffentlich, meine Liebe! Er ist ein ganz gefährlicher Mensch!"

„Ich würd' ihn ganz gerne wiedersehen!"

„Wiedersehn? Fräulein von Lüdiger!"

„Ich kenne ihn doch ... Wir haben beim Verhör damals im Zeugenzimmer auf einer Bank dicht nebeneinander gesessen ..."

„Wie furchtbar!"

„... und uns miteinander angefreundet ..."

„Christa — was sind das für dumme Witze!"

„Ich hätte mich vor ihm gefürchtet!" sagte Frau Nessius.

„Ich glaube, der fürchtet sich mehr vor mir! Ich war ihm einfach gräßlich! Das hab ich gemerkt! ... Gott, wie niedlich und sauber auf einmal die Häuser hier sind. Hier sind wir noch nie durchgekommen! Wir sind immer die letzte Strecke gleich am Rhein lang geritten!"

„Ja. Das hat er alles für seine Arbeiter gebaut, unser schrecklicher Verwandter! Das da ist seine Maschinenfabrik!"

„Der Riesenkasten?"

„Er vergrößert sie noch jedes Jahr. Er hat kolossal viel zu tun neben seinen Hetzereien! Da hinten baut er schon wieder an."

„Einen ganzen Flügel!"

„Und da drüben hat er einen Park für seine Arbeiter angelegt. Und einen Spielplatz für die Kinder! So hier die gewöhnlichen Leute, meint mein Mann, die gehen für ihn durchs Feuer."

„Die Fabrik macht einen tadellosen Eindruck," sagte Christiane von Lüdiger. „Alles so proper ... wie 'ne Potsdamer Kaserne! Warum schwenken Sie denn auf einmal nach links, Frau Nessius?"

„Schnell! Schnell! Übers Feld!"

„In die Tabakspflänzchen hinein? Danke gehorsamst! Da werden wir noch arretiert!"

„Dann nach rechts!"

„Damit sich die Gäule an dem Hopfendraht schneiden? Den Rüffel von Herrn von Flühen will ich lieber nicht genießen!"

„Warum müssen wir denn eigentlich fliehen, liebste Nessius?"

„Herrgott — da steht er doch glücklich! Grade vor uns am Weg!"

Ein Wallnußbaum beschattete einen sonnverbrannten und bestaubten Jäger zu Anfang der Dreißig mit blondem Schnurrbart und einem grünen Bruch an dem verwetterten Filzhut. Ein zweiter Busch stak in dem Maul des Rehbocks, dessen Kopf aus dem Rucksack schaute. Er hielt

sich trotz der dreißigpfündigen Last im Kreuz straff aufrecht und wehrte gutmütig lachend ein paar gefleckten Jagdhunden, die über den Teckel zu seinen Füßen stürmisch an ihm emporsprangen. Als er die Frau seines Vetters erblickte, grüßte er harmlos herüber. Frau Rittmeister Nessius nickte kühl und ritt in raschem Trab vorbei. Neben ihr sagte Frau von Flühen:

„Komisch: der sieht ganz anders aus ..."

„Wieso?"

„Na — wenn man so immer den Namen Philipp Nessius hört und wie er am Staat rüttelt, da hab' ich ihn mir eigentlich toller vorgestellt — so mehr zum Graulen ..."

„Ach, liebste Frau von Flühen ... das Äußere macht es nicht!"

Die beiden Damen trabten rasch dahin. Nach einiger Zeit schaute Frau Nessius zurück.

„Um Gotteswillen, wo ist denn Fräulein von Lüdiger?"

„Na hinter uns jedenfalls!"

„Keine Spur! Ganz dahinten hält sie im Gespräch mit diesem Menschen!"

„Mit Philipp Nessius?"

„Ja!"

„Das geht aber doch übers Bohnenlied! Das werd' ich mal meinem Mann melden!"

„Jetzt reitet sie langsam los. Er nebenher. Immerwährend schwatzen sie!"

„Da bitte: sie steht schon wieder! ... Was haben die beiden nur miteinander?"

„Mir scheint, er zeigt ihr seinen Rehbock!"

Am andern Ende der langen, graden, in der Sonne weiß flimmernden Chaussee sagte Christiane von Lüdiger im gleichen Augenblick, sachverständig das Gehörn betrachtend:

„Donnerwetter ja ... das ist ein kapitaler Sechser! Da würde sogar mein alter Herr schußneidisch werden! Blattschuß?"

„Blattschuß!"

„Der wird's mir gar nicht glauben, wenn ich ihm erzähle, daß es hier solche Gewichte giebt!"

„Wann fahren Sie denn nach Potsdam?"

„Morgen muß ich fort von hier ..."

Sie setzte ihr Pferd wieder in langsamen Schritt. Er ging nebenher und schob die winselnd an ihm hochschnellenden Hunde beiseite.

„Als weg, Ihr Lumpe! Ausgerissen sind sie aus der Fabrik und mir entgegengesprungen!"

„Vorhin rasten sie schon an uns vorbei und suchten Sie!"

„Ja, das ist komisch, alle Tiere haben mich gern. Die Menschen ja weniger."

„So? Ich denke, Sie haben hier so einen kolossalen Anhang?"

„Das schon! Aber das sind nicht die Menschen, die Sie darunter verstehen!"

Sie hob gereizt den Kopf.

„Aha! Jetzt geht's wieder los wie neulich! Es war ja eigentlich unglaublich, was Sie da alles sagten!"

„Es ist Vieles unglaublich in der Welt. Hier und anderswo!"

Rings um sie lag in seiner Sommerpracht das deutsche Land. Der rheinische Garten: die sonnige Pfalz mit dem blühenden Reichtum ihrer Dörfer, den Obstbaumwäldern, der grünen Staudenpracht von Tabak und Mais, dem Rankengewirr der Hopfenstangen, den Weinlaubteppichen an weißen Hausmauern und darüber der heiße, blaue Himmel. Sie schwiegen beide. Man hörte nur das Hufklappen des alten Damenschimmels auf dem harten Boden.

„Nun bring' ich Sie immer weiter von zu Hause weg, und dabei schleppen Sie noch den Bock!"

„Ach — ob ich den 'ne Viertelstunde länger auf dem Buckel hab'!"

„Sie jagen wohl furchtbar gern?"

„Wenn man die Jagd nicht hätt'! Und die Natur um einen. Das ist das Einzige, was einem in Deutschland noch Pläsir macht!"

Ihr junges fröhliches Herz begriff die Verbitterung des Mannes da neben ihr oder unter ihr nicht, der jung und gesund, blond und heiter von Zügen war wie sie. Und dazu kräftig wie einer. Und wohlhabend. Eigentlich alles.

Plötzlich tat er ihr leid. Sie dachte sich: Ich glaub's schon, Menschen und Tiere können den gern haben. So mancher und so manche ...

Und warum? Sie sann nach und sagte sich: Der denkt nicht an sich. Der denkt an andere.

In dem Augenblick vielleicht an mich. Sie hatte solch ein Gefühl. Obwohl er sie nicht ansah, sondern den Blick am Boden neben ihr herging.

Trotzdem ... Sie beugte sich unruhig im Sattel vor und ordnete die Zügel, obwohl sie ganz richtig um den vierten Finger lagen. Den Schimmel, den alten Bock, konnte man bequem mit der Linken allein reiten.

„Das ist eben doch unrecht, Herr Nessius, nur immer so zu schimpfen. Man soll mit dem zufrieden sein, was man hat!"

Er schaute lachend zu ihr auf.

„Wir sollen mit dem zufrieden sein, was Ihr habt? Sehen Sie, Fräulein von Lüdiger, das ist's ja eben!"

„Herrgott — Ihr? Jeder hat doch seinen Teil! Mein Bruder Landrat sagt ..."

„... dasselbe, was er in dreißig Jahren als Minister auch sagen wird! Das kenn' ich! Mir tut viel mehr leid, was Sie sagen ..."

„Warum?"

„... weil Sie es sagen ..."

„Das ist mir zu hoch!"

„... weil Sie so gar keine Ahnung haben ... von Gott und der Welt nicht ... Natürlich: so hat man Sie aufwachsen lassen. Sie selber haben am wenigsten Schuld. Aus Ihnen wäre schon was zu machen! Aber was hilft das?"

„Und was hilft Ihnen denn, daß Sie sich das Leben verbittern? Seien Sie doch vergnügt! Warum lachen Sie denn darüber?"

„Weil Sie mir's raten! Das sieht Ihnen so ähnlich!"

„Von Natur sind Sie auch heiter! Das merkt man! Statt dessen sitzen Sie nun da und wühlen! Haben keine

Frau, keine Familie, niemanden, der ein bischen nett zu Ihnen ist ... Das ist ja eine trostlose Existenz!"

„Und wenn ich heute die Wahl hätte, finge ich genau ebenso wieder an."

„Das ist eben das Elend, daß Sie so verstockt sind ..."

„Liebes Fräulein — mit Ihnen kann man über nichts Ernsthaftes reden, sonst würde ich Ihnen sagen: der Mensch will nicht, sondern muß! Aber das verstehen Sie nicht!"

Die Straße hatte sich allmählich gehoben. Plötzlich war vor den Beiden da vorn die Weite. Der breite, silbern feierliche Spiegel des Rheins, von dem eisernen Spinnweb der Nonnenbacher Brücke überspannt. Dahinter, soweit das Auge reichte, die Vogesen im zarten, violetten Dunst des Sommermorgens. Unzählige friedliche Dörfer, unzählige Kirchtürme, die Dome von Städten, der Rauch aus den Schloten der Fabriken, unschön und doch ein Zeichen friedlichen Gedeihens mehr: ein ferner Glockenklang, ruhig und stark wie Deutschlands Herzschlag, durch die stille, sonnenwarme Luft. Christiane von Lüdigers große blaue Augen tranken das lachende Bild.

„Ist das nicht schön? Deutschland ist doch so schön. Es ist doch unser Vaterland. Man muß es doch lieb haben!"

„Glauben Sie, ich hätte mein Vaterland nicht lieb?"

Da war wieder, während er das sagte, der sonderbare Ernst auf seinem gesunden, sonst so fröhlichen Gesicht. Er blieb stehen.

„Ich kehr' jetzt um, Fräulein von Lüdiger! Wir sehen uns nicht wieder. Also leben Sie wohl! Ich brauche

Ihnen nicht erst zu wünschen, daß es Ihnen gut geht! Das passiert Ihnen auch schon so!"

„Wenn man Sie hört, denkt man, ich wäre mindestens eine Prinzessin."

„Das sind Sie auch! Sie wissen's blos nicht. Sie sind ein Sonntagskind. Ihnen hat das Leben alles geschenkt und wird Ihnen noch mehr schenken: Mann und Rang und Reichtum ..."

„Danke."

„Aber wenn es Ihnen so recht gut im Leben geht, dann denken Sie manchmal daran, wieviel Leute schwitzen müssen, damit Sie keine Sorgen haben! Denken Sie manchmal daran, daß ich Ihnen das gesagt hab'! Es ist zu Ihrem eignen Besten ... Sonst haben Sie gar nichts vor den Ihrigen voraus, die glauben, daß sie zum Befehlen da sind und alle andern zum Gehorchen!"

„Na ja ... mein Großonkel, der Oberpräsident, der hatte, wenn wir als Gören um ihn herum zu viel Radau machten, immer die Redensart: Ordre pariert oder nach Spandau marschiert!"

„Gut. Also gehen Sie nach Spandau! Oder nach Potsdam. Ist eines wie das andere. Unsinn, viel davon zu reden! Ich bereu's, daß ich's überhaupt angefangen hab'!"

„Ich auch! Ich freue mich jetzt gar nicht mehr, daß ich Ihnen begegnet bin!"

„Vergessen Sie's!"

„Das werd' ich auch!"

„Nun — die Hand können wir uns darauf immerhin geben ..."

„Meinen Sie?"

„Ja! Also adieu!"

An der Wegbiegung, hundert Schritte entfernt, hielten harrend die beiden Rittmeisterfrauen und hinter ihnen Fischer, der Bursche. Christiane von Lüdiger ritt ihnen, ohne sich um ihre Ungeduld zu kümmern, in langsamem Schritt entgegen. Er stand und schaute ihr nach, bis das schwarze Reitkleid auf der weißen Stute um die Ecke verschwunden war. Dann ging er heim. Langsam wie sie. Unterwegs grüßten ihn alle Leute. Jeder kannte ihn, und er kannte jeden. Er war nicht nur mit dieser Gegend verwachsen, sondern durch seinen Namen und die weit verzweigte Sippe der Nessius mit der ganzen Pfalz und dem ganzen Musterländle, gehörte da hinein, war ein Stück dieses Volks und beinahe dieser Erde, wie er braungebrannt und bestaubt, im verwitterten Jagdanzug, von den Hunden umbellt, die Chaussee entlang schritt. Der Schrankenwärter an der Bahn musterte anerkennend den Kopf des Kapitalbocks: „Sell is awwer mol aaner!" Der Wirt zum „Storchen" winkte Weidmannsheil: „Guck emol, der Herr Nessius!" Die Arbeiterfrauen und Kinder riefen aus ihren Vorgärtchen, wo sie die Salatbeete jäteten und die Bohnen banden: „Morge, Herr Nessius!" Er nickte freundlich nach rechts und links. Aber seine Seele lachte nicht mit, während er seitwärts einbog und seine Fabrik betrat. Die war in vollem Gang. Wir schaffen! Wir schaffen! sangen ihm die Räder, schnurrten ihm die Treibriemen, schrieen ihm die Drehbänke entgegen. Er schritt, den Bock auf dem Rücken, mitten durch die

Höfe. Er wußte: hier mißgönnte ihm keiner den Schuß im Wald und Morgengrauen. Die Jagd war seine einzige Erholung. Sonst war er der erste und letzte, wo der Stahl weißglühend und die Augen blendend aus dem Ofen in die Sandform floß und das Stampfen und Keuchen der Maschinen die Ohren betäubte. Der Donner der Arbeit empfing ihn in den Fabriksälen, begleitete ihn mit tausend Tönen den ganzen Tag. Ihn umfing das phantastische Farbenspiel des flüssigen Erzes, purpurn züngelnde Flämmchen in schwarzen Ecken, märchenhaft grüner Glast über den Mäulern der Schmelzöfen, die blauen Flecken der Monteurblusen vor der Scharlachglut der offenen Feuertüren. Hitze und Kälte wechselten in jähen Stößen bei der Wanderung durch die tosenden und bebenden Räume. Beinahe schmerzhaft wirkte die jähe Stille im Fabrik-Kontor, nach dem Lärm der tausend Männer im feurigen Ofen. Das Trommelfell glaubte nicht daran, trotz der Gewöhnung. Es zitterte noch nach und vernahm dabei doch in sachlicher Ruhe den Vortrag des Bruders aus Karlsruhe, des Professors Louis Nessius von der Technischen Hochschule, der zu einer Besprechung neuer elektrolytischer Verfahren herübergekommen war und, drei Jahre jünger als der andere, von kleiner, schwächlicher Gestalt, die Brust zu eng, die eine Schulter etwas zu hoch, seinen großen, leidenden Kopf mit den triumphierenden klugen Schwarzaugen hinter der Brille über das Kobaltblau und Kupfergrün in den Phiolen beugte. An genialen Einfällen mangelte es dem blassen Gelehrten nie. Der Fehler war nur: Sie waren zu genial. Zu schön für diese

Welt. Das Verfahren unter gewöhnlichen Verhältnissen undurchführbar. Die Kosten um die Hälfte höher als nach der alten, bewährten Art.

Sein Bruder Philipp hörte ihm zu und war, was bei ihm sonst niemals vorkam, zerstreut. Mitten zwischen Mangan und Wolfram, Molybdin und Vanedin vernahm er nur mit halbem Ohr, wie der Chemiker, voll der Leidenschaft des Erfinders, sagte: „Wir leben mit der Metallurgie doch nicht mehr in der Postkutschenzeit! Wir müssen unbedingt die Geschichte künftig besser machen!" und dachte sich: Ja, warum muß auch ich alles in der Welt besser machen wollen? Nicht nur die Einrichtungen, sondern auch die Menschen? Dies Mädchen aus der Fremde ist doch, wie sie nun einmal ist, ein ganz gelungenes Stück Schöpfung! — Und wenn es zehnmal ein Stück Potsdam ist...

Sie gingen zusammen durch die Fabrik, und vor dem Geflacker des Hochofens war es ihm wieder, als tanzte da in dem lodernden Gezüngel des Feuerzaubers durchsichtig wie eine Luftspiegelung ein blonder Kopf. Sie traten in den Arbeiterpark hinaus, den eine verlassene Kiesgrube abschloß. Die Schlacken der Fabrik füllten wie eine Moräne der Arbeit den tiefen Grund, auf dem zwischen dem verbrannten Schwarz beinahe ebenso trübe Tümpel gähnten. Die Brüder standen am Rande und schauten in die Urwelt hinab. Der Karlsruher Professor war jetzt bei einem neuen elektromagnetischen Verfahren angekommen — eine einfach mechanische Sache, deren Naturgesetz jeder Schulbub kennt — „also hörst Du —

rein das Ei des Columbus!" — und Philipp Nessius vernahm kein Wort und sah wieder Christianes Gesicht sich in dem dunklen Wasser unten spiegeln und fragte sich: Warum bin ich denn vorhin gleich so hitzig und grob gegen sie gewesen, recht wie ein Pfälzer Krischer? Das ist sie in ihren Kreisen natürlich nicht gewohnt. Das muß sie ja erschrecken, wenn ihr einer so plump daherkommt... Es war ihm ein unerträglicher Gedanke: ihr Unrecht getan zu haben — er, der auf Gottes Welt nichts tat, als das Unrecht zu bekämpfen. Und nun war es zu spät. Vorbei. Sie war über den Rhein und aus seinem Leben. Es gab keine Brücke mehr zwischen der Mark und der Pfalz...

„Wie eng leben wir doch eigentlich alle!" sagte er unvermittelt zu dem Bruder, der verblüfft mitten in seinen Analysen abschnappte. „Wie wenig wissen wir von einander? Wir gehen unsern Weg. Jeder seinen. Keiner kümmert sich um den andern. Und 'mal reißt irgendwo der Vorhang. Da schaut man plötzlich zum Nachbar 'rüber. Wie in eine fremde Welt. Und dabei ist das doch auch Deutschland, so gut wie wir. Nur ganz anders als wir!"

„Ja, was hat denn das aber alles mit der Stickstoffgewinnung..." begann der Gelehrte ungeduldig.

„Anders. Weltanders. Aber was er ist — wie er ist — was aus ihm wird, das wissen wir nicht. Es ist nur so ein komisches Gefühl. Und der Vorhang wieder zu..."

„Heut' kennt man Dich aber gar nicht wieder! Das Philippche und trübsinnig. Das ist schon's Neueste!"

„Ja, nicht wahr: Man wird immer älter und dümmer ... hockt einsam daheim ... galoppiert im Ländche 'rum wie ein Feuerreiter, damit man nur ja keine Grobheit und keinen Fußtritt versäumt — spricht noch: merci! dazu und hält wieder den Kopf hin ...“

„Sonderbar bist Du heut'!“

„Ich mein's bald selber, Louis!“

„Was ist Dir denn über den Weg gelaufen?“

„Ha — ein Rehbock! Der ist tot. Es ist nicht gesund, mir in den Weg zu kommen. Ich bin nun einmal Einer, dem's nur beim Raufen wohl ist. Mit allen Leuten krieg' ich Händel! Auch wenn sie mir noch so arg gefallen! ...“

„Zu dumm!, Aus Dir wird heut' der stärkste Mann nicht klug!“ sprach der Professor und fuhr nach Karlsruhe zurück. Philipp Nessius saß am Abend allein in seinem Schreibzimmer, in dem es eher aussah wie beim Erbförster oder dem Jäger aus Kurpfalz: Hirschgeweihe, ausgestopfte Auerhähne, mißgestaltete Rehgehörne an den Wänden. Ein Hundeknäuel am Boden vor dem Gewehrschrank. Aber kaum ein Schriftstück bei ihm, dem badischen Landtagsabgeordneten. Er haßte Schreiberei! Er sprach lieber und handelte. Und doch griff er, nachdem er drei Tage mit sich gekämpft, plötzlich noch spät in der Nacht zur Feder und fing an:

„Ich war unfreundlich gegen Sie, sehr geehrtes Fräulein! Das tut mir nachträglich leid. Ich wollte es nicht sein. Es war im Gegenteil eine Art Freundschaft. Ich dachte, es wäre Ihnen gut, wenn Sie einmal die Wahrheit hörten. Aber ich glaube, ich habe es arg

dumm angefangen, und Sie werden mir wahrscheinlich auch noch mit dem Mann aus der Bibel antworten: Was ist Wahrheit?

Wenn ich jemanden gekränkt habe — und wenn es unfreiwillig war — so kann mich das tagelang plagen. Ich bin so rechthaberisch gegen mich veranlagt. Ich finde dann keine Ruhe.

Bitte geben Sie mir meine Gewissensruhe wieder und sagen Sie mir in zwei Zeilen, daß Sie es vergessen haben und mir nicht mehr böse sind. Dann ist alles glücklich vorbei. Einen Franzosen fangen wir doch nicht wieder zusammen. Aber es bleibt dann doch eine nette Erinnerung für mich und eine Erinnerung für Sie an Ihren ergebenen

Philipp Nessius."

Er schrieb die Adresse: „An Fräulein von Lüdiger bei Herrn General von Lüdiger in Potsdam" und dachte sich: Es wird schon ankommen. Solche Leute findet die Post in Preußen immer. —

Diesen Brief trug Christiane von Lüdiger mehrere Tage in Potsdam mit sich herum. Dann kam sie an einem heißen Spätnachmittag mit ihren Freundinnen vom Schwimmen in der Havel, das Badezeug unter dem Arm, ein paar Leutnants mit dabei, Vettern oder so gut wie Vettern, durch einen Scheffel Erbsen aus den Tagen der Quitzows und der Faulen Grete mit ihr verwandt. Vor der elterlichen Villa draußen, nahe Sanssouci und der historischen Windmühle, reichte sie allen kameradschaftlich die Hand zum Abschied und machte dabei kaum einen

Unterschied zwischen den Leutnants und den Mädchen. In dem Garten, in den sie trat, stutzte eben ihr Vater, der General der Infanterie z. D. von Lüdiger, eine große Schere in der Hand, die Hecken, den sachlichen Ernst, mit dem er alles im Leben anfing, auf dem gefurchten, von einem einfachen ergrauten Vollbart umrahmten Gesicht. Er hatte sich eine blaue Gartenschürze vorgebunden und trug einen alten Strohhut auf dem Kopf. Neben ihm häkelte seine Frau und sagte nach einer Weile:

„Nun sieh Dir doch mal bitte die Christel an. Da sitzt sie wieder wie ein Nachtwandler mit offnem Mund! Von was träumst Du denn?"

Der General hatte jetzt den Gartenschlauch zur Hand genommen und entsandte mit derselben ruhigen Aufmerksamkeit, mit der er sonst die Bewegung seiner zwanzigtausend Mann auf dem Truppenübungsplatz verfolgte, die Dusche über das durstende Grün. Er schraubte den Hahn zu und zog die buschigen Augenbrauen freundlich in die Höhe.

„Na, Kind?"

„Sag' mal, Vater: Es giebt doch auch andere Leute als uns . . ."

„Natürlich!"

„. . . und die haben auch andere Meinungen als wir?"

„Ja."

„Haben die nun recht oder wir?"

„Otto — sie muß irgendwie im Elsaß in schlechte Gesellschaft geraten sein! Ich werde aber Flühens meine Ansicht schreiben!"

„Erkläre Dich mal deutlicher, Christel!"

„Ja — ich kann es nicht deutlicher ausdrücken! Ich meine nur, wenn zwei Leute genau das Entgegengesetzte für richtig halten, dann muß doch der eine sich kolossal irren, nicht wahr?"

Der General bückte sich und legte den nassen Gummischlauch in das Gras.

„Wenn es bloß zwei Leute bei uns wären, Christelchen! Man sagt, daß in London viel Geld verpulvert wird, und daß die Menschen in Paris es mit vollen Händen um sich schmeißen! ... Aber den größten Luxus treiben wir doch in Deutschland! Da vergönnt sich jeder seine eigene Meinung. Ganz egal, ob sie in das Ganze paßt und ob er eine Verantwortung dafür trägt oder nicht. Er hat sie! Und damit punktum!"

„Na eben, Vater: alle Leute können dabei doch nicht recht haben?"

„Das wäre noch schöner!"

„... sondern nur einer! Aber wer ist das?"

„Nun stelle Dich aber auch nicht dümmer an, als Du bist, Christel!" sagte der General gelassen. „Natürlich wir."

„Ich begreife Dich gar nicht, Otto, daß Du ihr überhaupt Rede und Antwort stehst!"

„Sag', Vater: woran merkt man denn das, daß wir recht haben?"

„An den Tatsachen, Christel! Was sich bewährt, ist gut! Und was wir wollten, hat sich immer bewährt und Preußen gerettet, vom Siebenjährigen Krieg bis zur Kaiserkrönung von Versailles."

„Ach so ...“

„... immer, wenn's drohte schief zu gehen, haben wir die Karre wieder aus dem Dreck gezogen. Im Frieden vergißt man das leicht. Aber im Krieg fällt die Verantwortung auf uns! Wenn es überhaupt noch je Krieg geben sollte!“

„Ja ... ich versteh'! Aber sage: wenn man nun selber die richtige Meinung hat, muß man deswegen durchaus allen Leuten, die anderer Meinung sind, spinnefeind sein?“

„Ich werd' doch mal an Flühen schreiben, Mann, und mich energisch erkundigen ...“

Der General lachte herzlich. Es verjüngte sein ernstes, bärtiges Gesicht.

„Das fehlte noch, Christel! Wir zanken uns alle weiß Gott schon genug. Wir wollen froh sein, wenn sich mal zwei Deutsche vertragen!“

„Nicht wahr?“ sagte Christiane erfreut und ging in das Haus. Frau von Lüdiger schüttelte den Kopf.

„Ich begreife nicht, die Nattweiler Ulanen sind doch so ein schönes Regiment. Da kann sie doch nichts Böses ... was hat sie nur?“

„Da oben sitzt sie an ihrem Fenster und schreibt einen Brief!“

Exzellenz von Lüdiger vertauschte die Gartenschürze mit der Hausjoppe und trat in sein Arbeitszimmer. Die Abendsonne des Juni 1914 lag schon über den bis zur Decke reichenden Regalen voll von militärischen Werken in vier Sprachen, den Stapeln von Kartenmappen am Boden, den Armeefachblättern vom „Rußki Invalid“ bis

zum Streffleur, von der „Army und Navy Gazette" bis zur „Revue Militaire" auf dem ebenso riesigen wie einfachen Schreibtisch. Daneben Stöße von Briefen. Briefe aus der Armee. Otto von Lüdiger war nicht mehr in der Armee, deren Uniform er trug, und doch mitten in ihr, in ihrem Geist, in Kopf und Herz der vielen Hunderte und Tausende von Offizieren, die im Lauf seines Lebens durch seine Hand gegangen, von den Fähnrichen der Kriegsschule da oben auf dem Brauhausberg bis zu den Leutnants drüben in der Berliner Dorotheenstraße, in den Hörsälen der Kriegsakademie, von dem Offizierkorps des neugebildeten Infanterie-Regiments im Osten bis zu den Herren in der großen Bude am Königsplatz, dem Generalstab, von den höheren Adjutanten in Brigade und Division bis zu den Generalen selbst. Wo irgendwo zwischen Maas und Memel in dem deutschen Heer befohlen und geübt, gedacht und geschrieben wurde, da wirkte auch etwas von ihm mit. Wo in einem Kasino in Ost und West buntes Tuch versammelt war, da war auch irgendwo ein Stück von ihm.

Er setzte sich an seinen Arbeitstisch, entfaltete zwei große Karten, eine von Rußland, eine von Frankreich, schob eine Karte des Deutschen Reichs dazwischen und sah sie an. Je mehr sich die Abendschatten niedersenkten, desto ernster wurden seine Züge. Als er sich endlich erhob, lag beinahe völlige Nacht über dem kleinen Europa auf der Schreibtischplatte. Er verabschiedete sich von seiner Frau und ging durch Potsdam nach dem Bahnhof. Die Soldaten auf den Straßen, die baumlangen Gardes du

Corps, die Riesen des Ersten Garderegiments, die grünen Jäger, die roten Husaren, die Garde-Ulanen, die Musterkarte des Lehrbataillons kannten ihn in seinem schlichten dunkeln Bürgerkleid nicht. Aber schon alte Feldwebel grüßten stramm wie einst den verehrten Vorgesetzten, und von den Offizieren legte jeder schon von weitem die Hand an Helm und Mütze. Er wandelte wie ein Vater der Armee, in die er vor fast einem halben Jahrhundert eingetreten und die er vor zwei Jahren schweren Herzens verlassen, um Jüngeren Platz zu machen.

Eine halbe Stunde später umfing ihn Berlin, ein tosendes Lichtmeer, ein Zwitter von Tag und Nacht, ein stürmender Wettlauf von Menschen, Pferden, Autos, Elektrischen, Stadtbahnen über und unter der Erde, ein Wirrsal von tausend Tönen in der Hetze der Arbeit, dem Fieber des Genusses. Hier wußte niemand, wer der alte General war. Man drängte sich an dem schlichten, grauköpfigen Herrn vorbei. Würdigte ihn keines Blicks. Was hier auffallen sollte, mußte schreiend und bunt, was man bewundern sollte, aus dem Ausland sein. In atemlosen Reihen rasten die Autos durch den lauen Sommerabend zu Isadora Duncan und der Pawlowa, zu Caruso und der Duse. Pariser Ehebruchstücke lockten an den Litfaßsäulen, ein Pariser Conférencier zeigte den Deutschen Eleganz, ein Pariser Schneider den deutschen Frauen die Hosenröcke der Pariser Halbwelt, ein Pariser Ästhet die Körperkultur. Ein Franzose in Amt und Würden lehrte das musikalischste Volk der Erde die Grundlagen der Musik, ein belgischer Professor das Volk des

fortgeschrittensten Kunstgewerbes die Kunstregeln. „Allons, ma petite!“ mahnten die französischen Bonnen. Die Schutzleute Unter den Linden zeigten durch Armbinden, daß sie Französisch konnten. Französisch waren die Speisekarten und die Geschäftsschilder. Die Stätten der Lebelust hießen Moulin-Rouge und Chat-Noir und Pavillon Mascotte, genau wie in Paris. Bis auf das Lächeln der Fremden, die dies Stück Reichshauptstadt für Berlin und für Deutschland hielten und den Eindruck über den feindlichen Erdball weitertrugen.

In der Potsdamer Straße traf sich jeden Donnerstag Abend ein Kreis alter Offiziere im Ruhestand. Sie waren der Zeit um sie her fremd. Sie, die guten Sechziger und angehenden Siebziger, gehörten zu den aussterbenden Grauköpfen in Deutschland, die vor fernen, fernen Zeiten, vor fast einem halben Jahrhundert des Friedens noch da draußen das huschende Zwitschern des unsichtbaren bleiernen Vögleins am Ohr vernommen, das weinerliche Greinen des Querschlägers bis zum Staubwirbel am Boden, das trockene Tack des Schusses im Fichtenstamm, die hohe Heulbahn der Granate.

Sie trugen noch das selten gewordene Schwarz-Weiß des Eisernen Kreuzes auf der Klappe des schwarzen Rocks, und ebenso der General von Lüdiger, der hereintrat und sich zwischen seine Freunde setzte. Sie waren heute ernst. Einer aus der Tafelrunde fehlte. Der war vorige Woche zur Großen Armee abgegangen. Wieder ein Kamerad von Gravelotte und Sedan weniger. So war man auf Anno Siebzig gekommen und auf Frankreich.

„Wenn man die Stimmung in Frankreich richtig erfassen will," sagte Exzellenz von Lüdiger, „dann muß man sich nicht mit der Militärpresse und den Armeetrinksprüchen beschäftigen. Daß diesen Leuten der Kamm nachgerade bis zur Unzurechnungsfähigkeit schwillt, das wissen wir ja ..."

„Sondern?"

„... sondern mit den Schulbüchern! ... Nein — lachen Sie nicht: einfach mit den Lesebüchern für die Volksschulen in ganz Frankreich. Ich verfolge sie grundsätzlich seit vielen Jahren. Man kann den Blödsinn von Elsaß-Lothringen und der Revanche und der Stunde der Befreiung gar nicht schildern! Wenn man bedenkt, daß diese Idee seit dreiundvierzig Jahren jedem Schulkind drüben eingehämmert wird, und wie solche Eindrücke der Jugend haften, dann hat man erst den Schlüssel zur Lage. Alle waffenfähigen Männer, die Frankreich augenblicklich hat, bis an die fünfzig heran, sind durch diese systematische Schule der Revanche gegangen. Jedem ist ein Stück davon hängen geblieben. Wenn er's auch halb vergessen hat und seinem Beruf nachgeht, bei richtiger Gelegenheit fliegt die Pulvertonne auf!"

„Ach — es giebt ja doch keinen Krieg!" sagte der General von Hollundt.

„Ich glaube auch nicht mehr daran!" murmelte Exzellenz von Sickt.

Die alten Militärs verstummten. Sie hatten ihre Pflicht im Leben getan. Ihr Tagewerk hinter sich. Der Kellner trat heran und legte das Abendblatt auf den Tisch.

„Was Neues, Hollundt?"

„Der Zar beruft im Herbst drei volle Reserve-Jahrgänge ein!"

„Das sind rund zwei Millionen Russen an unsern Grenzen mehr!"

„Delcassé endgiltig Kriegsminister!"

„Zeichen der Zeit!" sagte General von Lüdiger. Er hatte geschwiegen, als die andern keinen Krieg mehr nah und fern zu sehen glaubten.

„Der Erzherzog-Thronfolger von Österreich-Ungarn geht dieser Tage zu den Manövern nach Serajevo!"

„Schade, daß Serajevo so weit ist! Das wäre interessant, das mal mitanzusehen! So ein Gebirgskrieg ..."

„Das heißt: ein Krieg im Frieden ..."

„... bis vielleicht doch irgendwo auf der Welt einmal aus dem Frieden Krieg wird," sagte der General von Lüdiger.

6.

Stenografieren Sie, Fräulein Knecht: ‚Wenn auch der politische Himmel Europas jetzt in diesen letzten Julitagen 1914 so schwarz umwölkt erscheint wie seit einem Jahrhundert nicht ...‘"

„Bitte Ruhe draußen!"

„Tür zu, Herr Kollege! Man versteht ja kein Wort bei dem ewigen Telefongeklingel ..."

„Hier Redaktion der ‚Straßburger Münster-Zeitung‘! Wer dort?"

„Herrgott — ist das ein Lärm auf den Treppen ..."

„Das ganze Haus steht auf dem Kopf ..."

„Nein! Wir geben telefonisch keine Auskunft. Wir fahren so schon beinahe aus der Haut!"

„Halb zwölf Uhr Nachts! In einer halben Stunde Redaktionsschluß ..."

„Da bimmeln sie schon wieder!"

„Wie? Herr Bollin selbst? Herr Bollin ist nicht zu sprechen! Der hat mehr zu tun!"

„Herr Bollin! Das Publikum will Extrablätter! Es steht auf der Straße zu Hunderten vor dem Fenster!"

„‚Post‘, ‚Landeszeitung‘, ‚Bürgerzeitung‘ geben jetzt auch noch spät Nachts neue Extrablätter heraus!"

„Lassen Sie No. 7 drucken!"

„Die Setzer können sich doch nicht zerreißen! Die wissen ja nicht mehr, wo ihnen der Kopf steht!"

„Glauben Sie, wir hier?"

„Hier Redaktion! Nein. Herr Bollin kann niemanden empfangen ... Er diktiert den Leitartikel für morgen!"

„Weiter, Fräulein Knecht!" Jean Bollin ging im Nebenzimmer auf und nieder. Er war bleich. Seine Stimme bebte.

„‚Aber eben weil wir an die Gesittung der Welt glauben, dürfen wir auch an den Frieden der Welt glauben. Wir glauben an den Frieden, weil der Krieg unmöglich ist. Nach jeder Erwägung der Vernunft unmöglich. Der Geldvorrat der Erde würde nicht für vier Wochen eines solchen Krieges reichen. Die einfachsten wirtschaftlichen Lebensbedingungen der Völker verbieten ihn. Der einmütige Wunsch der Menschheit. Der brüderliche Wille der Fürsten. Nicht umsonst steht der Friedenstempel im Haag' ... Warum schluchzen Sie denn, Fräulein Knecht?"

„Ach, meine Tante drüben in Nancy ..."

„Ist sie krank?"

„Vorhin hat sie geschrieben: alle Urlauber vom 69. und 79. Linienregiment sind telegrafisch zurückberufen. Auf der Place Stanislas stehen die Leute zu Tausenden mit bloßem Kopf und singen die Marseillaise ..."

Jean Bollins Stirne umwölkte sich bei dem Namen Nancys, dieser ewig flackernden Feuerstelle nahe dem Strohdach der deutschen Grenze. Er schaute düster auf den elektrisch hellen Hof. In Haufen harrten auf ihm

zwischen den Papierballen und Wagen die Extrablatt-Verteiler, Frauen und Kinder, auf die siebente Ausgabe des heutigen Tages. Durch das offene Fenster strömte die heiße Luft des Julisommers 1914. Man hörte durch die Mondnacht das ferne Summen der Tausende, die aufgeregt die Altstadt, Blauwolkengasse und Meisengasse und Hohen Steg erfüllten.

„. . . ‚Der Friedenstempel im Haag. Der Zar hat ihn errichtet. Der Zar kann unmöglich jetzt den Befehl zum furchtbarsten Krieg aller Zeiten geben. Auf sein Haupt fällt eine Schuld, die kein Sterblicher tragen kann!' . . . So! Schluß. Gleich in die Setzerei!"

Im winkeligen Gebäude der „Münster-Zeitung" ging es zu wie bei Ausbruch eines Brandes. Es war ein Laufen auf den Treppen, ein Türenschlagen, ein Rufen durch die Gänge, ein Sturmläuten aller Fernsprecher. Jean Bollin stand allein vor den Telegrammstößen seines Arbeitstisches. In diesen Depeschen zitterte die Welt. Dies Haus schien von einem unterirdisch grollenden Erdbeben zu schwanken, die Stadt, Europa, der Erdball. Die Kurse der Börsen stürzten wie baufällige Türme zusammen, die Kaiser und die Könige eilten über Länder und Meere zu ihren Thronen, die Großen der Reiche hasteten von Gebirge und See nach ihren Hauptstädten, die Volksvertreter Europas waren in Schnellzügen und Automobilen zu ihren Parlamenten unterwegs. Die Zeitungen aller Zungen kamen mit dem Sturmwind der Begebenheiten nicht mit, erschienen welk, veraltet, verspätet um Wochen, die in Wirklichkeit Stunden waren.

„Die Notabeln machen Einen rein verrückt!" sagte in der Tür der Chefredakteur Dr. François Nachbar. „Alle Zimmer voll! Landtag. Regierung. Jeder frägt nach Ihnen!"

„Ich komme!"

Um den Redakteur des Auswärtigen nebenan drängten sich aufgeregte Männerköpfe. Herr Bürli, der Schwarzwälder, saß hemdärmelig, die Zigarre im Mund, und ordnete die fortwährend von hinten auf seinen Tisch fliegenden Depeschen. Er war außer seinem Hauptberuf ein heimlicher Dramatiker. Seine Kohlenaugen leuchteten trotz aller Sorge der Zeit in einem stillen Triumph, daß die Welthistorie, die er sonst im stillen Stübchen in Jamben besungen, nun leibhaftig als Kriegsgöttin vor ihm stand. Man beugte sich über seinen Stuhl, schaute ihm über die Schulter, gestikulierte. Deutsch und Französisch schwirrte durcheinander. Herr Bürli ließ sich nicht stören.

„Ah — endlich Paris!"

„Mais où est donc le bulletin Rappaport?"

„Tiens ... Moßjö Steinert übersetzt es ja eben!"

An einem Nebentisch übertrug der Redaktionsvolontär, ein junger norddeutscher Germanist, den französischen Bericht des Herrn Rappaport, des Pariser Vertreters, in ein deutsches Stenogramm.

„Was meldet er?"

„Eigentlich nichts! Paris ist noch verblüfft! Es wartet auf Rußland!"

„Also Paris ist wenigstens noch ruhig!" sagte eintretend Jean Bollin. „Gott sei Dank!"

„Und wie lange noch?" Sein Freund aus der Schulzeit, der Dr. med. Stourm, Weingutsbesitzer und gleich ihm Mitglied der zweiten elsässischen Kammer, faßte ihn am Rockknopf. Er war blondbärtig und von riesenhaftem Wuchs. Deutsch durch und durch. Mit einer Donnerstimme begabt.

„Wie lange noch, Jean, he? Wir kennen doch Paris — wir hier! Wenn Du's mir nicht glauben willst, frag' Deine Frau! Die ist Französin!"

„Sie ist gar nicht in Straßburg!"

„Schon wieder drüben?"

„Vor einigen Tagen hat mein Schwiegervater Diano sie telegrafisch zu sich nach Paris gerufen. Er fühle sich plötzlich recht krank!"

„So? Na — da sind wir wenigstens den für den Augenblick los! Im Bett kann er nicht zum Krieg hetzen!"

„Es giebt keinen Krieg!"

„Wirklich, Herr Bollin?"

„Es giebt keinen! Es ist ja Wahnsinn. Verbrechen!"

„Herr Bollin! Sie werden persönlich von hoher Stelle ans Telefon gebeten!"

„Was ist denn? Wer ruft denn Bollin?"

„Pst! Das ist etwas Entscheidendes!"

Jean Bollin kam zurück. Um ihn war atemloses Schweigen.

„Sie sehen ja aus wie ein Geist!"

„Sprich doch, Jean!"

„Nun?"

Er sah sich um, ob kein Druckerei-Angestellter im Zimmer oder nebenan war. Dann sagte er leise, als bebte er vor den eigenen Worten:

„Rußland mobilisiert unter Bruch seines Ehrenworts seit heute früh seine ganze Armee."

„Gegen Österreich?"

„Auch gegen uns!"

Es war eine Erstarrung unter den Notabeln. Ihr Herz stand still. Ihr Kopf und Wissen auch. Rußland. Was wußte man von Rußland? Deutschland kannte man, Frankreich erst recht, auch England, Italien... Aber Rußland: das war das große Unbekannte. Man hatte das Gefühl von etwas Ungeheurem, Verschwimmendem, Begriffslosem zwischen der Memel und der Chinesischen Mauer, zwischen Oberschlesien und dem Hindukusch. Ein Stück asiatische Dämmerung, das immer finsterer Europa überschattete.

Und als Jean Bollin eine Stunde später, während in der Druckerei die Maschinen summten und stampften, erregt und allein durch die Straßen schritt, da hörte ganz von ferne sein Ohr schon das Donnern der Lawine. Näher. Immer näher. Hinab über Felder und Fluren, Städte und Länder, Völker und Erdball. Und hoch oben, auf ewige Zeiten der Menschheit sichtbar, stand ein gekrönter Schatten in Purpur, dessen zittriger Fuß die Vernichtung ins Rollen gebracht, der Gründer des Friedenstempels im Haag, der Zar.

Die Sommernacht war mild und lau und hell. Wie sonst in einer Stadt des Südens standen die Menschen zu Tausenden auf den Straßen, umdrängten noch die Extrablätter an den Wänden. Ein unbestimmtes Summen und Brausen wie das eines flugbereiten Bienenschwarms

war über den dunkeln Köpfen. „Alors: Dü hesch min Wort g'hört: c'est la guerre! ... Jesses, isch diß e Welt! ... Nur Ruhe, Ruhe, Leute: Es wird nicht so schlimm! ... Jo ... jo ... aber diß sin nit gueti Nuwelle!" Jean Bollin ging durch das erhitzte Gewirr von Altdeutsch, Elsässer Dütsch und Französisch. An der Ecke des Gerbergrabens machte er halt. Drüben von der Hauswand schaute wieder das Wahrzeichen Straßburgs, der Eiserne Mann, auf den Platz. Die kleine schwarze Gestalt schien ihm zu wachsen und als gewappneter Riese das Sinnbild der Welt zu werden.

Nahe dabei, in den Straßen, im ersten Stockwerk ein helles Zimmer. Am offenen Fenster die Umrisse einer alten, uralten Dame. Sie saß schlaflos und strickte, friedlich wie immer. Mochte es da unten auf den Gassen und in den Geistern beben und brausen — du liebe Zeit! die Leute, die kannten das noch nicht so! Sie, die Madame Mère, hatte das alles schon oft erlebt.

„Diß gedenkt mich an den Louis Napoleon und seinen dressierten Adler drüben in der Artilleriekaserne!" sagte die alte Patrizierin zu ihrem Sohn Jean Bollin, der, den Strohhut in der einen Hand, die Stirne auf die andere gestützt, neben ihr saß. „Der Putsch damals, das war auch so eine Sürprise aus hellem Himmel! Das ist bald so lange her, als ich alt bin. An die achtzig Jahr'!"

„Jetzt ist es mehr!"

„... und wie sie Achtundvierzig die République ausgetrommelt haben, da war ich ein Mamsellche, noch in kurzem Kleid ..."

„Jetzt ist viel mehr, Maman!"

„Tiens, Jeanche!... Und wie 1870 das Stadttheater und die Bibliothek zu brennen angefangen haben — Du warst just anderthalb Jahr alt — man hat Dein Flennen nicht gehört, wie ich Dich in den Keller hinuntergetragen hab', so wüst haben die Prüssiens draußen geschossen!"

„Auch Siebzig war nichts gegen das, was kommt... kommen kann!"

„Ich hab' dem Schosseff schon gesagt, er soll den Keller wieder richten. Jetzt hat's da auch elektrisches Licht. Da zieh' ich wieder hinein. Je suis neutre!"

Die greise Dame strickte seelenruhig ihre Maschen. Sie hatte ihre Tête carrée für sich. Sie zählte murmelnd und eigensinnig, während ihr Sohn aufstand und sagte:

„Du machst es Dir leicht, mit Recht! Aber ich? Was tu' ich? Meine Frau ist in Paris..."

„Ta femme? Hol' sie Dir, Jeanche!"

„... und Hippolyte auch im Ausland, in Lausanne! Nun, gute Nacht, maman!"

Draußen auf der Straße dachte Jean Bollin weiter an Hippolyte, seinen Sohn erster Ehe, und an dessen Mutter, seine erste Frau. Seit langer Zeit zum erstenmal wieder. Baussettes strahlender und majestätischer Schönheitsglanz hatte ihre Vorgängerin, das kleine Mädchen aus dem Volk, in seiner Seele verdrängt, wie die königliche Sonne den blassen Mond. Es war ja auch so lange her. Als man dreiundzwanzig war. Als man die Welt umarmen wollte. Als man heiß von Herzen die Liebe und nur die Liebe suchte und sie fand, als junger Student beim Tanz

da draußen im Fuchs am Buckel, und zum Vater, dem Schuhflickermeister in der Kinderspielgasse, in den Laden hineintrat und ums Louison freite.

Und noch nicht Dreißig, war man wieder Witwer nach allen Trübnissen dieser vorzeitigen Ehe, und wieder ein Jahrzehnt später kam sie ... das Glück ... Baussette ...

Plötzlich durchfuhr ihn ein Verdacht: Der alte Diano, ihr Vater, ist gar nicht krank! Er will sie mir wegnehmen! Er weiß mehr als wir hier! Wenn er auch augenblicklich nicht an der Macht ist — er ist doch Paris! Was Paris denkt und will, das will und denkt er mit! Er ist ja nur ein Nerv in diesem fiebernden Gewirr Frankreichs.

Der Broglieplatz war trotz der späten Stunde noch voll Menschen, die Kaffeehäuser hell und überfüllt. Er vermied das Gedränge und ging seitwärts durch die Brandgasse. Vor dem Generalkommando hielten Automobile. Die Fensterreihen waren zu dieser ungewöhnlichen Zeit erleuchtet. Offiziere eilten aus und ein. Ein herauskommender Kavallerist blieb stehen und musterte ihn durch das in dem bartlosen Gesicht glitzernde Einglas. Er erkannte seinen Schwager, den Major von Eichicke von den Nattweiler Ulanen. Er hatte ihn, seit er dort vor acht Wochen im Kasino zu Gast gewesen, nicht mehr gesehen.

„Du hier?"

„Ja. Ich hatte dienstlich auf dem Generalkommando zu tun!"

Der Gatte der längst ganz preußisch gewordenen Notabelntochter Madeleine Bollin drückte deren Bruder Jean die Hand. Über seine sonst kühlen und norddeutsch

zurückhaltenden Züge strahlte die verwegene und unternehmungslustige Ungeduld des Reitersmanns.

„Und was machst Du jetzt?"

„Ich gondle gleich nach Rattweiler zurück und schiebe dort morgen früh stantepede alles, was bei mir kreucht und fleucht, Frau, Kinder, Gouvernante, die Mädchen ... alles ... Logierbesuch haben wir auch noch ... Fräulein von Lüdiger ist wieder bei uns ... na . . kurz alles übern Rhein nach Karlsruhe ab!"

„Hältst Du die Lage schon für so ernst?"

„Ernst? Ich bin fidel wie 'n alter Schwadronschinder beim Attackensignal!"

„Also Krieg?"

„Das ist — im Vertrauen — schon so sicher wie das Amen in der Kirche!"

„Und das sagst Du so leuchtenden Auges?"

„Herrgott Donnerwetter! Ich bin Soldat!"

„Aber Europa ist doch nicht nur ein Schlachtfeld für Euch Soldaten?"

„Ja, fangen wir denn an? Der Russe ist das Karnickel!"

„Aber wir hier im Westen ... gegen Frankreich ... es wäre ja furchtbar für uns alle ..."

Der Major zündete sich gleichmütig eine Zigarre an.

„Predige Du doch mal der Gesellschaft drüben Vernunft! Rede Du mal der Schwefelbande von Advokaten in Paris zu! Du kennst die Kerle doch besser wie wir! Wir tun's umsonst! Sie wollen das Recht der Waffen! Schön! Gut! Sollen sie haben!"

Herr von Eichicke sprach laut und stark. Groß und

breit ragte er in Ulanka und Tschapka vor Jean Bollin in der Nacht, und dem ging es durch den Kopf: Da ist der Eiserne Mann schon von seinem Söller herabgestiegen. Da steht er vor mir auf seinen Säbel gestützt und lacht. Und reicht mir die Hand zum Abschied:

„Nu mal die Ohren steif, mein lieber Jean! Es kommt eine tolle Zeit. Ordne Du auch Dein Haus! Halte Deine Frau an der Strippe! Die ist mit ihrem Herzen auf der andern Seite! Was? Sie steckt in Paris? Jetzt? Ihr seid wohl toll? Schleunigst, 'rin mit ihr! 'Rin in die Kartoffeln! Vor Torschluß! Sonst ist's zu spät!"

In der nächtlichen Stille seines Zimmers überlas Jean Bollin noch einmal den letzten Brief Baussettes. Er war am Abend aus Paris eingetroffen. Nichts Neues darin. Nur Geplauder. Die Hochzeit der Nichte. Dieser artigen kleinen Colette Bouffard aus Lyon mit Armand Noël, dem Sohn der großen Olivenfirma in Avignon. Alle Verwandten waren dazu in Paris zusammengekommen, die Lejeunes und die Taxiers und die Loridons ... auch Père Hyacinthe ... hier das Menü ... Aber von dem Befinden des alten Diano, von Krieg und Frieden an der Seine stand in den vier Seiten kein Wort ...

Unten, in den Redaktionsräumen war noch Licht. Dr. François Nachbar, der Chefredakteur, skizzierte sich in der Nacht politische Betrachtungen für morgen, himmelblaue und blutigrote, je nachdem in dieser Stunde die Würfel rollten. Er schaute mit offenem Munde auf.

„Sie wollen morgen nach Paris, Herr Bollin? In dieser Stunde?"

„Noch ist Frieden!"

„Aber wie lange?"

„Je kürzer die Zeit, desto mehr muß man sie nutzen! Ich wage die Fahrt ..."

Jean Bollin brach ab. Er konnte dem andern, der offenbar eine weitere Frage unterdrückte, nicht sagen: Ich denke jetzt an mich. Ich will trotz der Größe der Stunde meine Frau aus diesem Hexenkessel reißen!

Paris im Sturm ... So hatte er es zuletzt vor mehr als einem Vierteljahrhundert, zur Boulanger-Zeit, gesehen. Das Meer von Hüten auf den Boulevards. Die taktmäßigen geistesgestörten Schreie und taktmäßig gehobenen Stöcke. Die Gänsemärsche knebelbärtiger Besessener mit roten Nelken im Knopfloch. Das eintönige und besinnungslose Geheul der Camelots. Wandernde Reihen verzerrter Gesichter wie die der schäumenden Derwische beim Tanz. Die Weltgeschichte im Rausch.

Die Boulangitis schon unter der düsteren Wölbung des Ostbahnhofs. Flüchtende Deutsche in Massen, hastig zusammengerafftes Gepäck in der Hand, Geschäftsleute, Kinderfräulein, Kellner, Touristen. Die Rufe der Beamten, das Geschrei der Kofferträger, Grobheiten: „Sales Prussiens!" Es glühte in den Augen umher. Es krampfte die Lippen. Scheußliche Zerrbilder Deutschlands und des Kaisers grinsten von der Stirne der Zeitungen, die man sich draußen auf der Straße aus den Händen riß. „Allons, enfants de la patrie!" Die Massen fluteten und sangen. Jean Bollin mitten unter ihnen, er, der mit seinem südlich dunklen Kopf, seinem Bartschnitt, seinem selbstverständ-

lichen Französisch für einen Vollblut-Pariser galt, er, der Paris kannte wie seine Tasche und der doch jetzt erst an der Ecke des Jockey-Clubs begriff: In dieser Stunde fallen die Masken. Die Täuschung eines halben Jahrhunderts löst sich in Luft. Frankreich zeigt seine bloße Seele. Und diese Seele ist ein einziges kochendes Meer von Haß. Atmet Deutschlands Tod.

Da, im Gestrudel der Boulevards, bekannte Gesichter. Die guten Leute aus der Provinz. Die Hochzeitsgäste von vorgestern. Die Tapiers und die Loridons, die von einander Abschied nahmen. Die Loridons kamen auf ihn zu, abfahrtbereit, mit Pappschachteln und Paketen. Der kugelrunde Papa Loridon riß den Mund auf. Die Augen des Schiffsmaklers glühten wie schwarze Kohlen.

„Ah — Du hier, Jean? Ins Wasser mit den Spionen!"

„Still ..."

„Man wird sie wegwischen, Deine Preußen, mit blutigem Schwamm! Und Dich dazu, mein Alter! Hoho!"

„Nehmt doch Vernunft an! Hört auf Jaurès!"

„Ins Wasser mit Jaurès!"

Der kleine Philister vom blauen Mittelmeer hatte keinen Tropfen Wein getrunken. Aber er machte den Eindruck eines Unzurechnungsfähigen. Jean Vollin legte die Breite des Kapuzinen-Boulevards zwischen sich und die gefährliche Nähe des Marseillers. Aber drüben hatten ihn die Tapiers gesehen. Der Toulouser Professor stand mit erhobener Hand, als Jean Vollin aus dem Gewühl der Menschen und Fuhrwerke auftauchte. Sein Bart war wirr, sein Antlitz bleich, seine Stimme heiser.

„Hein? Bist Du da, um vor der Größe Frankreichs niederzuknien, das sein Schwert zur Befreiung der Menschheit erhebt?“

„Warum das Schwert? Wir wollen Frieden mit Frankreich! Wir bieten ihn Euch an!“

„Ihr, die Friedensstörer der Welt!“

„Seid Ihr denn alle wahnsinnig! Seit vier Jahrzehnten hielt Deutschland unverbrüchlich Friede!“

„Wir werden den blutdürstigen preußischen Oger köpfen, unter dem Beifallsklatschen der Frauen und Kinder, deren zarte Seelen sein Zähnefletschen ängstigt!“

„Der Zar dürstet nach Blut! Nicht wir! Der Zar mobilisiert!“

„Ha, der große Zar! Der Drachentöter! Der Paladin der Freiheit! Frankreich umarmt den ehernen Weisen an der Newa!“

Jean Vollin ließ den Irren stehen. Die Menschenwellen trugen ihn die Boulevards hinunter zur Statue der Stadt Straßburg. Ein Kanzelredner streckte von ihrem Sockel herab in fanatischer Leidenschaft die Arme zur Menge. Die glattrasierten Züge des Abbé Weisbec waren verzerrt. Man verstand nur einzelne Worte des Elsässer Optanten: „Berlin! Die Russen werden die Rächer der Menschenwürde sein, deren Beleidigung das Wort Berlin ist! Sie werden Berlin besetzen, während wir den Rhein bis Stuttgart, diese Perle Österreichs, überschwemmen!“ Die Köpfe der Republikaner entblößten sich bei den feierlichen Klängen von „Das Leben für den Zaren“. Horngeschmetter dazwischen. Trommelgewirbel

Jubelrufe und Kußhände um den flinken Vorbeimarsch der kleinen Piou-Pious mit ihren roten Hosen. An der Spitze der Infanterie, vor den Spielleuten, zog gravitätisch wie ein Don Quixote, mit seiner hageren Länge und seinem schlohweißen Kopf die anderen überragend, ein steinalter Herr, soldatisch stramm in Schritt und Tritt, als führe er die Heere Frankreichs, den Regenschirm militärisch geschultert. Jean Bollin versuchte, dem Blick seines Oheims, des Generals a. D. Köpfl-Capito aus Lourdes, zu entgehen. Aber der verzückte Alte sah ihn. Er winkte ihm aus Reih' und Glied ...

„Wir kommen! Ich werde in drei Wochen im Straßburger Münster die Messe hören! Tod den Marodeuren!"

In dem finstern Gassengewirr von Alt-Paris freilich, zwischen dem Palais Royal und dem Platz der Siege, vor den Türen der kleinen Leute sah Jean Bollin auch dumpfe Sorge, Tränen in Frauenaugen, trübes Kopfschütteln der Männer, sah das eigentliche Paris, das ruhige, das willenlose, seit einem Jahrhundert außer Stande, den Zwang eines Tages zu ertragen, und stets bereit, dem Zwang der Sekunde zu gehorchen, wehrlos gegen den, der das Gebot des Augenblicks verkörperte.

Beim Zittern dieser Blätter im Winde regte sich in Jean Bollin wieder etwas von der gallischen Seele. Oft schon waren ihm in ruhigen Zeiten die Franzosen wie große Kinder erschienen. Jetzt erinnerten ihn diese verdutzten kleinen Krämer und Kneipenwirte, Geschäftsfrauen und Handwerker an erschrockene Kinder, aus deren Spielzeugkasten plötzlich der Teufel fährt. Durch Jahrzehnte

hatte man den Teufel mit der Pickelhaube an die Wand gemalt. Man wußte ja: Es war nur ein Schatten. Aber es war Vorschrift der Vaterlandsliebe, immer wieder, vom Vater auf den Sohn, heute von dem blutigen Morgen zu sprechen. Nun war über Nacht der Morgen da, und der Herzschlag stockte vor der Wirklichkeit. Trieb die jäh Erwachten zu Massen zusammen, formte aus ihnen Züge, die sich endlos, wimmelnd die Boulevards hinab bewegten, und aus deren Reihen immer wieder die Rufe der Arbeiter: „Es lebe der Frieden!" klangen.

Aber dagegen brauste der sturmgepeitschte Wellenschlag der Straße. Schwangen dicke Maires in der blau-weiß-roten Amtsschärpe ihre Zylinder, weinten begeisterte Kokotten in ihr parfümiertes Schnupftuch, gellten die Rufe der Studenten ihr atemloses „Vive la France!". In den offenen Fensterwölbungen des vierstöckigen Zeitungspalastes der „Lumière" standen die Politiker und die Journalisten und die Finanzmänner, stand die dritte Republik, stand, was Panamaskandal und Dreyfusprozeß hieß, was Gold in die Taschen sackte und nach Verwesung stank, was käuflich war und sein Volk an Rußland verschacherte, stand und winkte und rief herunter zu der jauchzenden Menge, verschwand wie der Schauspieler in der Garderobe, um noch einmal rasch telefonisch an der Börse à la baisse zu fixen, bei Iswolsky Geld zu holen, den Sohn vom Heeresdienst frei zu bekommen, erschien wieder vor den Kulissen, hob gerührt die Rechte:

„Hoch der Zar! Hoch Rußland!"

„Es lebe Serbien!"

Jean Bollin drängte sich bis zu dem Eingang.

„Unmöglich, mein Herr! Herr Diano wird Sie nicht empfangen!"

„Ich muß ihn sprechen!"

„Das kann jeder sagen, mein Herr!"

„Jeder? Aber dies ist doch ein Elsässer!"

„Ein Elsässer Deputierter!"

Stimmen aus der Menge riefen es. Irgend jemand hatte Jean Bollin erkannt.

„Die Hüte ab vor diesem guten Patrioten!"

„Reiche ihm Dein Sträußchen, meine teure Blanche!"

„Gieb ihm ein Händchen, Bébé!"

„Hoch Elsaß-Lothringen!"

In den Augen des Pförtners lächelte verzückt der Wahnsinn der Revanche, während er Jean Bollin einließ.

„Willkommen, mein Herr! Sie sind nicht der erste! Monsieur Wetterlé ist schon da. Monsieur Weill. Monsieur Blumenthal... Bitte... man führt Sie direkt zu Herrn Diano!"

Wie ein Feldherr vor seinem Stab, wie Napoleon inmitten seiner Marschälle, stand da Achille Diano im Kreis der Männer der Rache, klein, breitschultrig und kerngesund, mit gesträubtem Grauhaar und flammenden Augen. Er riß den Schwiegersohn bei Seite.

„Kommst Du zu uns?"

„... um zu retten... zu warnen.. in letzter Stunde ... setzt nicht die Welt in Brand!"

„Sie brennt schon, mein Lieber!"

„Fallt den Asiaten in den Arm! Noch könnt ihr's!"

„Arm in Arm mit Rußland. Arm in Arm mit England! Arm in Arm mit allen Völkern des Erdballs im Zug des Triumphs und des Rechts!“

„Seid Ihr denn alle von Sinnen?“

„Die Gesetze der Menschheitsentwicklung erfüllen sich. Deutschlands Weltherrschaft hat ein Ende!“

„Rußland und England allein beherrschen vier Fünftel der Erdkugel. Frankreich auch noch ein gutes Stück! Amerika! China! So rechne doch nur wie ein Kind auf der Schiefertafel: Wo ist denn da Raum für Deutschlands Weltherrschaft?“

Jean Vollin sagte sich dabei selbst: Ich kann ebenso gut mit einem Berauschten über Logik streiten, einem Kranken im Delirium Vernunft zureden, in einem Irrenhaus predigen! Es ist Alles umsonst! Achille Diano lachte nur behaglich, die Hände in den Taschen.

„In drei Monaten ist alles vorbei! Man wird aufatmen! Preußen und dies durch den Aufruhr seiner Bewohner eingeäscherte Berlin sind verschwunden. Essen wird eine Brandstätte sein. Wilhelmshaven ein Haufen Leichen. Der Rhein ein Trümmerhaufen. Man wird die deutschen Fabriken schließen . . .“

„Niederbrennen!“ schrie von drüben Napoléon Nicklès.

„Man wird die deutschen Bergwerke sprengen! Man wird die deutschen Schiffe wegnehmen!“

„Ihr Geld! Ihr Getreide. Ihre Waren!“

„Man wird die Glut Afrikas über ihre Dörfer und Felder speien. Unsere schwarze Armee ist bereit. Ha, wir verneigen uns aus dem vom Feinde unbetretenen Frankreich her

vor der Tapferkeit dieser Senegalneger und Turkos, dieser Spahis und Anamiten ..."

„Das heißt: Ihr wollt ein Volk von siebzig Millionen im Herzen Europas mit Hilfe der Wilden vernichten?"

„Es handelt sich um die menschliche Kultur! Ihr bringen wir die heiligen Opfer des Bluts! Im Übrigen: Die Deutschen werden leben bleiben ... Man wird sie zwingen, zu arbeiten: für uns, für Europa, für die ganze Welt!"

„Mit welchem Recht?"

„Mit dem Recht der Freiheit!" schrie Achille Diano. „Der Freiheit der Menschheit, für die Frankreich nicht müde wird, seit hundert Jahren sein Blut zu verspritzen!"

„Ihr wißt nicht, was Ihr tut!"

„Pah — ich kenne Berlin! Ich kenne das Elsaß ..."

Während Achille Diano das mit einer majestätischen Handbewegung in die Ferne zu den andern sagte, dachte sich Jean Bollin: Er war in seinem Leben einen Tag in Berlin, zwölf Stunden im Elsaß! Aber er glaubt in diesem Augenblick selbst daran, daß er dort Jahre zugebracht hat. Er glaubt es, weil er es sagt. Das Wort ist seine Waffe und sein gefährliches Spielzeug ... Und plötzlich erschien ihm auch sein grauhaariger Schwiegervater Achille Diano wie ein großes, verbrecherisches Kind, das glücklich ist, Feuer angelegt zu haben. Und dies ganze, leichtgläubige Frankreich schien ihm zu gleichen ...

„Sieh zu, daß ich durch einen Hinterausgang hinauskomme!" sagte er. Der alte Gallier verbeugte sich stumm, mit einer theatralischen Höflichkeit. Er behandelte den Schwiegersohn schon wie einen Gegner vor dem Zweikampf.

Am Ausgang, wo niemand sie Beide hören konnte, blieb Jean Bollin noch einmal stehen.

„Was willst Du noch?"

„Das, weswegen ich kam. Wo ist Baussette?"

„In Frankreich. Ich habe dafür gesorgt."

„Wo denn?"

„In Paris."

„Wo, frag' ich ...?"

„Suche sie!"

„Ich kann nicht durch alle Kirchen und ehemaligen Klöster streifen. Gieb mir Antwort. Sie ist meine Frau!"

„Sie ist eine Französin! Das ist mehr!"

„Antwort will ich!"

„... und ich, mein Herr Bollin, dulde hier nicht weiter einen Besucher, der die Erde Preußens an seinen Stiefelsohlen mitbringt! Noch ist nicht Krieg. Noch ist Zeit, sich zu entscheiden! Fasse den heiligen Entschluß, den Dein Gewissen Dir vorschreibt. Komme zu uns! Frankreich wird Dich mit offenen Armen empfangen und dies Frankreich wird die zärtlichen Züge Baussettes tragen!"

„Ich kehre sofort nach Deutschland zurück. Mit Baussette. Ist sie bei Dir?"

„Bei mir ist sie nicht! Du wirst Deinen Rückzug allein antreten! Paris ist groß. Viel Glück zur Suche!"

Jean Bollin schob sich halb betäubt durch den Hexenkessel der Boulevards, über dessen Menschenmassen die schwüle Dämmerung hereinbrach, das trübe elektrische Licht von Paris bläulich die staubige Luft zu durchschimmern begann. Im Zwielicht gewann das Tollhaus eine unbestimmte,

geheimnisvolle Weite von Tönen und Farben, schien sich vom Kanal bis zum Mittelmeer, von der Brücke von Irun bis zu der Schlucht in den Vogesen über ganz Frankreich auszudehnen. In dem kochenden Nebel schimmerten die bunten Tuchflecken der sonst im Innern der Stadt selten in Uniform sichtbaren französischen Offiziere. Ein kleiner, verwegen lächelnder Leutnant von den Chasseurs à Cheval blieb vor Bollin stehen.

„Ah — sieh da, mein Schwager Jean! ...“

„Wo ist Baussette?“

„Ich bin auf dem Weg zu meinem Vater. Ich werde ihm Deine Anwesenheit melden. Sie sind gewarnt, Herr Jean Bollin! Der Boden von Paris ist heiß!“

„Sage mir, wo Baussette ist, und ich werde ihn sofort verlassen!“

„Grüße mir das Elsaß!“ sagte der Leutnant Guy Diano. „Grüße diese guten Leute an der Rheinbrücke drüben! Grüße mir auch meine Feindin in Nattweiler! Sie ist blond und preußisch und ...“

„Ich will zu Baussette!“

„... bestelle ihr: Sie möge gut aufpassen! Ich käme jetzt wieder! Und diesmal durch die Luft! Ich bin für den Krieg zu den Fliegern abgeordnet! Ich werde Dir über Straßburg eine Bombe auf den Kopf fallen lassen, mein Alter! Ich weiß ja, wo Du wohnst! Und Baussette kann es nicht treffen. Denn sie ist ja hier!“

„Wo?“

Der Leutnant Diano war viel zu leichtsinnig, um bei dem, was er schwatzte, erst lange Hintergedanken zu haben.

„Ich habe sie vorhin in der Madeleine unten abgesetzt!"

„Ist sie drinnen?"

„Sie wollte beichten. Sie wird wohl warten müssen. Nun — meine Sünden drücken mich nicht!"

Von der Brandung des schwarzen Menschenmeers umflutet, ragte Säulenvorbau und Stufenaufgang der Madeleine im Abendschein. Die letzten Beterinnen kamen aus dem Christentempel. Männer fast keine. Jean Bollin drängte sich diesen Frauen entgegen. Sie zeigten alle schon durch die schmächtigen Gestalten die Pariserin. Nichts von jener majestätischen Schönheit einer wandelnden südlichen Statue, deren Gesicht nicht marmorweiß, sondern voll bräunlichen Lebens, deren Augenhöhlen nicht leer, sondern von einem tiefen und dunklen Glanz erfüllt waren. Nichts von dem, was doch da war ... da eben, das Haupt geneigt, das Gebetbuch in den Händen, die Treppe hinabstieg.

„Baussette!"

Sie stand zwei Stufen höher als er, so daß sie auf ihn herunter sah. Ihre Züge schienen ihm, in ihrer klassischen Regelmäßigkeit, noch strenger geworden. Sie hatten den Ausdruck einer Nonne.

„Baussette — wo wohnst Du hier?"

„Bei meinen Freundinnen vom Sacré-Cœur!"

„Hier — steig' ein! Wir fahren hin! Packe Deine Sachen und komm' mit mir nach Straßburg!"

Sie rührte sich nicht. Der Autokutscher, den Jean Bollin angerufen, glaubte an ein Mißverständnis und fuhr weiter.

„Baussette ... Es ist die höchste Zeit! Morgen ist vielleicht die Grenze schon geschlossen."

„Sie wird sich unsern Adlern öffnen, mein Freund!"

„Wir müssen vorher zurück! Jeder Bürger des Deutschen Reiches! Also auch Du!"

„Beleidige mich nicht!" sagte sie mit ihrer tiefen Stimme. Es klang wie ein paar Schläge des Klöppels an der Glocke.

„Ich mahne Dich an Deine Pflicht . . ."

„. . . gegenüber Frankreich . . ."

„. . . ich beschwöre Dich, Baussette . . . ich flehe Dich an . . ."

Vor ihm das beinahe feierliche Kopfschütteln eines Bildes ohne Gnade. Ihre Ruhe war ihm unheimlich, die Ruhe des Rausches, der alles umher taumeln ließ.

„Baussette . . . Dein Platz ist jetzt bei mir!"

„Meine Gelübde gehören Frankreich! Ich, die ich keine Mutter habe, oder so gut wie keine Mutter, ich lege mein Herz Frankreich mit der zärtlichen Ehrfurcht eines Kindes zu Füßen . . ."

„Lasse diese Phrasen und komm'!"

Sie wich vor ihm eine Stufe rückwärts in die Höhe. Sie hob die Stimme zu einer schmerzlichen Stärke.

„So wenig ich auch bin, ich darf nicht fehlen in dem erhabenen Schauspiel, das Frankreich der menschlichen Gesellschaft bietet! Diesen Völkern, deren Dankbarkeit mit unserer Großmut wetteifern wird, wenn die Sonne des Rechts über das Unrecht von Siebzig gesiegt hat!"

Und wieder hatte Jean Bollin das schreckensvolle Gefühl: Ich spreche nicht mit meiner Frau, nicht mit einem einzelnen Menschen, nicht einmal mit der Masse — nur noch mit dem Echo der Masse aus ihrem Munde und gleichmäßig aus

dem all der andern Verwandten, mit dem Millionenschrei des Tags, in dem jede Persönlichkeit versinkt.

Er wußte, wer diesen Schrei ausstieß. Er sagte sich: Ich rede in diesem Augenblick mit ihrem Vater: Achille Diano ist Frankreich. Achille Diano lärmt tausendfach da unten, Achille Diano schwenkt da vor dem Demonstrationszug der Rasenden die Trikolore, Achille Diano schreit, weint, lacht, droht, tobt auf den vielen tausend Lippen.

„Baussette — was willst Du hier tun?"

„Auf Dich warten . . ."

„Das ist umsonst . . ."

„Es wird sich erfüllen, ob mit oder ohne Deinen Willen! Du wirst von selbst Franzose, wenn unsere Heere den Rhein im Rücken haben!"

„Das werden sie nie!"

„Ich kenne Dich: Du wirst in Straßburg sein. Du wirst leiden. Du wirst hoffen, bis Dir das Schicksal selbst die Notwendigkeit eines Entschlusses abnimmt. Dann wirst Du Dich fügen!"

„Hoch der Krieg!"

Der Ruf des herankommenden Massenmarsches gellte. Über ihn hinaus eine helle, wohllautende Männerstimme. Ein Herr stand auf den Stufen der Madeleine, mit aufgerissenem Mund, geschwungenem Hut:

„Bürger . . . Bürgerinnen . . ."

„Wer ist's?"

„Leroux . . ."

„Pierre Leroux . . ."

Auch Jean Bollin sah hin. Er erkannte den sozia-

listischen Deputierten. Der beugte den Oberkörper zur Menge vor.

„Franzosen! Enkel Mirabeaus! Erben der großen Revolution! Was wollt Ihr bei dem Zaren, dem Arbeiterschlächter des Petersburger Blutsonntags?“

„Es lebe Petrograd!“

„Ihr Vorkämpfer der Menschenrechte! Sucht Ihr sie bei den Kosaken?“

„Nieder mit ihm!“

„Brüder der Freiheit und der Gleichheit! Wollt Ihr für die Schergen Sibiriens in den Tod?“

„Hoch der Zar!“

„In die Seine mit Leroux!“

„An die Laterne!“

„An die Laterne! An die Laterne!“

Die Stadtsergeanten stürzten vor, bildeten ein Halbrund gegen die heulende Menge, rissen den Sozialisten, der zerzaust, atemlos, mit zerrissenem Rock immer noch schrie und die Hände hob, im Sturmlauf mit sich in Sicherheit. Die Menschenwirbel strudelten hinterher. Jean Vollin versank in ihnen. Als er sich herausarbeitete, war Baussette verschwunden. Paris hatte sie aufgenommen. Es war ebenso aussichtslos, nach einer Stecknadel in diesem zitternden und glühenden Staub zu suchen als noch einmal nach ihr.

Jean Vollin stand starr und ungläubig. Der französisch-russische Finanzmann Stiquel war plötzlich wie aus der Erde gewachsen neben ihm. Er raunte:

„Wir brauchen keine Spione hier, mein Herr Vollin! Sie sind seit Ihrer Ankunft auf Schritt und Tritt beobachtet.

Befolgen Sie den Rat, mit dem ich beauftragt bin, und verlassen Sie mit dem nächsten Zug Frankreich!"

Jean Bollin verstand ihn kaum. Er wiederholte sich: Es ist umsonst, Paris nach ihr zu durchforschen!

„Sie riskieren sonst auf Kriegsdauer verhaftet zu werden, Herr Bollin! Aber man wünscht keine Strenge gegen Elsässer ..."

Immer noch irrten Jean Bollins Augen suchend über das Gewimmel von Köpfen. Vergeblich. Er wußte es selbst ...

„Das letzte Wort: Werden Sie reisen?"

Er kam zu sich.

„Ja ..."

Rothosen überall auf dieser Fahrt des überfüllten Schnellzugs nach der Westschweiz, Rothosen, als hätte man sie eilig zusammengerafft, mit seltsamem Schuhwerk, Lackstiefeln, Pantoffeln ... Kein Lärm und Jubel auf den Bahnhöfen ... Starre Gesichter. Manchmal schien es Jean Bollin, als lastete ein ungläubiges, lähmendes Entsetzen über dem flachen Land, als liefe ein eisiger Schüttelfrost über Frankreich, den Körper, während Paris, der Kopf, delirierte. Dann, je näher man der Grenze kam, die ersten Fahnen. Das erste Geschrei. Musik und Tücherschwenken. Rote Käppis an allen Fenstern, lange Truppenzüge, längs der Chaussee viele hundert Autos hintereinander kilometerweit aufgefahren. Die Besitzer daneben. Trupps von Aushebungsoffizieren von einem zum andern.

Trompetengeschmetter durch das Rädergerassel des Zugs. Artillerie auf dem Marsch durch das Städtchen. Junge Mädchen auf dem Protzkasten Arm in Arm mit

den Kanonieren, kleine Knaben auf den Handpferden, junge Burschen zigarettenrauchend zwischen den Soldaten — ein Jubel aus den Fenstern ... Die Flämmchen der Revanche zuckten, umflackerten der Grenze zu die blaugrauen Tellermützen der Alpenjäger, die martialischen Roßschweifhelme der Kürassiere. Immer mehr Militär. Ein anderer Schlag. Die glorreichen Regimenter des Ostens. Regimenter wie Sand am Meer. Die Blüte des Heeres vor dem Rhein und der Schweiz.

Jean Bollin war in der Schweiz. In Lausanne. Er wußte das Restaurant auf dem Platz St. Francois, in dem sein Sohn Hippolyte mit anderen Studenten der Hochschule zu speisen pflegte. Es war ein ganzer Tisch voll junger Leute. Franzosen oder französische Schweizer. Sie sprachen laut Französisch, saßen nachlässig, ein Knie über das andere geschlagen, die Teller zurückgeschoben, Zigaretten im Mund, die neueste „Gazette de Lausanne" vor sich. Politisierten. Es fiel das Wort „Boche", das Jean Bollin kaum kannte. Dann ein: „Eh — man wird es ihnen geben, diesen schmutzigen Deutschen!"

Hippolyte saß mitten darunter und lachte. Lang aufgeschossen und engbrüstig, war er wie die andern in einer sorglosen und koketten, romanischen Stutzerart gekleidet, mit einem wallenden, grellfarbigen Schlips, spiegelnden Lackschuhen, einem weibischen Hüftenschnitt der Jacke, einer Blume im Knopfloch. Er summte einen französischen Gassenhauer aus dem Sommer-Operettengarten, den er jeden Abend besuchte:

„Niniche était demoiselle,
Tant mieux pour elle!“

„Höre, Hippolyte!“ rief gegenüber einer der jungen Fante über die Zeitung.

„... mais elle a pris un mari.
Tant pis pour lui!“

„Was heißt ‚Boche‘ auf Deutsch? Du verstehst doch Deutsch!“

„Man hat mich gezwungen, es zu lernen!“ sagte Hippolyte gähnend auf Französisch. „Aber ich mache keinen Gebrauch davon. Hier wenigstens nicht!“

Jean Bollin, der hinter seinem Stuhl stand, kam in dieser Sekunde die Erkenntnis: Habe ich recht daran getan, meinen Sohn erster Ehe so aufwachsen zu lassen, wie ich geboren wurde und aufwuchs? Zwischen den beiden Völkern, bereit, jedes von ihnen zu verstehen und zu vertreten? Ich meinte es gut. Ich wollte ihm von beiden das Beste geben. Aber der Einfluß ist der stärkere, der der Eigenart eines Menschen entgegenkommt. Er verdrängt den andern. So ist Hippolyte ganz dem Welschtum verfallen, eitel, schwach und wenig klug, wie er ist. Als ich es ahnte, war es zu spät..‘

Nun erst bemerkte Hippolyte mit dem unsicheren Blick des Kurzsichtigen hinter dem Kneifer den Vater und stand von seinem Glas Limonade auf. Er hielt sich schlaff und gesucht lässig. Sein Gesicht mit der großen Nase und der unreinen Hautfarbe junger Leute, die nicht viel Körperpflege betreiben, hatte etwas Weiches und Liebenswürdiges.

„Tiens, mon père! Vous voilà! Soyez le bienvenu!“

„Guten Tag, Hippolyte!“

Jean Bollin sprach Deutsch. Sein Sohn blieb beim Französisch. Er wies auf die Runde frühreifer junger Burschen am Tisch, die mit ihm zusammen den studentischen „Cercle des amis de l'avenir" bildeten.

„Erlaube, daß ich Dir unsere Lausanner Jugend vorstelle!"

„Nein. Komm' mit mir beiseite!"

„Zu Ihrem Dienst, mein Vater!"

„Wir wollen leise sprechen! Du weißt: Es giebt Krieg . . ."

Hippolyte lächelte, die Zigarette zwischen den Lippen, die Hände tief in den Hosentaschen, den Strohhut, den er nach welscher Sitte auch in dem Lokal aufbehielt, schief im Genick.

„Seit heute früh ist eine Flucht aus allen Berghotels!" sagte er. „Sie kriegen da oben nichts mehr zu essen. Alle müssen fort. Da sieh die Boches . . ."

Die vorbeirollenden Hotel-Autobusse waren voll von abreisenden Deutschen, die zu ungezählten Tausenden, wie seit Jahren, im Sommer dem Vaterland den Rücken gedreht hatten, um ihr Geld, ihren Ferienfrohsinn und ihr Wohlwollen nach der französischen Schweiz zu tragen. Jean Bollin sah das verächtliche und selbstgefällige Lächeln auf den Zügen seines Sohnes, die zugleich etwas Ältliches und etwas Unreifes an sich hatten.

„Begreifst Du denn auch, Hippolyte, was sich vorbereitet?"

„Wir unterhielten uns unaufhörlich davon, mein Vater — ich und meine jungen Freunde drüben! Wir haben diskutiert. Wir haben die Formel für die Aktion von morgen gefunden!"

„Morgen — das ist der Krieg!"

„Nun ja: Man wird Preußen zerschmettern!" sagte der junge Mensch zerstreut und obenhin.

„Nicht Preußen führt Krieg, sondern Deutschland!"

„Deutschland, mein Vater, ist ein Begriff, dessen Analyse zur Tyrannei Preußens führt! Wir haben hier dies Problem studiert!"

„Du bist Deutscher!"

„Ich gestehe: Ich bin 1893 in Straßburg geboren!"

„Darum gehörst Du jetzt nach Deutschland. Du bist über zwanzig. Du hast noch nicht gedient!"

„Ich kann nichts dafür, daß mein Brustumfang den Feldwebeln nicht genügte!"

„Man wird vielleicht morgen schon bei uns die jungen Männer aufrufen! Ich möchte nicht, daß mein Sohn zu denen gehört, die sich auch nur um eine Minute in der Erfüllung ihrer Pflichten verzögern!"

„Unsere Gedanken begegnen sich, mein Vater!"

„Es freut mich, das von Dir zu hören! Denn sieh, mein Sohn: Wir müssen uns jetzt ganz und ohne Rückhalt entscheiden!" Und während Jean Bollin das lässige Nicken Hippolytes sah, hob sich vor ihm im Geist eine mahnende Hand, wies mit dem Finger auf ihn, den Vater: warum hast Du selbst Dich immer nur zu neun Zehntel, nie bis zum Allerletzten entschieden? Hast für Dich immer noch den inneren Vorbehalt einer Zwischenstellung von den Vogesen bis zum Rhein gemacht? Nun knirschen die beiden großen feindlichen Mühlsteine und sprühen Funken und mahlen jede Selbständigkeit zwischen sich zu

Staub! Aber es fiel ihm eine Last vom Herzen bei Hippolytes Bereitwilligkeit.

„Du wirst jetzt gleich mit mir im nächsten Zug nach Straßburg fahren!“ sagte er. „Dort wird man weiter sehen!“

„Ich gehorche! Ich gehe und packe meine Sachen!“

„Ich begleite Dich in Deine Wohnung.“

„Es ist besser, wir finden uns auf dem Bahnhof wieder! Man schlägt sich an den Schaltern um die Karten. Wenn Du nicht eine Stunde vorher dort bist, versäumen wir den Zug!“

„Dasselbe gilt doch auch von Dir?“

„Nein, mein Vater! Denn ich profitiere von meinem Schweizer General-Abonnement, das mir gestattet, jeden Zug ohne Formalität zu besteigen. Ich fliege nach dem Platz Riponne! Auf Wiedersehen auf dem Bahnhof!“

Diesem Bahnhof, der ein Durcheinander in fünf Sprachen, eine Gebirgsbildung von Kofferhaufen nach Berlin und London, nach Wien und Rotterdam, ein Gewirr von Bergstöcken, Sonnenschirmen, farbigen Schleiern, ein Rufen, Rennen, Kämpfen und Drängen war. Jean Bollin spähte, am offenen Wagenfenster stehend, angstvoll hinaus in das Getümmel. Sein Sohn erschien nicht. Es schien auch kaum möglich, ihn in diesem Wirrwarr zu finden. Trotzdem war er im Begriff, noch einmal auszusteigen und nach ihm zu sehen, da setzte sich die keuchende, internationale Riesenschlange des Zugs in Bewegung. Nun hatte er die Hoffnung, nein die Überzeugung, daß Hippolyte irgendwo anders Platz gefunden habe und im nächsten, übernächsten Wagen von ihm sitze... Aber auch in dem neuen Grenzgewühl von Basel tauchte die lange,

engbrüstige Jünglingsgestalt mit dem geckenhaften Sommerröckchen und dem kurzsichtigen Blick aus dem hageren, überlegen lächelnden Gesicht nicht auf. Und als er ein paar Stunden darauf auch auf dem Straßburger Bahnhof nicht zu sehen war, mußte es Jean Bollin zur Gewißheit werden: Er war nicht mitgekommen.

Er wartete auf ihn. Wartete in dem Wirbelsturm der Zeit, der ihn empfing und umfing. Wartete den ganzen nächsten Tag. Da meldete man ihm, in das erregte Gedränge der elsässischen Notabeln und Deputierten um ihn her, es sei ein junger Herr aus Lausanne an der Türe. Er stürzte hinaus. Sah den jungen Mediziner Stourm, den Sohn seines Straßburger Freundes.

„Ich komme eben aus Lausanne, Herr Bollin, wo ich meine Studien abgebrochen habe, um mich hier als Kriegsfreiwilliger zu melden. Hippolyte gab mir diesen Brief an Sie mit!"

„Warum kommt er nicht selbst?"

„Er sagte es mir nicht!"

„Wo ist er jetzt?"

„Ich weiß es nicht!"

„Bleiben Sie doch! Erzählen Sie mir mehr ..."

„Unmöglich, Herr Bollin! In einer Stunde werde ich eingekleidet. Kriegsheil!"

Der junge Mann eilte davon. Er ähnelte seinem Vater. Er war blond und riesengroß wie er. Ein deutsches Bild. Jean Bollin riß da, wo er stand, den Brief auf und las.

„Mein Vater!

Mich rufen jene sirenenhaften Schreie des Rechtes und der Menschlichkeit, deren Verteidigung gegen das

finstere Ungetüm der Barbarei die tragische Pflicht des Tages ist. Die bedrohte Zivilisation fleht zu ihren Kindern, sie mit ihren Leibern zu schützen. Wir werden diese heilige Pflicht der Kultur erfüllen, wir Lateiner des Westens, diese feurigen Russen, diese unerschrockenen Serben, diese Montenegriner, diese Belgier, diese hochherzigen Briten — nun, was heißt Du mich, alle Völker des Erdballs aufzählen?

Man wird Arm in Arm nach Berlin promenieren. Man wird sich dort über die Methoden unterhalten, unter denen diese deutschen Kleinstaaten sich unter unserer Aufsicht den friedlichen Bemühungen des Ackerbaus und des Handwerks werden hingeben können, die dem Geist der deutschen Rasse angemessen sind. Ich werde das Glück haben, dem Triumph der Freiheit beizuwohnen. Ich folge den Adlern Frankreichs. Ich bin, wenn Du diese Zeilen erhältst, schon in Paris. Man wird mich dort gerührt umarmen. Man wird Frankreich seinen jüngsten Rekruten vorstellen. Es lebe Frankreich! Hippolyte."

Es dämmerte. Es wurde finster. Jean Bollin saß, den Kopf in die Hand gestützt. Vor ihm lag der Brief. Und wieder rang es sich in ihm empor: diesen Brief schrieb nicht mein Sohn. Den schrieb Achille Diano. Den schrieb die siebenköpfige Giftschlange des Westens. Den schrieb die Phrase. Diano und die Seinen. Die tönenden Redner und klingenden Schellen der Parlamente von Paris und Rom und London. Die Phrase läutet. Die Phrase trieft von Blut. Die Phrase setzt die Welt in Brand ...

Die Türe ging auf. In ihr stand, von draußen lichtumflossen, mächtig und bärtig wie ein Wotan, sein Schulfreund, der Weingutsbesitzer Dr. med. Stourm, der deutscheste Abgeordnete in der elsässischen zweiten Kammer. Er war sehr ernst. Seine Augen leuchteten grimmig.

„Weißt Du's schon, Jean?"

„Was denn?"

„Von St. Odilien hört man Kanonendonner in den Vogesen. Die letzten Brücken sind vom Feinde abgebrochen. Die Franzosen greifen an."

„Es ist zu viel für mich, Stourm!"

„Ach was! Mein Junge geht auch bald mit hinaus!"

„Und meiner ist in Frankreich ..."

Der andere stand stumm. Es war still in dem Zimmer. Draußen war ein klarer Sommerabend. Die Sterne am Himmel. Und doch irgendwo, fern von den Toren der Stadt, ein Herbstgewitter. Ein kaum merkliches, schweres Murren in den Lüften, auf den Bergen, das mit dem Winde kam und ging. Es wuchs allmählich, Man glaubte, es von verschiedenen Richtungen zu hören. Jean Bollin stand auf und schloß das Fenster. Sein Freund schüttelte den Kopf

„Das hilft Dir nichts!" sagte er. Und so war es auch. Auch durch die Scheiben vernahm man die tiefe dumpfe Stimme des Kriegs.

7.

Aus den Vogesen und über dem Rhein grollte es in diesen Septembertagen 1914 von weit, weit her. Grollte dumpf und wechselnd wie seit Wochen mit hundert Gewittern unsichtbar vom Schweizer Jura bis nach Metz. Dem lebenden Geschlecht ungewohnt, sprach durch die Weite der Lüfte die schwere, feierliche Stimme des Kriegs. Mahnte aus blauer Ferne das im Erntefrieden lachende badische Land.

Frieden ringsum. Aber die fröhlichen dicken Männer vom Bürgersturm trugen doch die Schrotflinte am Schulterriemen und die Kriegsbinde um den Arm, während sie die Tunnels und Straßen bewachten. Frieden. Aber ein sonderbarer, riesiger Bulldoggrevolver lauerte dort unter dem Reisig des Storchennest-Rads auf dem Dach der Dorfschmiede. Ein zweites Maschinengewehr duckte sich im schützenden Weidengestrüpp an der Nonnenbacher Eisenbahnbrücke, fing jäh an zu bellen wie ein gereizter Kettenhund, zeigte dem Feind an dem blaßblauen Himmel die Zähne! Tak! Tak! Plötzlich waren ein halbes Dutzend solcher Hunde rings um den Rheinübergang laut. Peng! Peng! Es placferte von Kleingewehrfeuer wie auf der Treibjagd, ohne daß man irgendwo Schuß und Schützen sah. Brumm!... Es summte tief und stechlustig in der Luft.

„Was giebt's?"

Philipp Nessius eilte aus dem Kontor seiner Fabrik. Trat unter die auf den Hof hinausgestürzten Arbeiter.

„Do hinne fliegt des Dos, Herr Nessius! Do überm Rhein!"

„Wedder die Nonnebächer Brück'!"

„Wart' norr, Alterle! Dir kumme se!"

Ein Dreikäsehoch drohte kriegslustig mit erhobener Faust. Philipp Nessius schob ihn zur Seite und frug:

„Ist es wieder der Franzos?"

„Seller Malefizfranzos von damals! Der kennt doch die Gegend!"

„Drowwe im Flugzeug hockt er!"

„Er war geschtern schon do!"

„Do hot er bloß, um uns zu uze, sei' Visitekart' runnegeschmisse!"

„Do is sie!"

Philipp Nessius las unter den schwärzlichen Fingerspuren der staubgrauen Karte:

„Guy Diano
Lieutenant du 22. Rgt. Chasseurs."

und darunter mit Bleistift auf Deutsch: „Auf Wiedersehen morgen!"

„Guckt emol: er fährt im Bogen runner!"

„Gerad uff die Brück' zu!"

„Wie der Weih uff die Gickel!"

An den bebuschten Ufern des Rheins knatterte es auf. Kaum merkbare Pulverschleier zogen im Wind! Da und dort ein dunkelblauer Uniformfleck der Landwehrinfanterie

zwischen den Weiden. Die stille verlassene Sandinsel mitten im Fluß hämmerte plötzlich blindlings von dem gereizten Gerassel der Kugelspritzen. Der feindliche Vogel oben schwenkte jäh ab. Man glaubte förmlich die Federn fliegen zu sehen. Er schwankte und lag schief in enger Kurve. Ein Triumphgebrüll der Pfälzer unten.

„Als norr runner mit ihm!“

„Hebt ihn, Ihr Männer! Hebt ihn!“

„Nein. Er richtet sich wieder auf!“ sagte Philipp Nessius. „Er kommt hierher! Zu uns!“

Ein neues Geschrei. Gekreisch.

„Spring', Sannche! Spring'! Dei' Liebschter kummt!“

„Dei' Franzos is da!“

Das Sannchen Wehrle, die Werkmeisterstochter, heulte herzbrechend in ihre blaue Schürze. Dazwischen Philipp Nessius' laute Stimme:

„Ob Ihr gleich macht, daß Ihr ins Haus kommt, alle beisammen. Er fliegt ja gerade auf uns zu!“

Mit dem Jagdglas vor dem Auge erkannte er in dem dumpfen Brummen der feindlichen Hornisse da oben deutlich die Farbenstreifen der Trikolore auf den unteren Tragflächen, sah sogar die helleren, frisch aufgelegten, kleinen Vierecke der Schußflicken, auf denen der Leutnant Diano Nummer, Datum und Ort des Treffers angemerkt hatte, so nahe war das Fahrzeug schon über der Fabrik ... Seiner Fabrik. Und er stand waffenlos da unten. In jähem Zorn: Gott weiß, warum sie mich, wie ich Anfang der Zwanzig war, nicht für diensttauglich befunden haben! So war ich nie Einjähriger! Ich, der totsichere

hirschgerechte Jäger, habe nie ein Repetiergewehr in der Hand gehalten!

Auf einmal war es ihm, während er durch das Fernrohr blickte, als löse sich da oben etwas, was wie eine ungewöhnlich riesige, schwarze Spalierbirne am Führersitz hing. Ein heulender und teuflischer Ton, wie er ihn nie im Leben gehört, durchschnitt sausend und senkrecht die Luft. Ein gellender, ohrenbetäubender Knall, ganz nah hinter dem Maschinensaal irgendwo auf freiem Feld ...

In Philipp Nessius kochte das heiße Pfälzerblut: Wart', Du Mistfink! Ich will Dich lehren, mir auf meine schöne Fabrik mit Bomben zu schmeißen! Er rannte ins Haus, riß die Kugelbüchse von der Wand, lud im Laufen. Stand im Freien und knallte blindlings hinter dem entfliehenden Raubvogel her. Erreichte ihn natürlich nicht. Der war schon mit doppelter Schnellzugsgeschwindigkeit im Abflug, seinem Schlupfloch und Wetterwinkel bei Belfort zu. Die weidenden Ziegen in der Ferne sprangen plötzlich durcheinander. Man sah nicht, warum. Eine machte einen Satz mit allen Vieren und fiel dann hin. Von der Brücke her blitzten immer noch die Schüsse der Landwehrmänner: Zwitsch! Philipp Nessius stand allein auf dem freien Platz vor der Fabrik und frug sich: Was ist das? Zwitsch! Ein Staubwirbel dort am Boden. Zwitsch! Ein Zweig mit einem Apfel daran knickte ab und plumpste zur Erde, ohne daß man die Hand sah, die ihn gebrochen. Zwitsch! Ein Brocken Kalk spritzte drüben von der Mauer. Es war ein sonderbares Leben in der Luft. Auf einmal begriff Philipp Nessius, daß er im Feuer war. Im eigenen

Feuer. Ein komisches Gefühl. Er schritt dem Hause zu. Aber ganz langsam. Er wußte selbst nicht, warum. Es schien ihm, als wäre er sich das schuldig.

Eben, als er die Schwelle betrat, hörte der unsichtbare Schauer auf, so unvermittelt wie ein Hagelschlag im April. Er ging durch den Flur in den Fabrikhof. Dort tönten aufgeregte Stimmen. Viele Arbeiter standen da umher. Der Monteur Bockstaller saß zwischen ihnen sonderbar bleich auf einem Prellstein. Sie hatten dem graubärtigen Mann den rechten Rockärmel ausgezogen und das Hemd zurückgestreift.

„Man sollt' meine, es hätt' ihn eine Horniss' gestoche, Herr Nessius!"

Eine kleine blaue Geschwulst auf der rechten Brustseite. Mitten drin ein schwarzer Punkt. Ein, zwei winzige Tröpfchen Blut auf dem Hemd!

„Jo, Herr Nessius! Ich hab's dem Bockstaller noch nachgekrische: ‚Schorsch — Du hoscht Fraa un Kinner! Was brauchst Du Dir den Franzos anzugucke!' Unner dem loßt des Laschter da owwe schon sei' Bombe plumpse!"

Philipp Nessius überließ den Verwundeten dem herbeieilenden Kassenarzt der Fabrik und trat hinaus an die Stätte des Unglücks. Der fröhliche, rötliche Kopf des Ochsenmetzgers und Gemeinderats Justus Lay wuchs da plötzlich gerade vor ihm aus der Erde heraus.

„Lay — wo kommen Sie denn her?"

„Aus sellerem Bombenloch! Das is Ihne größer wie e Bahnwärterhäusche!... Guck emol: die Wagnerin! Was hot sie denn, Fraa? Was ist denn mit dem Babettche?"

Die Taglöhnersfrau trug ein schlafendes kleines Mädchen auf dem Arm und heulte.

„Ziege hot's Babettche gehütet! ... Do ..."

Sie zeigte einen zweifingerlangen blutigen Stahlpfeil, der vorn scharf zugespitzt, dann glatt gedreht und zu zwei Drittel seiner Länge rauh viergekantet war.

„So hot's dort noch viel! ... Die Geiß war auch gleich muckstill ..."

Nun sah Philipp Ressius das Kind noch einmal an. Blut in dem blonden Haar. Es war tot.

Der Krieg ... Als er eine Stunde später auf der Nonnenbacher Brücke stand, wo man ihn kannte und durchließ, da dachte er sich: Du armes Babettche und Du grauköpfiger Bockstaller da hinten, was habt Ihr mit dem Krieg zu schaffen? Und doch seid Ihr Beide, Kind und alter Mann, Blutzeugen, daß es um Sein und Nichtsein geht ...

Ein langer Lazarettzug hielt auf der Brücke. Eine Krankenschwester sagte von einer Plattform herunter zum Hauptmann der Landwehrkompagnie:

„Ach — an die Flieger gewöhnt man sich! Aber daß sie gegen alles Völkerrecht mit Dum-Dum-Kugeln schießen ... Sie sollten einmal die Verletzungen sehen!"

„Ist das heute der letzte Sanitätszug, Schwester?"

„Passen Sie mal auf, was jetzt hinter uns kommt, Herr Hauptmann!"

Die Wagen des nächsten Zugs waren fest verschlossen. Hinter den Fenstern grinsten gefletschte weiße Zähne aus nachtfarbenen Fratzen. Eine Stimme rief: „Die schwarzen Affen haben wir gestern bei Thann gefangen!"

„Giebt's noch mehr von der Sorte?"

„Na, dies ist nur 'ne Probesendung! Die Hauptgesellschaft vom Senegal und aus Indien ist erst unterwegs!"

Philipp Nessius dachte sich: Was würden diese Menschentiere wohl anstellen, wenn sie statt als Gefangene als Feinde hier in der Pfalz hausten? Am Ausgang sagte zu ihm der Hauptmann der Brückenwache:

„Haben Sie schon gehört, daß die gelben Schlingel, die Japanesen, uns den Krieg erklären? Den Italienern trau' auch der Deuwel! Die Amerikaner fangen an Granaten für unsere Feinde zu machen! Ich möchte nur wissen, warum die ganze Welt auf uns eindrischt!"

Auf dem zweiten Geleise donnerte es heran, bekränzte Lokomotiven, mit Laubgewind geschmückte Tender, fliegende Reihen von Wagen mit grünem Reisig, tausend lachende Gesichter, dröhnendes Hurrah. Da stürmte wieder ein Stück unzähmbare deutsche Kraft den fern blauenden Vogesen zu. Der Hauptmann winkte ihnen lachend nach und wandte sich dann an Philipp Nessius:

„In den Offizierswohnungen in Saarburg haben die Franzosen sogar das Kinderspielzeug in Fetzen gerissen als Zeichen, wie sie's im Großen treiben wollten, wenn sie erst über dem Rhein wären. Es stand auch in vielen Briefen von Gefallenen, daß sie hier keinen Stein auf dem andern lassen wollten!"

Philipp Nessius ging heim. Es hatte sich scheinbar nichts verändert. Die Äpfel hingen rotbäckig im Baumgrün. Die Spatzen zwitscherten in den Zweigen. Die flachsköpfigen Kinder tollten lachend im Staub der Chaussee.

Nur vom Rhein her, ganz von ferne, war in der Luft ein dumpfes Schüttern, als wanke die Erde in ihren Grundfesten.

Vor dem Stationsgebäude von Nonnenbach las der Vorstand einem Haufen seiner Freunde aus dem Herrenstüble im „Storchen" einen Brief seines Bruders vor. Den Engelbert, einen kränklichen, dienstuntauglichen Mann, hatten sie als Monteur in Rußland festnehmen wollen. Er war noch grade durch Kurland entwischt. Aber Hunderttausende von Deutschen hatten sie schon jetzt vor Einbruch des Winters nach Sibirien verschleppt: Greise, Frauen und Kinder, bis in die fernsten Burjätensteppen am nördlichen Eismeer...

„Du liebe Zeit — was haben die Leute denn getan?"

„Es sind halt Deutsche! Aber was der Engelbert erst aus Ostpreußen schreibt: Alles von den Kosaken runnergebrannt! Feuerschein am ganzen Himmel! Viele Hunderte von Leuten mutwillig totgeschlagen... Und die eigentlichen Asiaten marschieren erst an..."

„Herrgottdunnerschlag ja!"

„Jetzt wartet norr, bis ich rauskumm', Ihr Schinnäser!" sprach der hitzköpfige Ökonom Dietsch. „Jo, was kreischst denn, Lay? Em alte Karlsruher Grenadier mache vierzig Johr uff'm Buckel noch lang nix! Meinscht dann, ich soll mir mei' Haus anzünde losse?".

Philipp Nessius schritt weiter und trug das im Ohr mit sich: „Ich soll mir mein Haus anzünden lassen?" und das erschien ihm als die einzige menschliche Weisheit dieser Stunde und alles andere und alles Frühere verblaßte daneben.

Vor der Fabrik standen in der Mittagspause die Arbeiter.

„Wie geht's denn dem Bockstaller?"

„Der is scho hinüber, Herr Nessius!"

„Gestorben?"

„Jo." Er nahm den Hut ab. Es ging ihm durch den Kopf: Auch in unsere Reihen schlägt schon der Tod. Krieg überall. Für jeden. Das ist jetzt der Sinn des Seins.

„Sie, Herr Nessius — horche Sie mol... sell kann doch net wahr sein, was da in der Zeitung steht: Die Arbeiter in Frankreich gehe mit den Kosaken gegen uns in den Krieg?"

„Ja!"

„Da wird m'r ja ganz irr! Und die Arbeiter in England gegen uns zusammen mit dene Wilde aus Afrika?"

„Ja!"

„No möcht' m'r awwer rein net mehr an die Menschheit glauwe, Herr Nessius..."

Und Philipp Nessius schwieg und fühlte, während er die Fabrik betrat, rechts und links um sich eine geistige Leere. Ein ungewohntes Alleinsein. Es fehlte etwas. Man hatte es nicht anders gewußt, als daß man Arm in Arm marschierte in einer weltumspannenden Völkerverbrüderung. Man war eins gewesen. Und nun? Rund um Deutschland wogte das Glutmeer des Hasses...

In den Maschinensälen sausten die Riemen, schwangen sich die Räder, knirschte es an den Drehbänken, halb wie im Frieden. Es wurde noch aufgearbeitet, was da war. Absatz gab es vorläufig nicht mehr. Er war rasch mit dem Rundgang fertig und saß im Kontor und las die Berichte

seiner Auslandvertreter, die über die neutralen Staaten gesandt worden waren. Was an seinen Waren auf See schwamm, hatten die Engländer für gute Prise erklärt. Was durch Frankreich mit der Bahn nach Spanien rollte, war in Paris als National-Eigentum beschlagnahmt worden. Das Musterlager in Rußland hatte der Pöbel, nachdem er die Verwalter erschlagen, zerstört und als Beute weggetragen. Deutsches Eigentum war auf Erden über Nacht so vogelfrei wie deutsches Leben und deutsche Ehre. Es gab kein Völkerrecht mehr. Keine Kulturgemeinschaft. Kein Menschheitsgewissen. Die Steinzeit kehrte gegen Deutschland wieder. Er stand auf. Er fuhr sich über die Stirne. Wie anders war die Welt vor sechs Wochen? Wie anders bin ich?... Und was bin ich jetzt...?

Und er sagte sich: Von dem, was ich denke und glaube, davon gebe ich nichts her. Das bleibt mein. Aber es wird mehr. Es kommt etwas dazu. Es wächst vor mir aus der Erde. Ungeheure, unbekannte Dinge steigen auf. Ich werde reicher an ihnen. Ich fühle es und fasse es doch nicht. Es ist zu groß. Es kämpft noch. Ich kann nichts tun, als es erleben. Ich habe mein Leben lang nichts anderes getan, als an das zu glauben, was ich in mir erlebte...

„Wie oft hab' ich schon, seit ich auf der Welt rumlauf', für die Freiheit geredet!" sagte er am Abend zu seinem aus Karlsruhe herübergekommenen Bruder Louis, dem Professor am Polytechnikum. „Hundert Volksversammlungen langen nicht! Und die Freiheit war halt die Freiheit! Und Punktum und Streusand drauf. Und weiter

nix! Gut! Aber jetzt giebt's auf einmal über Nacht eine zweite Freiheit, an die keiner gedacht hat, weil ein jedes geglaubt hat, die ist selbstverständlich: die Freiheit nach außen!"

„Achthundert Millionen Menschen sind gegen uns, Philippche!"

„Und zwei Freiheiten kann's doch eigentlich nicht geben. Es hat nur eine! Die von außen und die von innen gehören zusammen. Und wer die eine will, der muß auch für die andere eintreten! Das ist das, was ich jetzt dazu gelernt hab', Louis! Verlernt hab' ich nix!"

„Das glaub' ich Dir!"

„... und ich möcht' nur, es täten's die andern auch alle lernen!"

„Sie tun's ja!"

„Gottseidank! Was hilft mir die schönste Freiheit daheim, wenn mir unterdeß der Ruß seine Lanze durch den Bauch sticht? Was nutzen mir die Menschenrechte zu Haus, wenn mir die Menschenfresser draußen an die Gurgel springen? Erst müssen denen die Köpf' verschlagen werden! Nachher sehen wir weiter!"

Fern rollte über die Nonnenbacher Brücke wieder ein Militärzug. Undeutlich zeichneten sich vor dem Abendhimmel die gespenstigen Umrisse des Kriegs. Vierzig Fuß lange stählerne Lindwürmer. Zerlegte und verhüllte Mammuts von Mörsern, gebuckelte, finstere Panzerkäfer von Kampfautomobilen, riesige ruhende Tauben unter dem Leinwandplan, kleine Minenhunde. Die Scheiben klirrten. Und Philipp Nessius dachte: Auch die Scheiben unserer

Seelen. In die fällt jetzt ein fremdes rotes Licht von außen, ein Schein von Brand und Blut.

„Wer hätt' je geglaubt, daß man das Zeug da drüben würde brauchen müssen?" sagte er. „Und was täten wir jetzt ohne das? Und umgekehrt: Wie oft haben sie Dir schon in Karlsruhe von mir gesagt: Wer hat blos den unnützen Mann da unten in Nonnenbach erfunden? Jetzt werd' ich ihnen zeigen, daß ich auch zu was gut bin!"

„Das bist Du schon, Philipp!"

„... und wenn man sich in Deutschland auch zehnmal im Tag hat die Scheelsucht anärgern können und aus der Haut gefahren ist und die Wände hoch geklettert — jetzt heißt's in die Fäust' gespuckt und geschaut, daß wir Deutschland in der Höh' halten — wir alle beisamme! Und ich mit! Willst Du schon fort, Louis?"

„Ich muß heim nach Karlsruhe! Du — da haben sie gerade, wie ich fortging, die Fahnen herausgesteckt. Ein Sieg in den Vogesen! ..."

„Von wem denn?"

„Es dürfen ja keine Namen genannt werden. Aber es ist das 500. Armeekorps, das Korps Lüdiger. Der steht dort drüben. Das weiß ich!"

„Ich auch, Louis!"

In dieser Nacht schlief Philipp Nessius wenig. Immer wieder klirrten leise die Scheiben. Klirrten eine Mahnung: Deutschland in Not. Vor Tau und Tag stand er auf. Draußen war die Welt feucht, kühl und grau, einer jener Herbstmorgen, in denen die Rheinebene dem glich, was sie in Urzeiten gewesen, einem weiten, von der Nordsee

hereinflutenden Meer, nur daß jetzt der stille Spiegel da unten nicht Wasser, sondern milchweißer Nebel war. Von den Hügeln hinter Nonnenbach konnte man ihn endlos übersehen. Da oben war die Luft schon klar. Vogesen und Schwarzwaldhöhen standen in goldenem Brand. Der Himmel wurde rasch tiefer blau. Lichtbahnen woben sich in die zähen Schwaden der Ebene, lösten sich in treibende Nebelbänke auf. Plötzlich lag in der Tiefe das Land mit seinen braunen und grünen Schachbrettern der Felder, den weißen Bändern der Straßen, den Hunderten von Dörfern und Kirchtürmen. Ihre Glocken läuteten. Riefen zum Arbeitssegen an Pflug und Ambos, an Schraubstock und Richtplatz, als sei kein Feind in der Welt. Aber durch die stille Luft wehte von ferne das dumpfe, wohlbekannte, unsichtbare Schüttern, als pochte eine Riesenfaust an Deutschlands Tor: Mach' auf! Ich bin da.

Ich bin wieder da — Ich, der ich Heidelberg und sein Wunder, das Heidelberger Schloß, in Asche legte, ich, der ich im flammenden Speier die Gebeine der deutschen Kaiser aus ihren Grüften riß, ich, der ich am Rhein und Neckar in einer Nacht hundert Brandfahnen von Dörfern zugleich aufsteckte, ich, der ich auf die Schutthaufen und Leichenhügel der Kurpfalz mein „Heidelberga deleta" prägen ließ, ich, Melac, der Mordbrenner — wir alle sind wieder da und diesmal bringen wir alles mit, was auf Erden morden kann!

Und Philipp Nessius frug sich: Warum sehen wir das alles erst jetzt, wir Deutschen alle in unserem ewigen Kampf und Lärm gegeneinander? Warum öffnet sie uns Deutschen

allen erst jetzt die Augen, die heilige Not? Die Not der bösen Nachbarschaft seit Jahrhunderten? Die Glocke unten klang, und er, der nie in die Kirche unter diesem Turm ging, er faltete die Hände vor der Heimat, als sei sie ihm heute vom Himmel neubeschert, und sagte sich: Ja. Ich bin Du und Du bist ich. Und keiner soll Dich mir rauben. Und fühlte: Diese Liebe zu Deutschland war ihm nicht eben erst geworden — die hatte er immer besessen. Nun hieß es erwerben, was man besaß.

Auf dem Gebäude des Generalkommandos zwischen der Moltke- und Bismarckstraße in Karlsruhe wehte noch die Reichsfahne zur Feier des Siegs des Generals von Lüdiger in den Vogesen. In einem der Zimmer saß, den Arm in der Binde, der Rittmeister Nessius von den Nattweiler Ulanen über seinen Akten. Er war während der Mobilmachung eine Sehenswürdigkeit der Stadt gewesen. Gleich am ersten Tag war er hinaus, am zweiten auf tollkühnem Patrouillenritt unter sein erschossenes Pferd zu liegen gekommen, am dritten schon leicht verwundet in Karlsruhe. So hatte er, während eben erst die Mannschaft zu den Fahnen strömte, schon als Bote des Kriegs im Frieden dagestanden, umdrängt und umstürmt von den Fragen, und sehnte sich jetzt wieder hinaus, wenn er dies fingergliedlange, französische Zuckerhütchen aus Messing sah, das sie ihm aus den Muskeln des Oberarms gezogen und das ihm jetzt auf dem Schreibtisch als kleiner Briefbeschwerer diente. Er spielte damit, das Einglas in dem glattrasierten Gesicht, während er kurz zu Philipp Nessius sagte:

„Also, was soll's! Viel Zeit hab' ich nicht!"

„Mit möcht' ich ..."

„Hinaus?"

„Sobald wie möglich!"

„Donnerwetter ..." Der Rittmeister stand langsam auf. „Laß Dich 'mal anschauen: Bist Du der Philipp oder bist Du's nicht?"

„... 's ist schon der rote Philipp! Der wird auch nicht anders ..."

„Und trotzdem? ... Also Bravo! So gefällst Du mir ..."

„Wahrscheinlich zum ersten Mal ..."

„Offen gestanden, ja! Na komm'! Da bring' ich Dich gleich vor die rechte Schmiede ... Herrgott — heut hat's ja hier einen Nessius nach dem andern! Schau' mal an: der Onkel Jean ..."

Auf dem Flur stand der Geheime Kommerzienrat und Hauptinhaber der Oberrheinischen Messing- und Kupferwerke A. G. Jean Nessius aus der Pfalz. Man sah dem hohen und stattlichen, graubärtigen und, wenn er wollte, sackgroben Mann schon äußerlich das Selbstbewußtsein des Großindustriellen, des Handelsrichters, des Mitglieds der Karlsruher ersten Kammer an, der im ganzen Musterländle ebenso bekannt war, wie sein weitläufiger Neffe Philipp. Die beiden standen sich wie Katz und Hund. In den Spalten ihrer Zeitungen befehdeten sie sich gegenseitig seit Jahren als Schädlinge am Gemeinwohl. Auf der Straße grüßten sie sich nicht. Um so erstaunter war Philipp Nessius, daß der Millionär, im Vergleich zu dessen Riesenbetrieb seine eigene Maschinenfabrik nur ein Benjamin war, bei seinem Anblick erfreut zu dem General an seiner Rechten sagte:

„Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt! Da haben wir den Verbrecher, Exzellenz! Komm' bei, Philipp! Laß Dich bekannt machen! Wir brauchen Dich wie's liebe Leben!"

„Das ist's Allerneueste!"

„Gelt! Herrgott — so wart' doch! Will einem der Mann davonspringen, als ob's brennt!"

„Es pressiert mir auch, daß ich mich als Kriegsfreiwilliger meld'!"

„Halloh! Hebt ihn! Dageblieben!"

„Du wärst mir grad' der Rechte, mich zurückzuhalten, Onkel Jean!"

„Justement ich, Alterle! Wenn ich Dir was sag', dann kannst Du schon Gift darauf nehmen, daß ich's nicht tu', weil ich soviel Pläsir an so 'nem Wühlhuber hab' ..."

„... ha — meinst Du, ich an Dir ...?"

„... sondern weil es sich da um Deutschland handelt, mein lieber Philipp ..."

Es war eine Sekunde Stille. Der General sagte:

„Wir wollen lieber etwas in die Ecke treten — nicht?"

Dort schüttelte Philipp Nessius den Kopf.

„Deutschland? ... Ich will ja helfen und mit 'raus!"

„Aber hier kannst Du Dich viel nützlicher machen ..."

„Nix da ..."

„Da wirst Du gar nicht gefragt. Da mußt Du einfach! Jetzt hat keiner mehr seine Mucken im Kopf. Jeder hat zu parieren, wenn's nötig ist. Auch hinter der Front. Verstanden?"

„Hier habt Ihr doch keine Freude an mir!"

Der General lachte.

„Sie können uns hier sehr viel Freude bereiten, Herr Nessius! Gerade ein Mann wie Sie . . ."

„Als Volksmann? . . ."

„Nein, das nicht. Aber als einer unserer rührigsten und energischsten Fabrikleiter im Land. Dafür sind Sie nämlich auch bekannt!"

„Was ist denn los?"

Der Geheime Kommerzienrat beugte den mächtigen Graukopf gegen die braune Wange seines Neffen und sagte ihm etwas ins Ohr. Er sprach flüsternd und eindringlich längere Zeit. Als er geendet, war Philipp Nessius' Antlitz tief ernst.

„Und das ist auch Ihre Meinung, Exzellenz?"

„Ich kann Ihnen nichts anderes sagen, als der Herr Geheimrat! Ich, als Militär, bitte Sie: Bringen Sie das Opfer — wir wissen, daß es ein Opfer ist — nicht in das Heer einzutreten, wenigstens vorläufig nicht, sondern sofort nach Nonnenbach zurückzukehren und Munition für das Heer zu erzeugen!"

„Tu' es, Philipp!" sagte der Rittmeister und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Du hast leicht reden, mit Deinem Arm in der Schlinge!"

„Marsch retour nach Nonnenbach!"

„Schrei' doch nicht so, Onkel Jean!"

„Denk' jetzt nicht an Dich, sondern an die Granaten, die Du uns machen sollst!"

„Wir werden Sie in den nächsten Tagen in Nonnenbach besuchen, Herr Nessius, und dann alles Nähere mit Ihnen besprechen!"

Philipp Nessius hatte das Generalkommando hinter sich. In der Kaiserstraße, in die er einbog, war das Gewimmel der Mittagsstunde. Er ging hindurch, in der Richtung nach dem Durlacher Tor. Von der Karl-Friedrich-Straße her kam ihm jemand entgegen, bei dessen Anblick sein ernstes und in Gedanken verlorenes Gesicht sich erhellte. Er und Christiane von Lüdiger schüttelten sich erstaunt und freundschaftlich die Hand. Es wunderte sie immer wieder, daß sie sich durch Zufall jede Woche ein, zwei Mal zur Mittagszeit auf der Kaiserstraße trafen. Er schloß sich ihr an.

„Sind Sie auf dem Weg zur Suppenküche?"

„Punkt Zwölfeinviertel hebe ich die Kelle und schöpfe los!"

Ihr zartes und keckes Gesicht war frisch und belebt. Die glänzenden blauen Augen sahen befriedigt das Spiel der Fahnen im Wind.

„Das ist nu Papa! Er macht's! Finden Sie nicht? Gott — die standen ja in Potsdam beinahe Kopf vor Freude, wie die Depesche kam, er solle das 500. Korps übernehmen! Und ich hier mit!"

„Und wann gehen Sie nach Potsdam zurück?"

„... nun bin ich 'mal hier, seit ich Hals über Kopf mit Adda Flühen aus Nattweiler abgeschoben worden bin. Gott weiß, ob ich mich anderswo so nützlich machen kann, wie hier in der Suppenküche. Zur Krankenschwester hab' ich nu 'mal keinen Mumm!"

„... und bleiben hier?"

„Na — ich denke. Anfangs war den Leuten hier meine

Art ja gräßlich! Aber nun haben sie sich schon an mich gewöhnt ..."

„Dabei arbeiten Sie scheint's für Drei?"

„Tu' ich auch! Mir gefallen die Leute hier jetzt auch famos! Wir sind ein Herz und eine Seele! Allgemeine Verbrüderung! Ich bin nun 'mal das Fräulein Lüdiger! Adel einfach abgeknöpft! Schadt nichts! Macht mir Spaß!"

„Da schau' 'mal her!"

„Und wenn das Volk gesättigt ist, essen wir alle zusammen an einem Tisch: Eine Geheimratstochter, eine Tochter von dem Metzger, der uns das Fleisch liefert, eine Studentin aus Freiburg, unsere Buchhalterin und eine junge Kaufmannsfrau, deren Mann im Krieg ist — na und ich, kurz, 'ne tolle Blase ..."

„Und da fühlen Sie sich wohl?"

„Äußerst! Ich sag' selbst manchmal: ‚Kinder, lacht nicht! Das schickt sich nicht im Krieg!' Aber wenn uns das Sabinche immer wieder versichert, sie wär' e besseres Mädche ..."

Jetzt mußte er über ihre Versuche, Pfälzisch zu sprechen, lachen:

„Wer is denn selles Sabinche?"

„Die Tochter von dem Bierwirt, dem wir den Saal abgemietet haben! 'ne Zierliese! Aber sonst ein ganz brauchbares Kerlchen!"

„Sehen Sie, daß das Volk nicht beißt?"

„Großartig ist es! Die gute Flühen, mit der ich zusammenwohn', ist des Abends immer paff über meine

Ansichten. Na ja, die kommt ja selbst nicht unter die Leute. Die sitzt in der Pension und zittert für ihren Mann. Ich hab' schließlich auch meinen Vater drüben. Und die Eichicke ihren Mann. Unsere ganze Clique von Flüchtlingen aus dem Elsaß. Wenn einem von unseren Männern was passiert, dann machen wir's wie die Nessius und fahren über den Rhein und holen ihn uns! Das haben wir schon beschlossen!"

„Dürfen Sie denn das?"

„Ach — uns läßt man schon durch!"

Uns — uns Offiziersdamen. Da war wieder die Kaste. Seine Züge verdüsterten sich unwillkürlich. Sie bemerkte es nicht. Sie hatte einem Extrablattverteiler eine Nummer entrissen und schwang sie wie eine Fahne über dem Kopf.

„Hurrah! Vater hat noch zweitausend gefangen! Und elf Maschinengewehre! Ich sag's ja: er macht's!"

Sie schien ihm so schön, wie sie schlank und blond und hoch dastand, in ihrem weißen Kleid und in ihrer strahlenden Begeisterung, daß er den Anflug von Entfremdung vergaß.

„... und dabei hat er's doch weiß Gott nicht leicht!" sagte sie. „Mit dem bißchen, was sie den Herren da unten lassen!"

„Wieso?"

„Na — wegen der kolossalen Truppenverschiebungen ..."

„Davon weiß ich nichts ..."

„Es geht doch Tag und Nacht alles, was Beine hat, hinauf nach Norden!"

„In den Zeitungen stand davon noch keine Zeile!"

„Na, das hört man doch so ...“

Christiane von Lüdiger sagte das arglos. Sie, die Generalstochter, jede kleine Leutnantsfrau stand mit der Armee in Verbindung. Eine Offiziersdame erzählte es der andern. Aber er fühlte wieder die fremde Welt. Sie legten stumm die letzten Schritte bis zur Volksküche zurück. Dort wollte er sich förmlicher, als er sie begrüßt, von ihr verabschieden und wiederholte dann doch plötzlich:

„Also Sie bleiben hier?“

„Ja doch! Was haben Sie davon, Herr Nessius? ... Sie rücken ja doch nächstens aus!“

„Nein. Ich melde mich noch nicht!“

Er sah die Enttäuschung des Soldatenkinds auf ihren klaren Zügen und beeilte sich, hinzuzufügen:

„Man erlaubt es mir nicht! Man braucht mich hier!“

„Wer denn?“

„Die Regierung!“

„Sie und die Regierung ... Nun hört aber alles auf!“

„Nicht wahr? Das ist eine Zeit der Zeichen und Wunder. Berg und Tal und Feuer und Wasser kommt zusammen und versteht sich und verträgt sich: die Regierung und ich! Und Sie und ich ...“

„Ach, wir ... Was will denn die Regierung von Ihnen?“

„Eine sehr wichtige Sache! Exzellenz von Ortner hat sie mir eben persönlich eröffnet! Ich muß mich fügen. Sonst wäre ich kein guter Deutscher!“

„Oh ... Exzellenz von Ortner ... Ja, dann natürlich ...,“ sagte Fräulein von Lüdiger. Mit diesem Wunsch von oben war für sie alles selbstverständlich und in Ordnung.

„Und ich werde jetzt noch häufiger nach Karlsruhe herüber müssen als bisher! Da sehen wir uns hoffentlich bald wieder einmal ...“

„... wenn es sich gerade zufällig so trifft ...“

„Ach ... auf der Kaiserstraße begegnet man sich in Karlsruhe ja immer!“

„Nicht wahr? Das ist zu komisch in so kleinen Residenzen!“

„Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen! Herrgott — ich muß machen ... Sonst komm' ich zu spät!“

„Ich auch!“

Philipp Nessius fuhr nach Nonnenbach zurück und sagte dort zu dem alten Wehrle und den anderen Werkmeistern, die in der Fabrik um ihn standen:

„Horcht 'mal, Ihr Männer: Ich muß mich jetzt auf Euch verlassen, wo so viele eingelernte Arbeiter schon weg sind und die andern auch nur noch die längste Zeit hier!“

„Oh mei', Herr Nessius: Für das bische, was als noch zu tun is ...“

„Es giebt arg viel zu tun, Wehrle ...“

„Ha — wo denn?“

„Mehr zu tun, als die Fabrik je geschafft hat, so lang sie steht ...“

„Was pressiert denn so?“

„Das werdet Ihr schon sehen! Es wird ununterbrochen Tag und Nacht durchgearbeitet! Auch Sonntags!“

„Ach Du liebe Zeit ...“

„Doppelte Schicht! Dreifache, wenn's geht. Jetzt nur Leut' bei!"

„Ja, woher denn nehme und net stehle, Herr Nessius? Die Männer sind ja fort ..."

„Da lernen wir die Fraue und die Mädche an ... Die Rentenempfänger müssen bei! Die Bube! Jeder kann helfen! Ich schenk' keinem 'was ... Und jetzt vorwärts, Ihr Krischer, wie's Dunnerwetter!"

„Wenn Sie sage: 's muß sein! — Herr Nessius — no muß es sein!"

„Gelt, Wehrle?"

„... und wenn Sie sage: 's geht! — no geht's!"

„Also nix wie los! Meint Ihr, wir brauchen uns immer blos von dem Franzos Bombe auf die Köpfe werfen zu lassen? Jetzt machen wir selber welche! Heut Nacht wird alles in die Ecke geräumt, was im Weg ist. Die Maschinensäle leer wie zu 'ere Hochzeit! Und von morgen ab zeigen wir, was wir können!"

8.

Oh — verwundet, mein Braver?"

„Ich glaube nicht, mein General! Für mich gießen die Preußen keine Kugel!"

„Von wo kommen Sie?"

„Von der Nonnenbacher Brücke! Sie sind dort auf der Hut!"

Der Leutnant Guy Diano war aus seinem angesplitterten und in den Tragflächen ein paarmal durchschossenen Farman zu Boden geklettert. Hinter ihm halfen sie dem Beobachter heraus, dessen linke Kopfseite von dem Schläfenhaar bis zur Schnurrbartspitze dunkelrot von Blut war. Drüben im Osten ragte plump der Klotz der alten Zitadelle über den Perches. Die vielen französischen Offiziere standen auf freiem Felde inmitten des äußeren Verteidigungsgürtels jenes Massenbollwerks von oberirdischen Wasserstauwehren und unterirdischen Betonstädten, das Belfort hieß.

„Leider sind sie auf der Hut!" sagte der General-Kommandant des Sektors. Er war klein, mit goldenem Zwicker und weißem Knebelbart. Hinter ihm, dem Marquis de l'Iron de l'Isle, dem Mann der Messe und des Glaubens, drängte sich das verschnürte Schwarz der Jacken und die goldenen Tressen am Käppi, das Himmelblau

und Krepprot und Schieferblau der Offizierstypen der französischen Armee, der St. Cyriens, der geschulten Köpfe, und der ehemaligen Sous-Off's, der im Kommißdienst Ergrauten, aber hier, wo es drüben in den Höhen und Tälern ununterbrochen von Alt-Pfirt bis zum Rhein-Rhône-Kanal donnerte, einer wie der andere in der Gleichheit der Waffen der Republik.

Guy Diano lachte und holte aus seiner Tasche ein zu einem unförmlichen Pilz gestauchtes deutsches Infanterie-Geschoß hervor.

„Bis zu meinem leeren Geldbeutel ging die Kugel, mein General! Da bekam sie Angst und machte Halt!"

„Ah — lassen Sie sehen!"

„Parbleu! Sie schlug ihm von unten durch die Maschine!"

„Sie hat ihm Stiefel und Gamasche geschlitzt ..."

„... und die Hosennaht an der Seite aufgetrennt!"

„Das nenne ich Chance!"

Nebenan hatten sie den Beobachter auf einen Stuhl gesetzt. Der dicke Médecin-Aide-Major Nadal wusch ihm ziemlich brutal mit einem Schwamm das Gesicht. Der Capitaine Lombard von der 2. Groupe d'aviation in Rheims prüfte unterdessen mit dem Mechaniker in Eile den Motor.

„Sapristi! Die Düse ist gestreift. Die Conus-Nadel des Schwimmers schwach verbogen. Es ging um ein Zehntel eines Millimeters!"

Noch nicht Sandkornbreite zwischen Leben und Tod. Der Leutnant Diano dachte über derlei hinterher nicht nach.

Er sagte, breitbeinig dastehend, mit einem verwegenen Lächeln auf seinem braun gebrannten, leichtsinnigen Gesicht, während er sich eine Zigarette unter dem aufgedrehten schwarzen Schnurrbärtchen anzündete:

„Was ich gegen die Nonnenbacher Brücke erreicht habe, mein General? Sehr einfach: Nichts!"

„Potzdonner! Das ist nicht allzuviel, mein Lieber!"

„Es ist dort nichts zu machen. Ich gebe es auf!"

„Schade, da Sie gerade diese Gegend überm Rhein so gut kennen!"

„Ich kenne auch das linke Ufer, mein General! Wenn ich auch selbst Provençale bin, so bin ich doch kein Fremder im Elsaß. Meine Schwester ist ja seit Jahren in Straßburg verheiratet!"

„Diese unglückliche Frau — ist sie noch dort?"

„Sie ist seit Kriegsausbruch in Paris und pflegt die Verwundeten Frankreichs!"

„Ah — sehr gut! Meinen Glückwunsch an Madame! Nun — und weiter?"

„Ich hatte einen Gedanken vorhin beim Rückzug, als diese Maschine unter mir betrunken zu werden anfing . . ."

„Lassen Sie hören!"

„Nicht hier, mein General!"

„Kommen Sie, mein Braver!"

Der Marquis faßte den Leutnant kordial unter den Arm und führte ihn beiseite. Es war die seltsame Mischung zwischen Vertraulichkeit und Barschheit im französischen Heer, das Erbe des Lagerlebens der Großen Armee, so

wie vor der Front der drüben aufmarschierten Kompagnie der Hauptmann unbekümmert Arm in Arm mit einem seiner Unteroffiziere auf und ab promenierte. Inzwischen bückte sich der dicke Dr. Nadal schnaufend über den verletzten Beobachter, der mit seinem frisch unter das Kinn gesteckten weißen Tuch auf dem Rohrstuhl vor ihm saß, als ob er rasiert werden sollte.

„Pah — das ist eine Kinderei! Eine leichte Quetschung. In acht Tagen sind Sie heil!"

„Der Motor auch!" erklärte der Capitaine Lombard und rieb sich mit einem Grasbüschel den schwarzen Ölruß von den Fingern.

„Und bis dahin?"

Man schwieg und wartete, bis der General und der Leutnant Diano von ihrem Zwiegespräch beiseite zurückkamen. Der kleine Marquis de L'Iron de l'Isle war sehr aufgeräumt. Er klopfte dem andern auf die Schulter.

„Teufelskerl! Das nenn' ich eine Idee! Man wird es ungesäumt nach Paris melden!"

„Warum nicht ich selbst, mein General?"

„Hein?"

„Bis diese beiden da, der Farman und dieser gute Germain mit seinem dicken Auge, geflickt sind, habe ich dort am Rhein nichts zu suchen. Ich vertrau' mich nicht gern fremden Passagieren und Maschinen an!"

Der General-Kommandant wechselte einen Blick mit seinem langen hageren Chef d'État-Major, dem Generalstäbler. Er behandelte Meisterflieger gleich diesem Diano wie ein rohes Ei. Heitere Laune — das war der Lebens-

nerv der Armee Frankreichs. Und er las in den schwarzen Augen drüben die Sehnsucht nach drei Tagen Paris.

„Nun gut! Reisen Sie!“

„Ich reise durch die Luft, mein General!“

„Ah — Sie sind ... Genug! Wie ist's, Capitaine?“

„Ich bin bereit!“ meldete der Beobachter Lombard von den Rheimser Fliegern.

„Was wollen Sie? Man muß diesen Schlingel in guter Stimmung erhalten! Er ist es wert!“ sprach der kleine Marquis zu seinem langen Generalstäbler und schaute über den Zwicker auf der scharfgebogenen Nase hinüber nach dem Flugplatz. Dort schoben die Rothosen in Haufen den knatternden Riesenvogel über das Gras, sprangen jäh zur Seite, als der Leutnant Diano vorn auf dem Führersitz warnend den rechten Arm hob, und jener rannte davon und stieg steil in die Höhe und dachte sich, indem er den Boden unter den Füßen verlor: Ich bin heute Abend in Paris! Ich werde Zeit haben, mit Colette zu soupieren ... Oder mit der blonden Jeannette ... Und während er gewohnheitsmäßig seine Handgriffe betätigte, summte es ihm vergnüglich im Kopf, dieser Trällerreim der Singspielhallen:

„Et j'aurai de cette façon
Jeanne, Jeannette et Jeanneton!“

Er flog durch den milden blauen Septemberhimmel dahin, den erloschenen Zigarrenstummel schief im Mundwinkel, anzuschauen wie ein leichtsinniger, bebrillter Nordpolfahrer, einen dicken Schal noch über den schwarzen Sturzhelm geknotet, und in den Wirbeln des durchschnittenen

Luftmeers zogen rechts und links die schwarzen und braunen und blonden Köpfchen mit, die Erinnerung an all die kleinen Frauen in aller Herren Ländern, bei denen er seinen Unterricht in allen Sprachen genommen . . .

In Nonnenbach hatten sie dumme Augen gemacht, als er von Kren und Marillen und Fisolen redete. Ja was konnte er denn dafür, daß die Mali, bei der er einst sein Deutsch gelernt, halt ein Mädel vom Naschmarkt in Wien war? Juanita — ah, die sprach dafür ein edles Kastilianisch. Sie war ein echtes Kind Madrids, wie eine Sennorita. Wenn sie auch die Woche über draußen im Flußbett des Manzanares die Wäsche auf den Steinen in Fetzen klopfte — am Sonntag Nachmittag trug sie die schwarze Spitzenmantille über dem schwarzen Kopf und eine rote Nelke über dem rechten Ohr und hielt sich so gemessen wie die Gattin eines Granden.

Und Paolina — die Venetianerin, mit ihren Nonnenaugen und klappernden Pantöffelchen! Der Lido rauschte. Man lachte und küßte und hielt die Augen offen. Es gab manches zu sehen zwischen dem Löwen von San Marco und der Piazza Grande von Triest . . .

Und das Sannchen von Nonnenbach. Das war die letzte gewesen. Nein. Nicht die letzte! Der Leutnant Diano lächelte sehnsüchtig im rasenden Sturmwind der Fahrt. Er liebte diese Feindin. Kein deutsches Gretchen! Nein! Beinahe so wie man in Paris in der Großen Oper die „Valkyrie“ gab — groß, blond und schlank und auch hoch zu Pferde und auch das Kriegerische in den blauen Augen. Ein Kind der Kriegerkaste ihres Landes.

„De Lüdigér“ ... Er hatte den Namen nicht vergessen. Man hörte ihn oft genug, seitdem ihr Vater da hinten in den Vogesen seine Schlachten schlug.

Die Schlachten. Der Krieg. Plötzlich wurde sein Gesicht entschlossen und finster. Mit einer Schulterbewegung scheuchte er Paolina und Sannchen, Mali und Juanita ins Nichts zurück. Da unten auf der braun zertrampelten, von unzähligen weißen Kalksteinsplittern übersäten Erde Frankreichs wohnte der Krieg. Er wohnte in vielen Tausenden von unregelmäßig verteilten großen und kleinen Erdtrichtern und zwischen Hunderten von schwarzgebrannten, oben offenen Mauervierecken einstiger Häuser. Er saß auf geköpften Kirchtürmen und den abenteuerlichen Stummeln weggefegter Wälder, er kauerte in dem gähnenden Gewirr aufgedeckter Maulwurfshaufen, die sich über Hügel und Täler endlos nach Osten und Westen in die Weite zogen.

Diese Gräben waren leer und verlassen, solange das Flugzeug südlich der Marne der sinkenden Sonne nach und auf Paris zuschoß. Nur die letzten roten Mohnstreifen blinkten da und dort noch auf den Feldern. Gefallene Franzosen, die die Massengräber noch nicht aufgenommen. Ihre stillen deutschen Gegner erkannte man in ihrem Feldgrau von oben nicht.

Aber was war da? Der Leutnant Diano gab in dem betäubenden Lärm der Flugmaschine dem Capitaine Lombard einen stürmischen Wink, nach unten zu schauen. Da unten lebte die Erde Frankreichs, von langen schwarzen Fäden, die wie die Prozessionen von Wanderameisen

beharrlich über Hügel und Täler nach Norden krochen. Es gab Hunderte solcher Fäden der marschierenden Infanterie. Von Geschützen. Immer neue Heerwürmer von Kolonnen spannen sich von Süden heran. Lange Reihen grauer Käfer rollten im Gänsemarsch an ihnen vorbei. Die Automobile! Staubschlangen liefen seitwärts, rascher als die bedächtigen Raupen auf den Heerstraßen. Die Reiterei im Trab zum fernen Schützengraben. Weiße Dampfwirbel in der Luft über den Eisenbahnlinien. Hunderte von Lokomotiven vor Hunderten von Zügen. Sie fuhren mit kaum fünfzig Schritten Abstand auf beiden Geleisen zugleich in derselben Richtung nach Norden. Alles nach Norden.

Es war die Fliegerstunde. Die Schummerzeit um Sonnenuntergang. Den ganzen Tag hindurch war das herbstliche Luftmeer kaum von einer milden Brise belebt gewesen. Jetzt war es ganz stille. Der Leutnant Diano brauchte seinem Vogel mit dem stählernen Körper und den Holzrippen und den Leinwandschwingen nur den Weg freizugeben, so schoß der wie aus eigenem Willen jenem scheinbar aus Spinnweb gewobenen, unwahrscheinlich hoch aus der Dämmerung der Erde sprießenden Gebilde zu, dem Wahrzeichen von Paris, dem Eiffelturm.

Ach was, Paris! ... Ach was, Colette und Jeannette! Guy Dianos schwarze Augen spähten hinter der schwarzen Brille nach Norden ... Bei Paris ging eine Sonne unter. Aber dort drüben im Norden sanken Dutzende von Sonnen in einem blutigen ineinander lohenden Weltbrand an den Ufern der Aisne. Die vielen Abendsonnen

waren die flackernden Dörfer und flammenden Städtchen. Ungeheure schwarze Rauchwolken wälzten sich wie Gewitter darüber. Weißer Qualm stand grimmig geballt über den Hügeln. Viele kleine Wattebäuschchen sprenkelten den blaßblauen, libellendurchsummten Himmel, der sich gegen den Horizont hinab blutig zu färben schien von Glut und Wut des Völkerringens zwischen der Oise und den Argonnen.

Der Leutnant Diano wäre am liebsten mit nach Norden, in das Getümmel hinein, geflogen. Er wandte den vermummten Hitzkopf mit einer leidenschaftlichen Bewegung zu dem ungeheuren Bild der nächtlichen Schlacht. Sein Herz hämmerte bei diesen phantastischen Lichtspielen der Dunkelheit — diesem kurzen blitzartigen Zucken von Feuerschlangen, diesen bläulich hell irrenden Mondbahnen der Scheinwerfer, diesen jäh aufschießenden Raketen mit grünem und weißem Feuerwerk am rötlichen Widerschein des Himmels, diesem scheinbar ganz nahen friedlichen Purpurgezüngel von Hirtenfeuern, die in Wirklichkeit lodernde Dörfer in zehn Stunden Weite waren.

Man hörte nichts von dem Donnergrollen der Nachtgewitter unten. Die Maschine knatterte viel zu stark. Guy Diano umsteuerte schon mitten im Dunkeln das gefährliche Steinmeer von Paris, kreiste ein paarmal unsicher summend und brummend über den roten und grünen Irrlichtern des Landungsplatzes, die er mit seinem kleinen Scheinwerfer oben suchte, und ging dann entschlossen in das Schwarze hinunter. Während er den Motor abdrosselte, hörte er in der jähen Stille den besorgten Ruf seines Begleiters:

„Sie werden uns auf den Kopf stellen!“

„Kann sein, mein Herr!“

„Vorsicht ... Vorsicht ... dort sind Bäume ...“

„Eh — ich bin der Pilot!“

„Aber mein Genick gehört mir ... Vorsicht ... zum Teufel ...“

Jawohl ... damit mir Colette inzwischen fortläuft, dachte sich Guy Diano, sah plötzlich den Boden und setzte das Fahrzeug glatt auf ihn hin.

Es gab da oben auf dem Montmartre, wenn man die steile Märtyrergasse hinter sich hatte, zwischen Sacré-Cœur und dem Kirchhof Inseln der Bohême, sorglos und vergnügt, auch jetzt noch im Krieg, in deren einer Colette sein mußte, wenn sie eben Colette war. Richtig, da saß sie! Aber mit einem fremden Kerl. Einem stutzerhaften, großen, breitschultrigen blühenden jungen Mann von strohblondem, französischem Normannentyp. Die Eifersucht blähte die Nasenflügel des Leutnants Diano. Er glich, während er an den Tisch trat, dem alten Kampfhahn, seinem Vater. Er musterte die Bügelfalten der taubengrauen aufgekrempelten Beinkleider, den koketten Glockenrock, die dreifach geschlungene schwarze Vatermörderbinde des Unbekannten und sagte, die Zigarette zwischen den Zähnen:

„Ich beglückwünsche Sie, mein Tapferer! Sie kommen aus dem Schützengraben?“

„Oh — Guy!“

„Still, Colette! ... Mein Herr, ich verneige mich vor Ihnen! Sie sind einer der Helden Frankreichs. Ihr Gesicht wird bleich. Wo sind Sie verwundet, mein Braver?“

„Ah, mein Herr! Das ist stark!"

„Guy ..."

„Auf dem Weg hierher sah ich viele Hunderte Ihresgleichen! Was treibt Ihr hier hinter der Front — Ihr alle, hein? Warum sieht man Euch nicht, wo man die Pickelhauben sieht?".

„Auch ich diene dem Vaterland!"

„Wo?"

„Ich bin hier unabkömmlich in der Registratur der Staatsmanufakturen im Ministerium der Finanzen ..."

„Mein Herr ... Sie sind ein Feigling!"

„Guy ... um Gottes willen ... sein Vater ist Minister. Der Minister Perrot!"

Der Name des berühmten Pariser Rechtsanwalts und Kammerredners stimmte Guy doch nachdenklich. Er zuckte verächtlich die Achseln.

„Sehr gut! Der Vater flieht nach Bordeaux. Der Sohn nach Paris. Mein Gott ja: für diese Leute schlägt man sich! Mein Herr, ich ziehe mich zurück!"

Draußen auf der Straße wartete er und dachte: Der Bursche wird mir nachgehen und meine Karte fordern! Aber niemand kam. Da fuhr er im Auto hinunter auf die inneren Boulevards. Die waren immer schmutzig gewesen, aber jetzt waren sie schmutziger denn je. Sie waren abends immer dunkel gewesen, aber jetzt lagen sie halb in Nacht, aus Furcht vor den Zeppelinen. Sie hatten immer von schlecht angezogenen Menschen gewimmelt. Aber jetzt war es, als seien alle die Reichen und Drohnen der Seine geflüchtet und nur das Volk übriggeblieben,

das Volk in einem unbestimmten schattenhaften Vorbeigleiten und Stimmenmurmeln, viel englische Laute dazwischen.

Also Colette ist tot! Es lebe Jeannette! Die blonde Jeannette! Nichts leichter als sie in der kleinen eleganten Taverne im Seitenwinkel der Boulevards zu finden, wo man auf langen Polsterbänken nebeneinander hinter den Einzeltischchen saß. Kaum einer von diesen frei. Eine schwüle parfümierte Luft voll ungewohntem Tabakrauch. All die Gentlemen in Khaki, deren Feldgelb den Raum füllte, rauchten unbekümmert. Die jungen glattrasierten Amerikaner, die als Kriegsamateure mit ihren Automobilen herübergekommen waren, hatten ebenso die Pipen im Mund. Diese kleinen Frauen, die mit ihnen saßen, ertrugen es seufzend. Sie wehten sich den Knaster mit den Fächerchen weg, die der dicke Oberkellner verteilte, und schlürften die Tisane de Maison. Champagner wie Wasser. Auf Geld kam es Old England nicht an. Old England überall ...

Auch neben der blonden Jeannette saß solch ein Tommy. Er trug einen feldfarbenen Rock und ebenso gewürfelten Schurz über nackten Knieen und eine sonderbare kleine federgeschmückte Mütze schief über dem brutalen Boxergesicht. Er hatte den Arm um Jeannette gelegt und sah hochnäsig, das Spazierstöckchen vor sich auf dem Tisch, ohne sich zu erheben, zu dem französischen Offizier empor.

„Jeannette!"

Sie sprang auf.

„Guy ... mein Freund! ..."

„Was ist es mit diesem Burschen?“

„Still, Guy! Es ist ein Lord!“

„Es ist ein ganz gewöhnlicher Sergeant von den Cameron-Hochländern!“ sagte der Leutnant Diano und ging hinaus. Es war etwas Bitterkeit in seinem leichtsinnigen Herzen. Kaum hundert Schritte entfernt hielt vor dem Cercle Militaire das Untergestell eines Autos. Der Kühler rauchte, der Motor dünstete von Ölruß. Die Reifen waren zerschlissen und bestaubt, wie die beiden französischen Offiziere selbst, die aus einer als Oberbau auf der Maschine befestigten häckselgefüllten Eierkiste stiegen. Sie waren hohläugig, unrasiert, mit dem halb leidenden Ausdruck der Spannung der Front, den auch Guy, selbst hier in Paris, nicht mehr los wurde.

„Was wollen Sie, Diano? Die Carosserie war zu schwer. Wir warfen sie in den Graben!“

„Man hat wenigstens den Sarg gleich zur Hand, wenn man fällt!“ sagte der Zweite, aus der Kiste kletternd und sich die Strohstücke von der lehmbeschmutzten Uniform klopfend.

„Wo kommt Ihr her?“

„Von Rheims!“

„Wie steht's?“

„Wir kommen nicht vorwärts. Alles vergebens. Sie stehen wie die Mauern. Und Du?“

„Eben aus diesem Stall dort drüben!“ sagte Guy Diano. „Ihr findet keinen Franzosen darin! Nur ‚Oh yes‘ und ‚no!‘ Engländer und Amerikaner! Mein Gott ja: und für dies Volk schlagen wir uns da draußen!“

Die ehemaligen Kameraden der Kriegsschule von St. Cyr trennten sich. Der Leutnant Diano schlenderte mißgestimmt und müßig weiter über die Boulevards. Er hatte keine Freude mehr daran. Keine Frau an seiner Seite. Dann war das nicht Paris. Das alles war nicht mehr Paris. Das war eine Stadt des Zwielichts und des Zweifels, des Herzklopfens und der Nerven, der Sorgenfalten auf der Stirne und zugleich des Fiebers der Hoffnung. Es hatte etwas Unbestimmtes und Fremdes, in dieser Zeppelindüsternis, dem Wehen der ersten schwarzen Trauerschleier von den Hüten der Frauen, den ungewohnten weißen Burnussen der Afrikaner in dem Gewühl des Bürgersteigs, den heiseren arabischen Kehltönen zwischen dem ewigen ‚Oh — I say‘ und ‚Well‘ baumlanger Angelsachsen. Viele Läden waren dunkel. Mit Brettern verschlagen. Die deutschen Brasserien geschlossen. Es gab finstere Strecken auf den Straßen. Dann wieder gedämpfter, fast geheimnisvoller Lichtschein, murmelnde Menschengruppen, ein Aus und Ein vor dem Portal des Zeitungspalasts der „Lumière“. Innen frug Guy Diano nach dem Direktor des Nationalistenblatts.

„Unmöglich, mein Herr ...“

„... wenn sein Sohn aus dem Felde kommt?“

„Ah — sehr gut! Man wird Sie melden!“

„Unnötig! Mein Vater kennt mich!“

„Immerhin werden Sie es uns gestatten ...“

In dem geschmeidigen Lächeln des ihm fremden Beamten lag ein: Wir sind in Paris. Auf einer Pariser Redaktion. Keiner glaubt hier, was er sagt. Keiner

traut dem andern. Wir lügen. Wir verleumden. Wir erpressen. Wir scheuen uns vor nichts und fürchten daher alles! Auch unbekannte Besucher, die vielleicht den Revolver in der Tasche führen ....

Der Salon, in dem der Leutnant Diano wartete, war voll von ihm fremden Herren in Zivil. Man rauchte. Man plauderte gedämpft. Da russisch:

„Erbarmen Sie sich! Das Geschäft ist gut. Man liefert von Le Havre nach Archangel. Gezahlt wird in Petersburg. Was wissen sie dort am Senatsplatz von Archangel? Archangel ist weit ..."

„Schmiergelder für den Reichsrat sind jetzt nicht billig!"

„Wie denn Senatoren? Wir haben es mit dem Kriegsminister selbst zu tun!"

„Mit Suchomlinow? Und er nimmt?"

„Er nimmt? Er stiehlt durch die Gnade Gottes wie ein Zigeuner!"

Drüben in der Ecke murmelten sie Englisch. Ziemlich unbekümmert. Wer konnte ahnen, daß der kleine unscheinbare französische Frontoffizier die Sprache der Vögel verstand und in Rußland Russisch, in England Englisch wie in Wien Deutsch gelernt hatte?

„Well, Topkins? Sie kommen aus London?"

„Eben aus Fleetstreet!"

„Mit dem Checkbuch?"

„Ja, glauben Sie, der Alte da drinnen lebt von der Luft?"

Man hörte durch die Türe Achille Dianos erboste Stimme. Sein Sohn vernahm jetzt hinter sich Italienisch:

„Wozu bezahlen wir eigentlich halb Rom, wenn Ihr uns zu spät informiert? Gestern konnte man hier keinen Sou mehr am Rückgang der italienischen Rente gewinnen!“

Vor den Augen des Leutnants Diano stand wieder der nächtliche Weltbrand an der Aisne. So nahe von hier ... So nah. Es zuckte ihm in den Fingern, als suche er eine Reitpeitsche. Er dachte sich wieder: Mein Gott ja — für dies Gesindel schlägt man sich! Da winkte endlich Le Gallais, der Privatsekretär seines Vaters, durch den Türspalt und ließ ihn ein.

„Untersuchen Sie lieber die Unterschleife in der Intendantur, mein Colonel, statt mich mundtot zu machen, der sie aufdeckt!“

Der alte Diano marschierte mit gesträubtem Grauhaar und flammenden Augen vor einem Oberst vom Kriegsministerium auf und nieder.

„Beseitigen Sie Ihre Mißbräuche, statt daß Sie mich beseitigen! Warum setzt man Damenschneider an das Steuer der Generalsautomobile und läßt unsere Matadore des Töfftöff vor den Brotmagazinen schildern? Warum verbluten unsere jungen Mediziner als Gemeine im Schützengraben, während in den Lazaretten die Verwundeten nach dem Arzt schreien?“

„Still, mein Herr! ...“

„Nein! Ich spreche! Ich bin hier als Soldat auf meinem Posten geblieben, während Gallieni diese Minister wie die Hammel mit einem Händeklatschen nach Bordeaux jagte. Ist das eine Zeitung? He — oder ist das ein Schandmal weißer Flecken, in denen der Rotstift

eines böswilligen Idioten gewütet hat?" Der Alte schleuderte erbittert die vor zwei Stunden erschienene Abendnummer der „Lumière" als Knäuel zu Boden. „Grüßen Sie Anastasie! Ich speie ihr ins Gesicht. Ich lasse mir das von der Zensur nicht gefallen!"

„Sie werden müssen, mein Herr! Wir werden nach wie vor rücksichtslos jede Meinungsäußerung unterdrücken, die uns schädlich erscheint!"

„Sehr gut: Um den teutonischen Militarismus zu töten, führt man ihn in Frankreich ein!"

„Nennen Sie es, wie Sie wollen! Es bleibt dabei. Ich habe die Ehre, mein Herr ..."

Als der Sendbote des Kriegsministeriums gegangen, saß Achille Diano lange stumm da, den Graukopf gesenkt, die Arme über der Brust gekreuzt. Es war die Pose Napoleons nach Waterloo. Er glich einem gestürzten Selbstherrscher. Einem entthronten König der Phrase. Sein weites Reich der großen Worte war zerstört. Die Tat verschlang die Rede. Diese funkelnden, scharfgespitzten Pfeile des Geistes zerbrachen im Donner der Geschütze. Der alte Volkstribun seufzte tief in einer aufdämmernden, schmerzlichen Selbsterkenntnis. Dann raffte er sich auf und diktierte Le Gallais den Schluß des unterbrochenen Artikels, matt, mit einer erloschenen Stimme:

„Vorwärts! Hören wir den vibrierenden Schrei, mit dem die goldbeschwingte Siegesgöttin, die seit vierundvierzig Jahren trauernd unsere Banner verlassen, ihren unwiderstehlichen Flug durch Europa wieder aufnimmt ..."

Es klang mechanisch. Es war, als klapperten die Mühlenräder ohne Korn. Aber er lebte sich doch wieder gewohnheitsgemäß in das Spiel der Worte hinein.

„Vorwärts! Befolgen wir den Rat des Poeten Maeterlinck: Fegen wir alle deutschen Städte ohne Zaudern vom Erdboden weg, so daß von ihnen keine andere Spur bleibt als von jenen Totenstädten im Innern Afrikas, die der Sand der Wüste deckt und deren Spuren sich in den wandernden Dünen der Sahara verlieren!"

Der Schwall der Sätze tat bei Achille Diano seine Wirkung. Seine Augen begannen wieder zu glänzen. Seine Wangen röteten sich. Er hatte Phrasen getrunken wie ein anderer Wein. Als er sich erhob, war er neu belebt.

„Komm', Guy, mein Freund! Ich habe für heute nichts mehr an dieser Stätte hier zu suchen, die der entartete Instinkt dieser Tiere von der Regierung nicht müde wird, immer neu zu besudeln! Ich führe Dich zu Deiner Schwester Vaussette. Diese Heilige wird glücklich sein, Dich zu umarmen. Ihre Verwundeten beten sie an!"

Die Boulevards begannen jetzt, vor der Polizeistunde um neun Uhr Abends, sich schon zu leeren. Sie waren beinahe dunkel. Nur an den Straßenkreuzungen und Brücken brannten hellere Laternen. In allen Stockwerken waren die Läden vor dem Feind der Lüfte geschlossen. Die Restaurants zur ebenen Erde hatten die Vorhänge herabgelassen. An einem Tischchen auf dem Bürgersteig saß da fröstelnd und einsam ein kleiner, blasser, belgischer Soldat in zerlumpter Uniform im Freien. Bis zu den

Tuilerien warfen noch die Lichtschatten der unten nicht ganz geschlossenen Schaufenster einen hellen Streifen auf die Straße. Jetzt, in den Champs-Elysées, war die Finsternis einer völlig toten Stadt. Alle diese Paläste waren leer, ihre Bewohner Hals über Kopf nach Bordeaux, nach Genf und Nizza geflohen. An den eisernen Rollläden der geschlossenen Geschäfte hingen in der Dunkelheit kaum erkennbare Zettel; ‚Stelzlé und Schwob, Urfranzosen‘ — ‚Klotz, Fils, einberufen zum französischen Heer‘. Die Schritte vereinzelter Fußgänger hallten an den Hauswänden wider wie sonst nach Mitternacht. Sonst unterbrach nur noch das Hupengellen der Militär-Automobile die Stille, die in rasender Fahrt wie Sturmvögel des Kriegs da draußen von dem Triumphbogen herunterschossen.

Die Riesenhotels dort rings um den Stern waren in Lazarette verwandelt. Die beiden Dianos traten in das eine von ihnen. In den großen, dämmerigen Parkettsälen lag still ein bleiches Gesicht neben dem andern, zuweilen dazwischen die schwarze Fratze eines Negers in den Kissen. Die lauten, hellen gesunden Stimmen der englischen Nurses, der amerikanischen Pflegerinnen vom Roten Kreuz schallten an dem Goldstuck und den Seidentapeten der Wände wider. Die französischen Schwestern, die einen Seitenflügel innehatten, konnten sich mit den hochmütigen, langen, blonden Angelsächsinnen nur durch die Zeichensprache verständigen. Und der Leutnant Diano dachte sich wieder, beim Anblick der hundert wachsfarbenen Schläfer in den Betten: Mein Gott — kämpfen wir denn für England?

Da kam Baussette Bollin. Mit ihrer hohen Gestalt in der schlichten Tracht der Barmherzigkeit, der strengen Ruhe des klassischen Profils, den niedergeschlagenen dunklen Augen glich sie einer schönen und majestätischen Nonne des Mittelalters. Sie schlang schmerzlich die vollen Arme um den Bruder und drückte ihre roten Lippen auf sein schwarzes Bärtchen. Die Leidenschaft des französischen Familiensinns erhellte ihr bräunliches Madonnengesicht. Dieser kleine Guy ... Er lebte noch ... Komm' her — lasse Dich anfassen! Nein — Er lebte wirklich noch, der unerschrockene, kleine Flieger ... Mercie, Marie! Die heiligen Messen im Sacré-Coeur waren nicht umsonst gewesen, sie hatte nicht vergeblich stundenlang mit dem alten General Köpfl-Capito vor St. Silvestre in Notre-Dame gekniet: der Himmel, durch den er steuerte, hatte Guy und seinen Farman beschützt. An ihren schwarzen Wimpern hingen Tränen.

„Und Ihr kommt gerade zurecht! Ich habe meinen Tagesdienst hinter mir! Ich bin eben im Begriff, zu mir hinüberzugehen, zu Mère Noël!“

In einem Hinterhof, den nach den Elysäischen Feldern zu ein protziger, moderner Frontbau abschloß, lag verwahrlost und von der Zeit vergessen ein Stückchen Alt-Paris. Ein zerbröckelter Sandstein-Pavillon aus den Tagen Ludwigs XV. Unten, zur ebenen Erde, war eine Sattlerwerkstatt. Hühner scharrten bei Tag im Gras zwischen schiefstehenden, kopf- und armlosen steinernen Standbildern der Zopfzeit. Über dem Lilienwappen der Bourbons am Eingang hing ein Schild: „Autos en location. Prix de guerre.“

Dieser altmodische Winkel — eines der vielen Stücke Pariser Widerspruchs — paßte zu Mère Noël. Die alte Landfrau aus der Provence war in tiefer Trauer. Ganz in schwarze Seide gekleidet saß sie starr und aufrecht. Ihr einziger Sohn war gleich zu Beginn der Kämpfe gefallen.

„Und das hat Sie nach Paris geführt, Mutter Noël?"

Die alte Dame schüttelte den Kopf mit der schwarzen, großen Haube.

„Nein, Guy! Ich habe mir einen anderen Sohn gesucht. Ich habe ihn gefunden!"

„Sieh da! Und wen?"

„Den Stiefsohn unserer Baussette: diesen heroischen jungen Hippolyte Bollin!"

„Ah — den Elsässer!"

„Sein Vater ist bei den Preußen in Straßburg. Seine Mutter ist tot. So habe ich mich entschlossen, seine Mutter zu sein! Ich sorge für ihn und seine Ausrüstung! Er ist schon eingekleidet und unter den Waffen. Ein Kind Frankreichs. Heute hat man ihn mir geschickt. Er nimmt eben nebenan sein Diner!"

Durch den Spalt der halb offenen Türe sah der Leutnant Diano im Seitenzimmer einen engbrüstigen und hochaufgeschossenen Jüngling in dem blauen Schwalbenschwanz der Tunique und den weiten krepproten Hosen, der sich nicht stören ließ, sondern mit Heißhunger einhieb. Nicolette, diese zierliche, brünette Nicolette, die zwanzigjährige Tochter des Müllers, die Mère Noël aus der Heimat mitgebracht, stand steif und festlich in ihrer Provencertracht hinter seinem Stuhl und servierte ihm, wie in einer

feierlichen Handlung zu Ehren des Vaterlands, die Schüsseln, über die er sich kurzsichtig beugte.

„Eh — dieser Zwicker . . .," sagte Guy Diano mißbilligend.

„Er wird ihn nicht hindern, die zu treffen, die meinen Sohn getötet haben!"

Ein steinerner Haß lag auf den Lippen der alten Französin. Jetzt begriff der Leutnant Diano: Sie sandte dem gefallenen Sohn einen Rächer nach ins Feld. Sie kannte die Deutschen nicht, sie wußte nichts von ihnen, sie hatte sich da unten in ihrem Süden nie viel um sie gekümmert. Jetzt hatte sie nur den einen Wunsch, sie alle umzubringen. So wie auf dem Bild in der Nummer des „Matin" da: Sieben Nationen, Franzosen, Russen, Briten, Serben, Belgier, Montenegriner und Japanesen, stießen lachend ihre Bajonette in den unförmlichen Bauch eines schweineähnlichen Ungeheuers mit der Pickelhaube, das heulend und wehrlos, mit gefalteten Klauen vor ihnen kniete.

„Eh — wenn sie so feige wären!" sagte der junge französische Offizier. „Aber so sind sie wahrhaftig nicht! Wir wissen das besser! Wir haben mit ihnen zu tun — da draußen! . . . Dich wird man auch bald den Preußen unter die Nase halten, mein kleiner Blauer!"

„Ich hoffe es, mein Leutnant!"

Hippolyte Bollin war hereingekommen und stand noch als linkischer Rekrut, aber in der Haltung befriedigter Eitelkeit vor dem Bruder seiner Stiefmutter Baussette, der sich beinahe auf die Fußspitzen stellen mußte, um ihm auf die abfallenden Schultern zu klopfen.

„Da sind wir nun alle hier beisammen! Es fehlt nur Dein Vater!“

Tiefes Schweigen folgte der Erwähnung Jean Bollins. Alle Augen richteten sich auf Baussette, seine Frau. Sie empfand einen Vorwurf darin. Sie seufzte leidvoll.

„Ich bete ja jeden Tag für ihn! Ich habe Gelübde getan! Ich hoffe und warte. Ah — wenn man ihn nur aufklären könnte, den Verblendeten! Aber er ist uns ja unerreichbar, dort, am Rhein!“

„... willenlos gemacht durch jene Methoden der Barbarei, denen seine delikate und intellektuelle Natur sich erschöpft hingiebt!“ sprach ihr Vater Achille Diano. „Er muß in sich die Formel der Umkehr finden, indem er diese teutonischen Nebel vor seinen Augen mit einer Geste der Befreiung wegfächelt!“

„Mein Vater erfährt ja nichts, was geschieht!“ sagte Hippolyte mit dem lächelnden Dünkel des Studenten von Lausanne, als der er zum letzten Mal mit Jean Bollin gesprochen. „Die Unglückseligen drüben eilen ja durch die Nacht der Unwissenheit dem Abgrund der Vergeltung zu! Wenn ich ihm doch von hier aus die aufsteigende Sonne von Austerlitz zeigen könnte, die die Adler Frankreichs vergoldet ...“

„Sehr gut gesagt — sehr gut! Ich beglückwünsche Dich, mein Hippolyte!“

„Ich danke Ihnen, Onkel Achille! — Dann würde sicher die Verzweiflung der Selbsterhaltung meinen Vater vom sinkenden Schiff des Hunnentums an die Gestade der Kultur treiben! Aber wie zu ihm hingelangen?“

„Durch mich!" sagte der Leutnant Diano.

„Durch Dich? Oh Guy, mein Bruder ..."

„Guy ... Du Teufelskerl ..."

„Wie ist das möglich, Guy?"

„Das laßt mein Geheimnis sein! Deswegen bin ich in Paris. Morgen früh melde ich mich bei der technischen Sektion des konsultativen Comités des betreffenden Departements. Man wird mich anhören! Man wird entscheiden!"

„Vortrefflich!"

„Hier unser Hippolyte wird mir aus seiner Kenntnis der Menschen und Dinge in seiner Heimat die wertvollsten Winke an die Hand geben ..."

„Es lebe Frankreich!" schrie der Rekrut und drückte sich den Kneifer fester auf die große Nase, die aus dem unreifen und ältlichen Gesicht mit der unreinen Hautfarbe hervorsprang.

„Es lebe das Elsaß!" rief mit ihm Achille Diano. Die Rechte des Alten machte die Bewegung stählerner Koketterie eines mit dem Gegner spielenden Florettmeisters, der beim ersten Assaut die Klinge schräg und lässig hinter sich hält. „Lasse Dich umarmen, Du künftiger Kämpfer des Vaterlands!"

„Tod den Boches!" Der junge Mensch schwenkte wild die langen, dünnen Arme. „Laßt sie nur kommen! ... He? Wo habt Ihr Euch denn nur versteckt, Ihr Teutonen?"

„Still!"

Der Leutnant Diano hatte das Fenster aufgerissen und horchte hinaus. Unten auf der Straße gellten plötzlich

Trompetenstöße der Feuerwehr. Verworrene Stimmen. Ferne Schüsse.

„Was ist?"

„Oben vom Balkon sieht man auf die Straße!"

Im Augenblick, wo sie dort standen, verloschen mit einem Schlag weithin die letzten Glühwürmchen der Laternen in den Elysäischen Feldern. Durch das Stockdunkel von unten hallte der atemlose Ruf eines vorbeiradelnden Stadtsergeanten.

„Das Licht im Fenster löschen, mein Leutnant! Das Licht da oben!"

Es verklang im heiseren Schnattern der Auspuffklappen. Graue Schatten von Kriegsautomobilen schossen mit Hundert-Kilometer-Geschwindigkeit dahin. Auf ihnen glitzerten im Vorbeiflitzen steil nach oben gerichtete Revolvergeschütze im verlöschenden Schimmer des Fensters auf. Am Himmel fegten und irrten die Lichtbahnen der Scheinwerfer ungestüm hin und her. Aus der Nacht des Horizonts im Osten hämmerte und knatterte es jetzt an vielen Stellen. Dann ein Scheibenklirren von ganz nahen, donnernden Kanonenschlägen hoch in der Luft.

„Der Eiffelturm feuert!"

„Auf den Zeppelin!"

„Ist er da?"

„Wahrscheinlich über uns!"

„Ah — — — sieh . . ."

Einen Augenblick erschien im grellen bläulich-weißen Mondstrahl des Scheinwerfers hoch am Schwarz des Himmels etwas Unwahrscheinliches, Ungeheures. Ein

finsterer, schwimmender, grauer Riese, der mehr eine Luftspiegelung erregter nächtlicher Nerven zu sein schien denn ein Werk von Menschenhand. Schon war er wieder im Finstern. Ein jähes, rollendes Krachen. Dumpfes Poltern hinterher. Irgendwo über den dunkeln Dächern, gegen das Innere der Stadt zu, wuchs rasch ein roter Schein. Ein paar atemlose Minuten. Dann wurde es ebenso plötzlich still, wie der Lärm zwischen Himmel und Erde entstanden war. Man hörte nur noch das wohlbekannte Motorgeknatter der aufgestiegenen, unsichtbaren französischen Verfolgungs-Flugzeuge in der Luft.

„Du hast ja nach den Deutschen gefragt, Hippolyte! Nun, da waren sie!“ sagte der Leutnant Diano, während er, von den Seinen bis zum Haustor begleitet, auf die Straße trat, um mit dem Vater heimzufahren. An den Ecken standen murmelnde und schwatzende Gruppen. Die Laternen an den Schnittpunkten der Prunkstraßen dämmerten wieder auf. Graue Schaaren erschöpfter Männer und Frauen schlurften in ihrem Zwielicht, von einem Polizisten geleitet, vorbei. Sie trugen schmutzige Wolljacken und ein Bündel mit ein paar Habseligkeiten unter dem Arm. Sie sahen stumpf auf die Pariser. Man kannte sie, diese Flüchtlinge aus dem Norden Frankreichs. Sie kamen Tag für Tag von dort, wo die Geschütze donnerten.

„Das ist der Krieg!“ sprach Guy. „Aber Geduld: Laßt uns nur erst überm Rhein sein!“

„Und es bleibt dabei: Du sendest Botschaften an diesen unglückseligen Jean Bollin?“

„Ja, mein Vater!“

„Und auch von ihm zurück?"

„Das ist außer meiner Macht, Baussette!"

„Woran wissen wir denn, daß er sie erhält?"

„Daran, daß er vielleicht eines Tages Dir zu Füßen stürzen wird!" sagte der kleine französische Offizier lachend. „Schlafe wohl, meine Schöne, und träume von der Trikolore am Münster." —

Streifspuren von Granatsplittern schürften das altersgraue Steingeschnörkel des Münsterturms von Straßburg. Aber sie waren fast ein halbes Jahrhundert alt. Sie stammten aus der Belagerung von 1870. Im neuen Weltkrieg hatte nicht Straßburg und nicht eine andere Reichsfeste in West und Ost den Anruf feindlicher Feuerschlünde vernommen. Der Krieg grollte und blitzte wie ein zwischen den Bergen hängen gebliebenes Ungewitter weit drüben in den Vogesen und wurde nicht müde, sie nun schon bis tief in den Oktober hinein mit seinem Donner zu erfüllen. Hier in Straßburg sah man nur das Wetterleuchten des fernen Völkerbrands. Aber eine Festung hart vor dem Feinde war es doch, voll von dem Ernst des Kriegs. Der Hauptbahnhof war militärisch bewacht. Er lag still und leer. Nur ein kleines Häuflein von Reisenden entstieg dem von Nattweiler her eingelaufenen Zug und zeigte an der Sperre den Landsturm-Männern seinen Ausweis. Unter ihnen Jean Bollin. Die Wachen grüßten ihn und ließen ihn ohne Prüfung durch, obwohl er mit seinem brünetten, spitzbärtigen Haupt auf der mittelgroßen, etwas zur Fülle neigenden Gestalt einem Franzosen ähnlicher sah als einem Deutschen. Sie kannten den Reichstags-

abgeordneten von Nattweiler und Besitzer der „Münster-Zeitung“, der langsam über den weiten dunkeln Platz in die Stadt hineinschritt. Er war bald beinahe der einzige Mensch, der hier noch nicht in seinen vier Wänden und in seinem Bett war. Der Widerhall seiner Schritte in den totenstillen Gassen war so stark, daß man glauben konnte, es ginge da noch ein zweiter nächtiger Wanderer auf der anderen Seite der Straße mit schwerem, dröhnendem Tritt. Und dieser Wanderer sei der Eiserne Mann. Der Krieg. Aber da war niemand, als zuweilen an den Ecken der stumme, bärtige Posten im Mantel, mit dem Gewehr unter dem Arm. Jean Bollin ging nach der Vorschrift, ohne stehen zu bleiben und sich aufzuhalten. Finster und still, wie draußen die Straßen und Plätze, empfing ihn auch daheim seine Wohnung. In den ersten Zeiten des Kriegs war ein großer Teil der leerstehenden Räume als Offiziersquartier benutzt gewesen. Preußen, Bayern und Schwaben hintereinander hatten es sich da auf ein, zwei Tage bequem gemacht, gründlich gebadet und weich geschlafen. Jetzt waren sie alle längst hinaus, und Jean Bollin dachte sich beim Betreten der weiten, toten Räume: Ja. Ihr kämpft an der deutschen Front ... Und meine Frau und mein Sohn sind in Paris ...

Er warf einen Blick auf die herabgelassenen Rolläden, ob deren verschobene Holzfächer auch heute nach seinem Befehl ausgebessert worden waren, damit kein Lichtschein durch sie nach außen fiel. Ja. Es war geschehen. Man war hier streng in diesen Dingen. Er setzte sich und sagte sich wieder: Ja. Sie sind in Paris. Waren es wenigstens

noch vorige Woche. Sie geben mir ja immer Nachricht von sich aus Frankreich. Immer ... Gott weiß wie ... Immer wieder ...

Er warf einen scheuen Blick auf die Stöße von Briefen und Drucksachen, die sich seit gestern früh, seit seiner Abfahrt zu seinen Wählern nach Nattweiler, auf seinem Schreibtisch aufgehäuft hatten. Plötzlich griff er hastig nach ihnen und begann fieberhaft in ihnen zu blättern. Es war, als durchwühle ein Einbrecher in der Stille der Nacht den Inhalt eines geöffneten Pults. Die Eingänge der Post warf er unbeachtet beiseite. Diese Schreiben waren alle unverschlossen. Da stand nicht das darin, was er suchte. Aber es gab andere, geheimnisvolle Sendungen, die plötzlich im Türspalt staken, im Briefkasten lagen, ohne daß man wußte, wer sie gebracht. Äußerlich waren sie unauffällig. Da wieder, auf diesem einfachen, gelben Umschlag ein gleichgiltiger Firmen-Aufdruck: Cünzel u. C., Papierfabrik. Er zuckte zusammen. Er, der Zeitungsbesitzer, kannte alle Papierfabriken. Er wußte: Es gab keinen Cünzel weit und breit.

Er riß mit zitternden Fingern, sich bang umsehend wie ein Dieb in der Nacht, die Hülle auf. Französische Schriftzüge. Zwei Briefe fielen heraus. Von Frau und Sohn.

Er ergriff das Schreiben Hippolytes. Er überflog den Anfang: „Mein Vater! Ein junger Poilu der Großen Armee ist entzückt, Dir aus dem Zentrum der Zivilisation, aus diesem bewunderungswürdigen Paris, die respektvollen Grüße der französischen Jugend zu senden ...“ Er las nicht weiter. Er zerriß das nervös und fahrig

bekritzelte Blatt in hundert Stücke und warf sie in das offene Feuer, das an diesem kühlen Herbstabend in seinem Zimmer glomm. Er saß vor dem Kamin, den dunkeln schwermütigen Kopf auf die Hand gestützt, und sah zu, wie die Flämmchen die letzten Papierschnitzel zu Asche verzehrten. In ihrem Geflacker sah er das Bild seiner ersten Frau. Lang, lang war es her. Viel Jugendfeuer erkaltet wie die Glut da im Kamin, viel Glück zu Nichts geworden wie der Ruß da auf dem Rost. Nichts war aus jener ersten wehen und seligen Zeit seines Lebens übrig geblieben als der Sohn. Und in ihm fraß ein tiefer und bitterer Schmerz: Mein Sohn — warum hebst Du die Hand gegen mich, indem Du sie gegen Deutschland erhebst? Könnte ich noch einmal diese Hand mit meiner Vaterhand fassen, Dir in das kurzsichtige Auge sehen, zu Deiner kurzsichtigen Seele sprechen — ja, was könnte ich sagen, was nicht am letzten Ende auch mich mitanklagt? Ich war halb, ich ließ Dich frei zwischen den beiden feindlichen Welten aufwachsen. Ich sandte Dich, als Du aus dem Vaterhaus schiedest, nach Lausanne ins Welschland statt nach Heidelberg oder München. Ich dachte es gut zu machen und brachte Dich doch schließlich nach Paris...

Er holte schwer Atem, kehrte an den Schreibtisch zurück und faltete unwillkürlich die Hände, während er mit brennenden Augen, in einer leidenschaftlichen und schmerzlichen Verzückung, auf den zweiten Brief hinabstarrte. Das war eine andere Schrift: groß, fest, steil wie von einer wenig schreibenden, aber willensstarken Hand hingesetzt. Gleichmäßig, unbeirrt durch vier Seiten. Das war Baussette,

seine Frau. Der schwere warme Atem des Südens, seines geliebten Südens, wehte aus den Blättern. Ein heißer, lockender Hauch von Leidenschaft und etwas Geheimnisvolles von Weihrauch und frommem Kinderglauben zugleich.

„Ich bete für Dich, mein Freund! Ich habe eben in St. Etienne du Mont vor dem Schrein der Heiligen Genoveva gekniet. Du weißt: sie hat vor grauen Zeiten dem bangen Volk von Paris vorausgesagt, daß Attila und seine Scharen die Stadt nicht betreten würden. Wir haben gebetet. Ich und der Onkel Köpfl-Capito neben mir. Da habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, daß die Heilige auf dem Bild an der Kapelle angefangen hat zu lächeln. Ich habe es sehen müssen. Denn es war schon ziemlich heller Morgen.

Ich gehe jetzt noch zu St. Sévérin. Auch er tut Wunder. Mère Noël hat es mir geraten. Wir sitzen des Abends bei ihr, — wir alle, die Dich lieben und sich nach Dir sehnen, und sprechen von Dir und denken an Dich in Deiner Einsamkeit und Verlassenheit da drüben, in jener Kälte, die ich kenne und die mir in der Erinnerung das Herz erschaudern macht.

Mein Herz ist Dein und will zu Dir, weil es weiß, daß Dein Herz mein ist und zu mir will. Es hofft und wartet, voll von jenen milden Tröstungen, die mir meine Freundinnen, diese ehrwürdigen Damen vom Sacré-Coeur, spenden.

Ich weiß, daß Du jetzt weinst. Ich weine auch. Aber es sind heilige Tränen in die Opferschale der Pflicht.

Man wird sie meinen guten Werken anrechnen — da oben. Ich weiß, daß Du die Arme nach mir ausstreckst! Ich strecke sie Dir entgegen! Komme, mein Freund: ich verzehre mich vor Sehnsucht nach Dir, komme dahin, mein kleiner Jean, wo heiße Liebe auf Dich wartet. Lasse mich meine Arme um Dich schlingen. Trinke meine Küsse von meinen Lippen. Ich rufe Dich, mein Geliebter!

Komm'! Komm' noch morgen! Der Weg über die Schweiz ist frei. Jeder Tag, der uns trennt, ist uns verloren. Komm'! Komm', mein Jean!"

Jean Bollin ließ das Schreiben sinken und brach in helles Weinen aus. Er hatte nicht die Kraft, es zu vernichten. Er faltete es zusammen und barg es im Innersten seiner Brieftasche. Er konnte es kaum tun, so dicht lag ihm ein Schleier von Tränen vor den Augen. Alles war still. Er saß in dem weiten unermeßlichen Dunkel um ihn her. Es war, als sei die Welt gestorben. So schwer war, in dieser langen Herbstnacht, ihr Schweigen.

9.

„So — do könnt' e Jeds kumme, Fräule!" sagte der dicke Pfälzer Ochsenmetzger und Gemeinderat Justus Lay, der als Landsturmmann in Tschako und Litewka vor dem Fabriktor in Nonnenbach Wache hielt. „Da derfe Sie net hinein!"

„Ich muß aber Herrn Nessius sprechen! Es ist doch so furchtbar dringend! Deswegen sind wir doch Hals über Kopf aus Karlsruhe herübergekommen! Lassen Sie ihm nur melden, Fräulein von Lüdiger stände draußen mit ihrer Freundin, Frau Rittmeister von Flühen! Die kennt er nicht! Aber mich kennt er sehr gut!"

„Du liebe Zeit — wen kennt denn der Herr Nessius net? Dees badd' nix, Fräule! Der Mann hot kei Zeit ..."

„Er muß!"

„Der hot was zu schaffe, der Mann! Der ist dabei, wann die Tagschicht anfängt, der Mann, und wann die Nachtschicht heimgeht, is der Mann als noch do und hockt noch um Mitternacht uff'm Kontor. Durch die ganze Fawrik könne Sie den schimpfe höre, den Mann! Der Mann, der springt Ihne hinner jeder Granate her und guckt sie sich an, eh' sie verlade wird. Der Mann hot emol kei' Zeit ... Der hot kei'!"

„Ich versteh' kein Wort von der Volksrede!" sagte Christiane von Lüdiger zu der kleinen Frau von Flühen,

die blaß und aufgeregt, mit verweinten Augen sich auf sie stützte. „Aber herein läßt er uns offenbar nicht! Es ist zu dumm!“

„Ha — meine Sie dann, es könnt' e Jeds in so ere Munitionsfawrik ein- und ausspaziere? Sell geht doch net, Fräule! Gehe Sie norr retour!“

Hinter dem verschlossenen Tor war ein unbestimmtes grollendes Gewirr von Tönen. Ein Summen und Brausen, das aus der Luft zu kommen schien, dumpfes donnerndes Pochen wie aus dem Innern der Erde, durchdringendes Pfeifen, ein sägendes Gekreisch, ein hundertfaches trappelndes, fieberndes Gehämmer. Dann ein Fensterklirren in dem einzelstehenden kleinen Gebäude hart neben dem Eingang.

„Hurrah, Ada! Da guckte eben irgend ein Oberbonze heraus! Ich wette, der kommt runter! ... Richtig, da!“

„Professor Nessius!“ sagte der kleine, bleiche, etwas verwachsene Herr, der ohne Hut auf dem überarbeiteten, bebrillten Gelehrtenkopf durch die Nebenpforte heraustrat. „Ich höre, Sie wollen meinen Bruder Philipp sprechen?“

„Ich will nicht, Herr Professor, ich muß! ... Rasch 'rein, Ada, eh' sie wieder zumachen! So! Uff! Da sind wir wenigstens drin. Danke schön!“

„Na, Sie machen ja kurzen Prozeß!“

„Ja, nicht wahr? Das ist immer das Beste! ... Und nu expedieren Sie uns bitte weiter ins Innere! Wir sind ...“

„Ich weiß doch, wer Sie sind!“ sagte der Polytechniker mit einem stillen Lächeln auf dem feinen Gesicht. „Ich habe Sie doch weiß Gott wie oft im Herbst in Karlsruhe mit dem Philipp auf der Kaiserstraße laufen sehen ...“

„Ach so ... na ja ...“ Einen Augenblick war Christiane etwas verwirrt. „Aber das ist es jetzt wahrhaftig nicht, Herr Professor, ich schwöre es Ihnen ... sondern ...“

„Ich muß Sie schon selbst führen! Sonst finden wir den Philipp nie ... Ich bin da allerdings mitten in einer elektrolytischen Geschichte ...“ Er warf einen Blick nach dem Fensterbrett im ersten Stock, auf dem Phiolen mit wasserhellen, kobaltblauen und seegrünen Flüssigkeiten standen, und dann zu der vom Lette-Verein aus Berlin gesandten Metallographin, die im langen weißen Kittel in einer Türfüllung des Erdgeschosses erschien, als Hintergrund im Zimmer ein Ding wie eine riesenhafte Personenwage. „Ich geh' später die Tabellen mit Ihren Zerreißproben durch, Fräulein Müller! Das Philippche, der Schote, muß mir heute noch 'mal tot oder lebendig ins Laboratorium.“

„Er hat sagen lassen: zehn Minuten hätte er gegen Abend Zeit!“

„Ja, gegen Abend! Ich arbeite selbst seit gestern Abend durch!“ sagte der kleine Gelehrte zu den beiden Damen, während sie weitergingen.

„Wann schlafen Sie denn dann?“

„Schlaf giebt's überhaupt nicht mehr! Da kämen wir weit, wenn wir auch noch schlafen wollten! ... So! ... Bitte ... durch den Hof! Schön sieht's nicht aus bei uns!“

Christiane raffte ihren Rock zwischen dem Morast und dem Schlackenhaufen am Boden. Aus festgebackenem, verglühtem Sand lugten die Leichenfelder der während der Arbeit mißratenen und hier hinausgekarrten Granaten.

Eine Trümmerschau von Mißgeburten von Geschossen. In allen Entwicklungsformen. Scherben. Pfützen. Asche. Immer näher der Donner der Maschinensäle.

„Ist der Herr Nessius da?"

„Vor 'ere Stund' is er weg!" schrie der Zimmermeister aus der Luft herunter. Er saß rittlings auf dem Gebälk des unfertigen Holzdachs und nagelte die Sparren, während unten noch die Maurer die Backsteine der aus der Erde wachsenden Munitions-Neubauten vermörtelten. Ein paar Schlosser knieten und schraubten noch an den Schienen des Anschlußgeleises, auf dem schon ein Waggon herangerollt war. Eine Mädchenreihe von ihm bis zum Rohbau. Die Dachziegel flogen von Hand zu Hand.

„Habt Ihr denn jetzt endlich Licht? Das geht ja wie mit der Schneckepost!"

„Es kummt, Herr Professor, es kummt!" Der Elektromonteur brüllte es von seiner Leiter, von der aus er die Notleitungen seiner hundertkerzigen Bogenlampen befestigte. „Von heut' Abend ab is es hier taghell!"

„Und wo steckt denn mein Bruder?"

„Ich mein', er is 'nüwwer zu den Fassonierpressen!"

„Geben Sie acht!" warnte der kleine Professor. Christiane und ihre Freundin sahen, daß seine Lippen sich bewegten. Aber sie hörten kein Wort in diesem Wirbel von Gluthauch von der Seite und kalten Luftstößen durch die offenen Fenster des Maschinensaals, den das betäubende Pink-Pank der Hämmer, der tiefe Vollgesang der sausenden Riemen, das Kreischen und Gelächter der Drehbänke, die gereizten, schmetternden Schreie einzelner

losgelassener Maschinen, der kurze Donnerschlag auf Rotglut niedersausender Stahlmassen durchzitterte. Sie begriffen nur die Handbewegung nach dem Boden. Da zuckten und zitterten überall neugierige kleine Kriegsflämmchen aus dem Sand. Kriegsglut spielte in augenblendenden Regenbogenlichtern über den Feuern der aufgerissenen Schmelzöfen. Feierlich schwebte über den Sandformen der Granaten an eisernen Ketten der große Suppenkessel des Kriegs, neigte sich wohlwollend und kippte und goß wie ein sorgender Vater seinen brodelnden Metallbrei in die hungernden Mäuler, bis die sich in rascher Schlackenkruste oben sättigten, und glitt zum nächsten.

Christiane von Lüdiger bahnte sich ihren Weg zwischen den am Boden dampfenden, mit Stahlbrei gefüllten Tiegeln und Tellern des Kriegs. Sie stolperte über die rasch dem Fuß entgleitenden, beweglichen Weichen der Schienengeleise, sie bog, auf warnende Winke von rechts und links, den Kopf zur Seite, um dem rotglühenden Stahl-Viereck zu entgehen, das plötzlich zielbewußt und einsam an Ketten durch die Luft heransegelte, irgend einer Ecke zu, wo schon in phantastisch zuckendem Helldunkel Hammergegell und Flammengeblake auf den Ankömmling warteten. Sie sah, wie der kleine Mann an ihrer Seite einem Werkmeister etwas zuschrie und der die linke Hand ans Ohr legte und dann mit der rußigen Rechten weiter wies.

„Eben war der Philipp noch da!“ sagte der Professor in der plötzlichen kühlen und fast unheimlichen Stille im Freien zwischen den Maschinensälen. „Vielleicht kriegen wir ihn endlich drüben bei den Rohlingen am Schlawittich!“

Es donnerte von neuem um sie wie in der Zukunftsschlacht, für die diese werdenden Granaten bestimmt waren. Der Dampfhammer schmetterte härtend auf das ächzende Metall, das Kühlwasser zischte wild und wandelte sich in weißen Dampf um die zornigheiße, schon schlachtfiebernde Masse, der Stempel stieß stürmend sein Loch in sie hinein, starke Arme setzten den künftigen stählernen Todbringer auf den Dorn, stählerne Macht stieß und drängte ihn schonungslos durch die formende Ringwölbung, bis er dann rotglühend und behäbig auf dem Wellenschlag eines langen Bachs von stählernen Räderpaaren in die Ferne glitt.

Stählerne Zangen packten ihn dort und setzten ihn auf einen Wagen. Vornehm wie ein Herr fuhr er davon, gezogen von Menschen, er, der schon vor Glut zitterte, die Menschen zu vernichten, fuhr in die Ecke, wo schon viele Kriegskameraden auf ihn warteten. Im Halbrund hinter Philipp Nessius, der da, die Hände in den Taschen, mit langen Schritten auf und ab lief und irgend etwas in das Tollhaus von Tönen hineinschrie, ragten aufrecht wie eine Leibwache die feurigen Männer, manche, die schlanken, langen Windhunde der Schiffskanonen, beinahe so groß wie er, andere, die Nahrung der Mörser und Haubitzen, ebenso dick, aber untersetzter, stämmige Kerle gleich bösen Stieren, und so immer kleiner werdend bis zu dem hier wie ein Spielzeug wirkenden Zwergvolk der Granaten für die Feldgeschütze.

Um Philipp Nessius waren nur Mädchen. Hundert Mädchen und mehr an langen Tischen. Junge, rußige, lachende Gesichter unter weißen Kopftüchern. Die Hände,

die sonst daheim die Nähmaschine schnurren ließen und die Ziege molken, rollten einander jetzt über die langen Holztische die zentnerschweren Granaten zu, die nun wieder still und kalt geworden waren wie der Tod in ihrer Wölbung, und maßen diese Wölbung, prüften, indem sie ihnen einen zu weiten und einen zu engen Ring überstreiften, ob die Toleranz stimmte. Lugten in das Innere, glätteten und rieben darin, polierten von außen, machten Löcher in den Führungsring zum Festhalten des Kupfers und legten wieder prüfend ein Meßinstrument um das vorstehende Kupferband und schoben mühsam das geduldige Ungetüm zur Nachbarin, bis es endlich wieder, nun schon ein angehender Kriegsfähiger, mit siebzig, achtzig seiner Kameraden in einer Scharge numeriert dastand.

Philipp Nessius hatte seinen roten Pfälzerkopf. Er hatte einem grauhaarigen Vorarbeiter grade irgend etwas von Bodenzündung und Verzögerung schreiend ins Ohr hinein erläutert und war dann, eben als die Drei herangekommen, mit einem Jägersatz über eine Pilzkolonie von schnell fertigen kleinen Grauguß-Granaten am Boden, weiter dem ungeheuren, in der Ferne gleich dem Heidelberger Faß in seinem Turmbau auf- und absteigenden Wasserbehälter zugeeilt, der den hydraulischen Druck erzeugte. Christiane begriff jetzt, daß man seiner nicht habhaft wurde. Er war wie ein Wiesel. Überall und nirgends. Aber als er jetzt einen Augenblick vor einem in Sandschlacke zusammengebackenen, kaum erkennbaren Vierbund von Granatenanfängern am Boden stehen blieb, erreichte sie ihn dort und legte ihm atemlos von hinten die Hand auf den

Arm. Er fuhr herum und sah sie. Ihre schlanke blonde Frische wirkte unwahrscheinlich in dieser feuerdurchzuckten, dämmernden, donnernden Welt umher, die im kleinen das Bild des aus den Fugen geratenen Erdballs widerspiegelte.

„Herr Nessius ... Ich komm' mit einer Riesenbitte ... so, Gottseidank ... da sind wir im Freien, daß man sich versteht! ... Das da ist Frau von Flühen ... Sie wissen ja — mit der ich in Karlsruhe zusammenwohne ...“

„Womit kann ich Ihnen dienen, gnädige Frau?“

„Lass' mich reden, Ada! Du bist ja viel zu aufgeregt. Also gestern spät abends kommt die Depesche: Ihr Mann verwundet! Zum Glück nicht sehr schwer. Drüben im Elsaß. Ganz nah von hier. Wenigstens mit dem Auto ist's nur ein Katzensprung. Also wir noch in der Nacht in Karlsruhe von Pontius zu Pilatus, daß man uns rüber läßt, ihn zu holen. Na — mit Offiziersdamen sind sie ja immer nett! Also die Erlaubnis haben wir mit Gottes Hilfe! Alle Papiere. Da kann kein Landsturmmann dran tippen. Und einen Lazarettgehilfen hat uns der Himmel auch beschert. Der sitzt drüben auf der Station Nonnenbach, wo wir ausgestiegen sind, mit unsern Mänteln und dicken Sachen und wartet ...“

„Und nun ...“

„Ja — nun kommt die Frechheit! Woher ein Auto nehmen und nicht stehlen? Dafür müßten wir selber sorgen, haben sie uns in Karlsruhe gesagt. Aber wie? Es ist doch alles weg. Wenigstens wir finden keins. Wir kennen ja keine Katze in Karlsruhe. Und nu mit der Bahn loströdeln ... Ohne Fahrplan da drüben und nichts ...

Daß wir womöglich erst übermorgen ankommen und dann wieder lauern, bis mal ein Auto von der Front kommt und uns mit zurück nimmt... Inzwischen geht die kostbarste Zeit verloren!"

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick!" sagte Philipp Nessius. Er lief mehr als er ging zu einem großen Fabrikraum seitlings hinüber. Hier war es stiller als in den Granatengießereien. Halbfertige Friedensmaschinen, Dampfkrähne, Dampfpflüge, Feuerungskessel lagen und standen, von der Hand des Kriegs, als das Unwetter über Europa hereinbrach, achtlos beiseite geschoben, an den Wänden. In der frei gewordenen Mitte aber erhielten die Granaten von Frauen- und Mädchenhänden ihre eilige letzte Rüstung für die Reise. Der Boden wurde angeschraubt, die Mündung vorläufig verschlossen, alle Teile abgestempelt. Hunderte und Tausende von grauen Zuckerhüten standen da in Reih und Glied, gleich Truppen, die eingeschifft werden sollten, und wurden einer nach dem andern in den Güterwaggon verladen. Uniformen schimmerten daneben. Die militärische Abnahmekommission. Die beiden Damen sahen, wie Nessius mit den Offizieren sprach, dann auf die Uhr sah und verschwand. Nach kurzem tauchte er wieder in Schirmmütze und kurzem Pelz vor Christiane auf.

„Mein Auto steht schon draußen!" sagte er. „Nun muß der Mathes, mein Fahrer, nur wissen, wohin es geht. Sonst fährt uns der alte Simpel letz!"

„Hier auf dem Papier haben sie mir mit Farbstiften ein genaues Kroki aufgezeichnet. Wo der rote Kringel ist, da unten nah an den Vogesen, da liegt er!"

„Gut!"

Das war nicht mehr der Donner der Kriegsarbeit. Das war, als das Auto an der Rheinbrücke zur Prüfung seiner Papiere hielt, von ferne der ewige dumpfe Donner des Krieges selbst. Und Philipp Nessius sah hinunter auf das Weidengestrüpp des Überschwemmungsgeländes, in dem er in scheinbar schon endlos fernen Friedenstagen den Leutnant Diano ertappt, und dachte sich: Heut' mache ich endlich auch einmal den Weg, den ich jeden Tag meine Granaten schicke...

Diese Stimme der Granaten, die sich jetzt im herbstlichen Elsaß, so oft das Rasseln des Motors vor dem Wink der Straßenwachen verstummte, immer mehr aus der allgemeinen Erschütterung des Luftraums in ein Nebeneinander von Tönen auflöste. Es klang beinahe wie aus einem fernen ungeheuren Hundezwinger, der bald da, bald dort hinter dem blauen Wall der Vogesen lag. Das wütende ständige Kläffen der Kleinen, das pflichteifrige Gebell der Mittleren, ab und zu das dröhnende Gebrüll einer Riesendogge. Zu sehen war nichts. In milder Spätherbstsonne lag das gesegnete Land. Die Hühner gackerten. Die Astern blühten in den Gärten. In der Tenne hämmerte der Dreschflegel Deutschland sein Brot. Blau schwellte die Burgundertraube im Weinland. Würziger, weißer Hauch stand über den schwarz glänzenden, frisch umpflügten Schollen der Muttererde, und es war, als mahne und grolle in diesen Frieden hinein die eherne Stimme des Krieges dort drüben: Danke du dem Herrn im Himmel, — danke ihm bei Tag und Nacht, daß ich dir fern blieb, du deutsches Land...

Christiane wies mit einer Handbewegung hinaus auf die in windschneller Fahrt staubende Chaussee. Da war die Stelle, wo sie den Leutnant Diano festgenommen. Wie lange war das her? Da war Nattweiler. Die Villen der Offiziere waren still, mit geschlossenen Läden. Frau von Flühen fing an zu weinen, als sie an ihrem leeren Haus vorbeifuhren. Kein Ulan der Friedensbesatzung auf den Straßen. Die Lanzenreiter waren draußen. Vor dem Feind. Aber die Läden waren offen wie sonst, die Männer saßen beim Schöppchen oder bei der Partie Domino im Café. Die Kinder kamen aus der Schule und achteten kaum mehr auf das ferne Rollen und Plackern und Poltern, das in ihr Geschrei und Gelächter hineinklang, so sehr waren sie es schon gewöhnt. Draußen irgendwo war der Krieg. Hierher kam er nicht. Dazwischen stand die Wacht am Rhein. Am Ausgang des Städtchens musizierte eine Dame bei offenem Fenster. Ein alter Herr schnitt unten im Garten Rosen. Einige junge Mädchen schlenderten Arm in Arm spazieren und lachten. Und die Kanonenschläge hallten ...

Kamen immer näher. Man konnte glauben, dicht vor den Franzosen zu sein, und dabei war immer noch tiefer Frieden. Höchstens allmählich jetzt, wie auch sonst jedes Jahr im Spätherbst, das gewohnte Manöverbild — Soldaten in Ruhestellung in den Häusern, auf der Dorfstraße, am Bach Gäule mit gestrichenen Fesseln in dem kühlenden Wasser, gedrückte Pferde mit einem Rasenstück auf dem bloßen Rücken.

Nur die Kolonnen waren neu. Die sah man im Frieden nicht. Ganz plötzlich fingen sie bei einer Station an, jenseits

von der irgend ein Eisenbahnunglück die Brücke zerstört hatte. Sie karrten in langen Zügen wie die Käfer hintereinander. Sie standen seitlings, schnurgerade ausgerichtet auf den Stoppeln. Große Leinwandgerüste daneben wie die Zirkuszelte. Aus ihnen im Vorüberfliegen der Geruch frisch gebackenen Brotes. In der freien Ferne graue niedere Schuppen wie ein Erdhornissennest, aus dem summende Insekten in die Lüfte stiegen, die Flugzeuge kamen und gingen. Es war nun wie in dem ganz großen Kaisermanöver vor ein paar Jahren. Dazu stimmten auch die fortwährend auf der Straße vorbeirasenden Autos mit ihrem Auspuffrattern und gellendem Tatü-Tata!

Auf dieser Straße mußte vor längerer Zeit ein heftiges Ungewitter getobt haben. Viele der alten Bäume zu beiden Seiten waren von ihm abgebrochen und entwurzelt, anderen die Kronen zerzaust. Auf dem Acker daneben hatte sich jemand die Mühe gemacht, zu irgend einem Zweck einen großen flachen, rechteckigen Erdhügel anzulegen. An dessen Seite lugte verschmitzt ein weißgebleichter, knochiger Pferdeschädel heraus. Es war, als ob das Tier mit seinen bloßgelegten Kiefern über irgend etwas lachte, so wie die Gaulskelette der apokalyptischen Reiter auf alten Gemälden. Wieder das „Halt" des Postens am ersten Haus eines Dorfes. Die ganze Wand dieses Hauses war mit verblichenen Aufrufen zur Nachwahl des Dr. Jean Bollin bedeckt. Aber mitten in diesem Streit der Parteien klaffte in der Hausmauer ein unregelmäßiges Loch, so groß, daß ein Mann bequem durchschlüpfen konnte, und Christiane schaute stumm wie die andern den ersten Granateneinschuß an, und vor ihr dachte sich Philipp

Nessius: Jeder von uns hat im Frieden in Deutschland den Splitter im Auge des andern gesehen und nicht den Balken im eigenen ... Das Granatenloch da oben — das könnte über vielen Mauern und an allen Häusern im deutschen Vaterland als Mahnung stehen ...

Die Schüsse vorn hatten jetzt etwas Kurzes und Bestimmtes. Ihr lauter, peitschenartiger und hammerschlagähnlicher Knall schien von persönlichem Kriegswillen beseelt. Zu sehen war immer noch nichts. Die Sonne schien. Das Land lächelte friedlich wie ein Kind unter dem blaßblauen Spätherbsthimmel.

Das nächste Dorf, durch das man fuhr, war leer. Man hätte glauben können, es sei Sonntag Vormittag und die Leute alle in der Kirche. Erst bei näherem Zuschauen entdeckte man Anzeichen wie von der ersten beginnenden Zersetzung eines toten Körpers. Diese gemütlichen kleinen Fensterscheiben an den Häusern waren blind von Staub, diese Blumenstöcke davor verdurstet und verdorrt, diese Rosenrabatten am stillen Pfarrhaus von Brennesseln überwuchert, diese großen schwarzen Ratten huschten am hellichten Tag zwischen dem ausgestorbenen Stall und der leeren Scheune. Langsam wandelte sich der Frieden in den Krieg. Die wohlumhütete Welt hinterm Rhein in die Sturmzone des Wasgenwalds. Ein umgestürzter Pflug war das Zeichen. Er stak schräg, so wie ihn der Ackersmann beim Befehl zur Räumung des Dorfes verlassen, in der halbvollendeten Furche. Eine Krähe, die auf ihm hockte, putzte sich das schwarzgraue Gefieder und schaute umher, als gehörte dieses Feldstück jetzt ihr.

Schwarz und grau, wie der Vogel des Kriegs, stand da plötzlich der Krieg selbst. Das nächste Dorf. Oder was, bis zum Hochsommer dieses Jahres, ein Dorf gewesen war, ein Übergang der bewohnten Häuser in ein abenteuerliches Nichts von Schründen, Schroffen, Zacken, Zinnen, Wänden von Straßen zu wundersamen Schutthügeln von Kalkbrocken, Balken, Stühlen, Dachziegeln, von Zimmern, zu oben und vorne offenen, sauber tapezierten, verwaschenen Vierecken, in denen noch philiströse Familienbilder unter freiem Himmel lächelten. Man wunderte sich, wie die Leute so wohnen konnten. Man frug sich, wo sie geblieben waren. Hier waren sie nicht. Hier schlurften nur Nagelschuhe über das von verwehtem Stroh und Heu überstreute Pflaster, rauchten, wuschen sich, kochten, pumpten bärtige Gestalten in grauem Tuch statt der Elsässer blauen Fuhrmannshemden und schwarzen Flügelhauben der Frauen, die meisten mit der Genfer Binde am Arm, um das große, oben in phantastischem, ebenholzschwarzem Sparrenwerk ausgebrannte Wirtshaus in der Mitte des Dorfs, an dessen Eingang noch ein durchlöchertes Plakat hing: Aujourd'hui le 24 juillet. Réunion des familles. Représentation: „D'r Cousin Arthür."

„Morjen!" schrie es aus einem offenen Fenster zur ebenen Erde des Kriegslazaretts. Der Rittmeister von Flühen konnte durch das Fenster von seinem Lager aus die Straße überblicken. Er winkte mit der brennenden Zigarre. Sein glattrasiertes braunes Sportgesicht schien unverändert und ganz vergnügt. Frau von Flühen stürzte, ihre Papiere in der Faust, die Eingangsstufen zu einem Herrn mit

Schmissen empor, der da, die Hände in den Taschen seines langen weißen Kittels, stand, und verschwand mit ihm im Hause.

„Haben Sie gesehen?" frug Christiane mit einem Anflug von Achtung. „Er hat immer noch sein Monokel im Auge! Ich glaube, der wird noch einmal mit dem Monokel begraben!"

Philipp Nessius sagte nichts. Aber er dachte sich: Alles hat auf einmal zwei Gesichter! Selbst dies Einglas im Schützengraben ist ein ander Ding als das Einglas daheim im Frieden ...

„Vorläufig sind wir da drinnen überflüssig!"

„Ja."

Sie gingen zu zweit die Straße weiter. Da war auch kein Feldgrau mehr. Rings das Schweigen von Pompeji. Aus der Ferne die ewigen Amboßschläge aus der unsichtbaren, großen Schmiede des Wasgenwalds. Die Landschaft am Ausgang des Dorfes lächelte, als sei sie froh, die Menschen los geworden zu sein. Die Rehe ästen friedlich am hellichten Tag auf den Wiesen. Mitten auf der Chaussee stand neugierig ein Fasan. Seltsam wirkte dies dumpfe, donnernde Stilleben.

„So könnte es jetzt überall in Deutschland aussehen, wenn die da vorn nicht wären!" sagte Philipp Nessius.

„Und Ihr hinter ihnen nicht die Granaten machtet!"

Zwischen den Schwellen der Eisenbahn wuchs Gras. Die Hecken rechts und links waren in schräger Linie auf etwa hundert Schritt Breite niedergeritten. Da war der Krieg hindurchgefegt, die Böschung hinauf, die Böschung drüben hinunter.

„... 's isch net viel von der schwarzen Sauband' heimkomme damals!" sagte ein schwäbischer Landwehrmann. Er hatte die Pfeife im Bart und einen Spaten in der Hand.

„Waren das Franzosen?"

„Wilde zu Pferd!"

Da hatte Afrika seine Wut und Glut ausgespieen. Und da hinten, gleich da hinten lag die Heimat, die man eben verlassen! ...

„Wenn wir nun in der Pfalz diese Bestien gehabt hätten ..."

„... Oder wir in Potsdam die Kosaken?"

„Dank' au, Herr! Im Krieg gewöhnt man sich alle Laschter an!" sprach bedächtig der Landwehrmann und nahm Philipp Nessius' Zigarre.

„Und was machen Sie hier?"

„Wir haben nix zu tun! Da bessere wir die Heldengräber aus."

Christiane von Lüdiger legte die Hände ineinander. Die schlicht genagelten Latten der Holzkreuze vor ihr waren schon verblichen seit jenen Augusttagen, da hier die letzten Ausläufer des Feindesschwalls aus der Belforter Klamm ihr Ende gefunden. Starke, braune, deutsche Soldatenhände hatten frische Asternkränze geknüpft und über Rost und Leder der vergilbten Pickelhauben gelegt. Philipp Nessius nahm stumm die Mütze vom Haupt. Still standen, seitwärts von der Straße ins Feld hinein, die Kreuze. Hingen verwelkte Efeu- und Fichtenkränze. War ein kleines Fleckchen Erde bunt von einer Handvoll Blumen

über einem Hügel. Ragte eine Lanze mit einer von Wind und Wetter verwaschenen Ulanka.

„Das ist einer von Unsern aus Nattweiler!“ sagte Christiane flüsternd, als fürchtete sie, Schläfer zu wecken. Sie las die schon verwischte Grabschrift der Kameraden auf dem Täfelchen:

„... Wir pflanzten die Lanze aufs Grab dem Mann
und hingen den Rock des Königs daran ...“

Und weiter sagten es die verwitterten Schilder am Boden: „Hier ruhen fünf tapfere Preußen!“ ... „Hier ruhen zwei brave Badenser und ein tapferer Feind“ ... „Ihrem lieben Hauptmann seine fünfte Kompagnie“ ... „Hier ruhen zwanzig deutsche Krieger aus Nord und Süd.“

Der zugeschüttete Schützengraben, der sie aufgenommen, hatte sich an einigen Stellen gesenkt. Die Landwehrmänner waren daran, ihn aufzuböschen. Da, wo sie noch nicht hingekommen waren, ragte vor Philipp Nessius und Christiane aus dem Boden eine Hand. Aus dem Grab heraus. Diese verdorrte Hand war schon vor Monden erkaltet. Man konnte an ihrem trockenen Braun nicht mehr erkennen, ob sie einst schwielig oder vom Leben verwöhnt gewesen. Man sah nur, daß ein von Erde blinder Ehering an ihr stak. Diese Hand reckte ihre Finger nach oben wie ein: Bis hierher und nicht weiter! Diese Hand war in das Licht zurückgewachsen gleich einer Mahnung an die Lebenden: Ich starb für Euch. Vergeßt das nie! Dankt es mir: Seid einig, einig, einig! Die fernen Feindesschüsse klangen vor dieser Hand wie Hammerschläge, die Deutschland in Feuer und Eisen einten. Es wehte über

den Kreuzen im Feld: Als Eure Väter vor einem halben Jahrhundert gegen Frankreich zogen, da überschritten sie zugleich die Linie des Main. Wenn Ihr jetzt gegen den Erdball kämpft, dann überschreitet auch daheim die Elbe. Von Osten und von Westen! Und vertraut einander und liebt Euch, weil Ihr Deutsche seid. Hüben und drüben.

Sie drehten um. Ließen die Hand aus der Erde hinter sich, der sich jetzt schon der Landwehrmann ernsten Gesichts mit seiner Schaufel näherte. Dann blieb Philipp Nessius stehen und sagte plötzlich zu Christiane „Du“.

„Komm' — gieb mir Deine Hand!“

„Da hast Du sie!“

... Als sie zu dem Dorf zurückkehrten, gingen sie immer noch Hand in Hand. Sie lösten sie erst in Sicht des abfahrbereiten Autos. Da war auf diesem Rückweg nach Baden die sonderbare, jedem, der es erlebte, immer wieder unwahrscheinliche Wandlung der Welt von der Front in den Frieden. Da waren, nach den Totendörfern hinter dem Donner der Kampflinien, wieder Menschen, Männer und Frauen, die in zersiebten Häusern wohnten und schafften, Männer in Menge in Feldgrau dazwischen, und der Rittmeister von Flühen, der behaglich mit gut gelagertem Bein dasaß und nur zuweilen die Stirnfalten über dem Einglas zusammenzog, um den Schmerz der Fahrt zu unterdrücken, sprach den Widerspruch des Kriegs aus.

„Nun sind wir ganz aus der Kriegszone heraus! Man sieht schon überall Soldaten!“

Unversehrte Ortschaften. Blumengärten. Pfahlbürger beim Schoppen. Der Rhein. Die große Stadt. Voll

Lärm und Leben. Offene Läden. Ruhige Alltagsgesichter. Spaziergänger. Damen mit modischen Hüten. Kino-Plakate. Theaterzettel. Friede. Friede. Man fuhr durch Karlsruhe, als käme man vom Mond und sei ein Jahr lang fortgewesen statt der paar Stunden, und der Rittmeister von Flühen nickte, während der Wagen hielt:

„Uff! So... Bis hierher hat uns Gott gebracht in seiner großen Güte!"

Als er in dem Lazarett versorgt war und seine Frau spät abends von dort in ihre Pension zurückkam, sagte Christiane von Lüdiger zu ihr:

„Heute Nachmittag hab' ich mich verlobt..."

Frau von Flühen war nicht überrascht, aber doch einen Augenblick sprachlos. Sie legte die Hände ineinander.

„Das ist ja eine schöne Geschichte!"

„Ja. Ich finde es auch sehr schön. Besonders so wie es kam... Anders als sonst. Wir haben gar nicht gelacht. Wir waren sehr ernst, als wir uns geküßt haben... Das lag an dem Ort. Das war feierlicher als vor dem Altar. Das soll uns eine Weihe fürs Leben sein!"

„... Wirklich verlobt?..."

„Ja, ich hätt' auch nicht gedacht, daß ich 'mal einen richtigen Volksmann aus dem Badischen zum Mann kriegen würde! Aber nun ist's nicht zu ändern!"

„Ja aber Deine Mutter..."

„Der sag' ich einfach: Was willst Du? Es ist Krieg!"

„Und Dein Vater?"

„Na — der weiß doch selber am besten, daß Krieg ist! Der böllert ja doch den ganzen Tag in den Vogesen! Und

Philipp sagt: ‚Erst geh' ich selber auch noch dahin, wohin ich jeden Tag meine Granaten schick'! Vorher verdien' ich Dich nicht!'"

Und drüben in Nonnenbach hob zur selben Zeit der Professor Louis Nessius den blassen Gelehrtenkopf von dem geistigen Durchbruch durch die englische Rohstoffblockade, von den chemischen Untersuchungen, in denen er mit allen Fasern seines Hirns der deutschen Kriegsindustrie die Bodenschätze Sachalins und Chiles, Indiens und Louisianas, des Kongo und des Kaukasus aus heimischer Luft und Scholle zu ersetzen strebte, und frug seinen Bruder, der eben aus den Maschinensälen, aus dem Trommelfeuer der Arbeit, trat:

„Philippche! Dir ist die Front komisch bekommen?"

„Meinst Du, Alterle?"

„Wenn man Dich so anguckt, möcht' man glauben, Du wärst da grad' zu einem Sieg zurechtgekommen!"

„Bin ich auch, Louis!"

„Das ist aber das erste Wort, das ich hör'..."

„Es weiß auch niemand sonst 'was davon! Das ist ein heimlicher Sieg! Frag' auch nicht weiter, Louis! Es kommt jetzt nicht darauf an, daß ich sieg', sondern daß Deutschland siegt. Da sieg' ich dann schon für mich ein klein winzig bische mit!"

10.

Selig sind, die einen tiefen Haß im Herzen tragen ..."

„Bravo! Bravo!"

„Selig sind, die die hohe Notwendigkeit des Kriegs begreifen ..."

„Benissimo! Scelto!"

„Selig sind, die nach Schlachtruhm hungern und dürsten. Denn sie werden gesättigt werden!"

„Sehr gut!" sagte unten als französischer Ehrengast ganz vorn in der tausendköpfigen Menge vor dem eben enthüllten Garibaldi-Denkmal an der Riviera der alte Diano zu seinem Sekretär. „Sehr gut! Er profaniert die Bergpredigt!"

„Selig sind, die da reinen Herzens sind und sieggeschmückt heimkehren. Denn sie werden das neue Antlitz Roms schauen!"

„Evviva l'Italia! Evviva!"

Die Banner über den Menschenmassen auf dem Felsen von Quarto bewegten sich im Maiwind des Mittelmeers. Die roten Garibaldihemden schimmerten unter dem blauen Himmel. Die Palmen der Azurküste fächelten. Fern lag, im Grau des Hafens mit den Fabriken, das aufsteigende Häusermeer von Genua.

„Sehr gut!" wiederholte Achille Diano, der alte Kirchenfeind. Er hatte zwischen den schwarzen Fräcken mit dreifarbigen Schärpen, den Ordensbändern auf bunten Uniformen, den Dreispitzen der Gensdarmen seinen gesträubten Graukopf entblößt. Unter den buschigen Brauen starrten seine Augen in fanatischer Spannung zu der Bronzegestalt des Alten von Caprera hinauf. Vor ihr hob der Festredner mit einer leidenschaftlichen Gebärde die Arme, Inbrunst auf dem verbuhlten, spitzbärtigen Mephisto-Gesicht.

„Großes Volk von Genua! Körper des wiedererstandenen St. Georg!"

„Evviva! Evviva la guerra!"

„Ligurer von beiden Rivieras und von jenseits des Alpenjochs. Italiener von jeder Generation und von jedem Glauben!"

„Avanti!"

„Ihr, geboren von der einzigen Mutter, Ihr, die Ihr unser Volk seid und unseres Blutes Brüder . . ."

Die Wimpern Achille Dianos wurden feucht. Er tupfte sich mit dem Tuch die Lider. Darunter leuchteten seine Augen.

„Ah — welch eine Sprache, Le Gallais!" sagte er erschüttert. „Welch ein Mensch!"

„Evviva d'Annunzio!"

„Hört den göttlichen Gabriele!"

„Zitto! Zitto!"

„Italiener! Garibaldi war ein Mensch unter Menschen! Ihr seht ihn, den allerheiligsten Alten! Ihr seht ihn in der Nähe, wie Veronika den leidenden Christus sah!"

„Eccellente!“

„Sein Bildnis ist in Eure Seelen eingeprägt wie in das Schweißtuch das Antlitz des Erlösers!“

Dicht vor Achille Diano horchten die Schwärme der Reporter. Reporter aus der ganzen Welt. Yankees und Briten. Russen und Franzosen. Sie stenografierten mit fliegender Bleifeder die Gotteslästerung, um sie im Kabel über den Erdball zu jagen.

„Hört Ihr Garibaldis Stimme, die gleich der des Erzengels klingt? Weshalb sind wir hier vereint, als ob wir von dem Gebet eine Antwort erwarteten und zugleich einen Befehl...“

„Nieder mit Österreich! Tod den Deutschen!“

„Pst! Pst! Noch rief der König nicht zu den Waffen!“

„Nieder mit dem König!“

„So hört doch! Noch hat der Senat...“

„Nieder mit dem Senat!“

„Und Giolitti...“

„Nieder mit Giolitti! Hoch der Krieg!“

„Hoch d'Annunzio!“

„Ah — dieser Genius!“ sagte zitternd Achille Diano. Er war sehr gealtert in dem Blutwinter bis zu diesem 4. Mai 1915. Aber jetzt zuckte wieder das Siegesungestüm der Gascogne und der Provence aus seinen gefurchten Zügen. „Dieser Genius der lateinischen Rasse! Er spricht von den Märtyrern! Aber er ist selbst ein Heiliger der Kultur!“

„... Ein Heiliger, der uns ein Heidengeld kostet!“ brummte neben ihm, kaum hörbar, der französische

Finanzmann Stiquel. Er, der Vertraute der City, und hundert andere Agenten der Petersburger Rothschildgruppe waren in diesen Tagen ständig zwischen Rom und London und Paris unterwegs, um die Millionen herbeizuschaffen, mit denen man Italien überschwemmte.

„Italiener! Ihr, die Ihr ein Wunder seid! Ein Wunder des Geschicks!"

„Bravo! Evviva Italia!"

„Ihr, die letzten der heiligen Schar, die noch auf Erden leben! Ihr, die Ihr aus den Tiefen des Ruhms heute wieder aufersteht, die Ihr vor den Ungläubigen Zeugnis ablegt, wie die Seele dieses Felsens als lebendiger Atem Lebendige erfüllt und die Kraft hinfälliger Menschenleiber vervielfältigt ..."

„Achtung vor Taschendieben!" In der Menge war eine kurze Bewegung. Man lachte. Der ertappte Langfinger lachte mit. Man beruhigte sich wieder.

„Er hat einen Check über hunderttausend Franken von Barrère in der Tasche, dieser d'Annunzio! Nur für das heutige Auftreten!" sagte trocken Stiquel zu Diano. Der winkte unwillig ab und hielt die Hand ans Ohr, um kein Wort zu verlieren.

„Und Ihr, leibliche Nachkommenschaft der Freiheit und riesenhaft aufragende Abbilder seiner unermüdlichen Jugend, die Ihr seine Sehnsucht verkörpert, gegen Ungeheuer zu kämpfen."

„Morte ai Tedeschi!"

„Tod den Deutschen! Tod! Tod!"

„Ah — man hofft wieder!" Achille Diano atmete tief

auf und legte beide Hände auf das Herz. „Nein. Man weiß, mein Freund! Man ist sicher!“

„Es wäre auch schade um das wahnsinnige Geld!“ sagte Stiquel.

„Ich riß mich nicht umsonst von den feierlichen Pflichten los, die mir die Sorge um das Vaterland täglich neu auferlegt, und eilte von Paris hierher. Sie sehen die erhabene Erfüllung einer Pilgerfahrt, Le Gallais: Italien rüstet sich, den ihm vorbehaltenen Ehrenplatz in den Kampfreihen der zivilisierten Menschheit einzunehmen!“

Noch als die Versammlung sich aufgelöst hatte, suchte Achille Diano, inmitten der Staubwolken der heimkehrenden Tausende, dem Rollen der überfüllten Züge, nach dem Helden des Tages, um ihm im Namen der Republik die Hand zu drücken. Aber der Göttliche war schon fort. Zwischen zwei Freundinnen im Auto nach Genua zu neuen Taten.

„Bonaparte war billiger!“ sagte Stiquel.

Achille Diano hörte ihn nicht, wollte ihn nicht hören. Er wandte sich an seinen Sekretär:

„Auf Wiedersehen, nachher am Bahnhof, Le Gallais. Ich bringe jetzt Donna Teresa Nachricht, daß die Erde gerettet ist!“

Die Villa seiner Frau, in die sie regelmäßig um diese Zeit vor dem römischen Sommer floh, lag zwischen Quarto und Quinto auf hohen Felsen über dem blauen Meer, eines unter den vielen Dächern umher, die hier unter Palmen den Traum des Südens träumten. Donna Teresa konnte sich diesen Luxus leisten. Ihre geschäftlichen

Beziehungen zum britischen Botschafter in Rom gestatteten es ihr.

Die frühgealterte fünfzigjährige Italienerin mit den klugen schwarzen Augen im verwelkten Gesicht begrüßte Achille Diano mit einer anmutigen Handbewegung vor dem Rosengerank um die Marmorsäulen des Altans, nicht als den Gatten, von dem sie seit vielen Jahren getrennt lebte, sondern wie ein kluger Mensch den andern, mit dem er Geschäfte macht in einer Zeit, in der die Klugheit Gold, die Dummheit Selbstmord war. Und ebenso lächelten ihre, trotz der sonstigen Schärfe der überpuderten gelblichen Züge noch graziös geschwungenen rotgefärbten Lippen, während er sich über ihre Fingerspitzen beugte, und sie frug mit ihrer heiseren Stimme:

„Nun, mein Freund: diese Miene des Triumphators! Seid Ihr in Berlin?"

„Noch nicht."

„Wenigstens in Köln? In Breslau?"

„Bald!"

„Und diese Zukunft, Achille, ist für Sie schon Gegenwart?"

„... weil sie sicher ist! Weil sich von heute ab der heilige Ring der Menschheit schließt! Neue Kämpfer treten feurigen Auges in Reih und Glied ..."

„Ah — die Japaner senden ihre Heere nach Europa?"

„Vielleicht!"

„Die Portugiesen sind bereit?"

„Bald!"

„Die Buren? Die Anamiten? Die Tasmanier? Sie sprechen in Rätseln, mein Freund!"

„Ja. Denn ich spreche von Euch Italienern! Ihr wart ein Rätsel für die hoffende Menschheit ..."

„... dessen Lösung wir doch Alle kannten!" sagte Donna Teresa lächelnd.

„... dem man mißtraute! Ihr habt bisher immer noch ein verräterisches Spiel getrieben! Ihr habt es heimlich mit Euern Verbündeten gehalten! Ihr habt nach beiden Seiten Erpressungen verübt ..."

„Wem sagen Sie das? Wir fragen nicht erst: ‚Chi riceve il denaro?' Wir nehmen den Dinar! Ein goldener Sirokko weht über Rom. Sie sehen mich müde, Achille, erschöpft. So viel Geld ging in diesen letzten Wochen durch meine Hände ..."

Diano blickte auf die immer noch wohlgeformten Finger der geschäftskundigen alten Italienerin. Er dachte sich: Und wieviel blieb da wohl hängen?

„So viele Menschen hatte ich zu bestechen, bis hinauf zu ... Das waren keine diskreten Preise mehr, das war das Brigantentum selber! Das waren die Abruzzen!"

„Aber er, er an der Porta Pia?"

„Sir Rennel Rodd? Für ihn hat das Geld keinen Wert mehr! Man schleudert es blind aus den Fenstern einer Botschaft. Es ist, als hätte er mit dem Palazzo Farnese gewettet, wer mehr Millionen an einem Tag auf das Pflaster schüttet ..."

„Ah — gut: unser Barrère ist also auf dem Posten ..."

„Es regnet Gold auf die Piazza Farnese! Wer will,

liest es auf! Und es steigt immer noch, das parąguanto! Es ist eine Börse im Café Aragno, wo diese Schamlosen die Preise treiben. Ich weiß es! Durch mich gehen die meisten Bestechungsgelder für die Deputierten!"

„Laßt sie nehmen, die Onorevoli — laßt sie nehmen!"

„Ich muß morgen nach Rom zurück! Ach mein Freund, welch eine große Zeit! Ich glaubte die Welt zu kennen! Aber ich wußte nicht, daß es so viel Geld auf der Welt gab, als England hat!"

Donna Teresa legte beinahe feierlich die Hände ineinander, so als betete sie im Geiste die überwältigende Macht Britanniens an. Ihr Gatte sagte brüsk, aber doch mit grimmiger Freude in den Mienen:

„Endlich tut Ihr etwas für das Geld! Seit heute, seit dieser Predigt Eures nationalen Dämons oben auf dem Felsen von Quarto, glaube ich an Euch!"

„Abbia pazienza! Jetzt ist die Zeit! Die Masken fallen!"

Auf dem Tisch lag, rot angestrichen, die Nummer des römischen Regierungsblatts. Achille Diano las: „Das von seinen alten Bundesgenossen verratene Italien schwingt gegen ihre heimtückischen Ränke den Degen zur Verteidigung von Recht und Menschheit! Dieser Krieg ist die Revanche des lateinischen Genius und der romanischen Männertugend!"

Er atmete tief auf. Er stärkte sich an dem Schwall der Phrase.

„Welch eine tröstende Wahrheit in dieser göttlichen Sprache Dantes!" sagte er ergriffen. „Ja. Ich glaube

an Euch! Ich glaube an Euch, wie ich an den Zaren glaube und an dies edelmütige Albion! Und weil ich an Euch heilige Drei glaube, glaube ich auch an den Sieg!"

„Zerstörung der deutschen Geschäfte in London!" schrieen draußen die hellen Stimmen der Zeitungsjungen. „Die Läden der Boches in Tottenham angezündet!"

„Die deutschen Warenlager in Johannisburg eingeäschert! Meilenweiter Brandschein!"

„Die Fabriken von Siemens und Krupp in Südafrika in Trümmern! Der deutsche Klub in Bloemfontein erstürmt. Die deutschen Hotels in Kapstadt in Flammen! Alle Deutschen bis zum achtzigsten Lebensjahr im Gefängnis!"

„Nieder mit den Deutschen! Fort mit den Barbaren!"

„Fuori i Barbari!"

„Ah — welch vibrierender Wohllaut in den Kehlen Eurer kleinen Patrioten!" Achille Diano stand auf und nahm seinen Hut. „Welch eine tragische Plastik in der großen Geste, mit der Euer d'Annunzio Italien auf die fernen Ufer der Pflicht wies. Nun — ich fliege nach Paris! Ich bringe in meiner Reisetasche Italiens heroischen Entschluß als köstliches Unterpfand der Zukunft mit."

„Einen Augenblick, mein Freund!"

„Was denn?"

„Ein Brief ..."

„Hein?"

„Ein Brief von unserm Schwiegersohn. Er ging mir gestern über die Schweiz zu."

„Meine Freundin: Beflecken wir nicht diese heilige Stunde mit dem Bild dieses Boche Jean Bollin. Genug

von ihm! Schreiten wir über ihn hinweg wie über eine Leiche. Eine lebende Leiche! Er ist ein Elender! Man wird ihn beim Einzug in Straßburg in den Rhein schleudern!"

Über Donna Teresas welke, gepuderte Züge mit den kirschschwarzen Augen glitt das Lächeln des in aller scheinbaren Aufregung kühl rechnenden Italieners, ein Lächeln der Überlegenheit über den hitzköpfig aufkollernden Franzosen neben ihr, als sei er ein großes Kind.

„Siamo freddi! Kalt Blut, Achille! Jeder Mensch ist nützlich, zu dem man noch eine Handhabe hat! Wir aber haben die stärkste: unsere Tochter Baussette!"

„So lassen Sie hören, Teresa!"

„Ich werde es Ihnen übersetzen. Er schreibt Italienisch. Er schreibt es gut. Sie wissen: er betet Italien an. Er liebt uns mehr als Euch Franzosen! Darin ist er wahrhaft Boche!"

Wieder ein mitleidig graziöses Lächeln um die rotgeschminkten Lippen. Dann las sie:

„Ihnen darf ich durch Vermittelung eines Schweizer Neutralen schreiben. Denn Sie sind selbst neutral. Bis jetzt noch, und mein Herz und mein Verstand weigern sich noch es zu glauben, daß Ihr da unten, Ihr, die Hüter der wahren und gemeinsamen Schätze der Menschheit, Ihr, die Wächter unserer zweitausendjährigen Kultur, Ihr, die heiteren Bewohner des glücklichen Landes, das unsere stete Sehnsucht und unser Traum der Schönheit ist, daß Ihr das Schwergewicht dieses unfaßbaren Erbes in die Wagschale unserer Feinde werfen könnt! Es würde mich irre machen an allem!

Ich bin irre. Denn ich bin allein. Ein einsamer Mensch im Weltuntergang, dessen Kanonenschüsse seit Monaten und Monaten nun schon bald ein Jahr aus der dunkeln Ferne in die Nachtstille meines Zimmers tönen. Ich sitze in dieser Stille und wache. Ich schließe die Augen. Ich denke an Frau und Kind.

Wo ist Baussette? Wo ist Hippolyte? Die Nacht hinter den verhangenen Fenstern giebt mir keine Antwort. Ich sehe im Geist meine Frau im Kleid der Barmherzigkeit irgendwo in Paris. Ich sehe meinen Sohn in Stahlhelm und Blaugrau der Republik irgendwo in den Schützengräben Flanderns. Aber ich weiß es nicht. Die Botschaften von drüben, die mir bis Ende vorigen Jahres von unbekannter Hand zugingen, sind plötzlich verstummt ..."

„Das glaube ich!" sagte Achille Diano. „So verwegen Guy ist: das letzte Mal, als er am Rhein landete und die Briefe diesem wackeren alten Pensionär der Fremdenlegion im Elsaß übergab, brachte er sein Flugzeug eben nur noch wie einen Vogel vom Boden, inmitten der Schüsse der heraneilenden Verfolger. Sie passen zu gut auf da drüben! Auch das Volk will nichts von uns wissen! Es ist nichts zu machen!"

„Neue Hunnenverfolgungen in London!" verkündeten draußen die Knabenstimmen.

„Viele Taschenuhren, Wanduhren und Ringe deutscher Läden erbeutet. Frauen und Mädchen tragen Schinken, Tee und Zucker in Schürzen fort. Männer tun bessere Arbeit mit Handkarren. Amerika begrüßt das Vorgehen gegen die Barbaren!"

Donna Teresa schloß die Fenster. Dann las sie weiter:

„Mein Sohn Hippolyte ist mir unerreichbar. Denn er trägt die Waffen des Feinds. Aber seine Stiefmutter Baussette, meine angebetete Frau, vermag mir jeden Augenblick das Glück ihrer Nähe zu geben. Ich als Deutscher kann nicht zu ihr nach Frankreich. Sie, die durch ihre Heirat eine Deutsche ist, hat jederzeit das Recht der Rückkehr zu mir nach Deutschland.“

„Ah — das ist stark!“

„Aber ich verlange nicht einmal das von ihr. Italien ist neutraler Boden. Wo könnten wir uns besser treffen als im Hause der Mutter? In Rom! Als wir uns zuletzt sahen und trennten — es sind jetzt schon dreiviertel Jahre her — da, auf den Stufen der Madeleine, im Lärm und Fieber jener Tage des Kriegsausbruchs, umnebelte uns die Erregung. Wenn wir uns jetzt wieder sprechen im Frieden der Ewigen Stadt, werden wir beide ruhiger sein und uns besser verstehen ...“

„Ah bah ...“

„Schreiben Sie mir nur in einem offenen Brief: ‚Man erwartet Sie‘, so komme ich. Es ist nicht schwierig, und der Weg ist nicht weit von Straßburg durch den Gotthard nach Rom. Aber wie lange ist dieser Weg noch offen? Darum schreibe ich nach langem Zaudern der Überwindung diese Zeilen ...“

„Hm ...“

„Mein Freund Achille: Hier giebt es keinen Groll und keinen roten Kopf. Hier giebt es die Geschäfte. Wir sind Menschen des praktischen Lebens.“

„Besonders Sie, Donna Teresa!"

„Ein Fang wie dieser wäre der Mühe wert. Man würde ihn in Rom königlich lohnen!"

„In London, wollen Sie sagen . . ."

„Man würde mit mir zufrieden sein! Vor Beginn des Kriegs kamen zwei elsässische Deputierte und ein Exdeputierter von Euch über die Grenze. Seitdem keiner mehr!"

„Ja. Es ist wahr!"

„Alles ist vergeblich. Sie halten zu Wilhelms Reich. Ihre Notabeln sandten eine Loyalitätskundgebung nach der andern nach Berlin. Eben deswegen, Achille: welch ein Triumph . . .!"

„Dagegen muß alles andere schweigen!"

„Sie wollen mit Baussette sprechen?"

„Wenn ich ihr morgen sage: ‚Mein Kind! Frankreich verlangt von Dir diese Reise!' — dann wird sie, mit jener zarten Kopfneigung einer Nonne, die ihre königliche Schönheit so rührend kleidet, mir erwidern: ‚Führe mich auf die Bahn, mein Vater! Ich bin bereit!'"

„Sobald ich das weiß, werde ich nach Straßburg schreiben!" —

In Straßburg hielt der „Eiserne Mann" die Wacht an dem kleinen Platz, nahe von dem das alte Patrizierhaus der Bollins lag. Der schwarze Ritter stand hell im Mondschein der Mainacht oben an der Wand. Jean Bollin sah ihn über die Straße vom Fenster in der Wohnung seiner Mutter. Er konnte ruhig zwischen den offenen Scheibenflügeln stehen. Innen im Zimmer brannte kein Licht. Der Vollmond allein erhellte den Raum. Madame

Mère saß nicht wie sonst des Nachts strickend auf ihrem philosophischen Eckplatz am Fenster, von dem aus sie den Lauf der Welt unten vorüberziehen sah. Sie lag sehr feierlich im weißen Spitzenhäubchen und weißer Spitzenjacke im Bett. Der Krieg war für sie, wie für so viele alte Leute, zu viel, so sehr sie auch äußerlich ihre Seelenruhe bewahrte. Ihr gelassenes „Je suis neutre" klang schwächer als sonst. Es war immer noch französisch. Die alte Dame kümmerte sich nicht um die strengen Verbote da draußen. Sie horchte mit einer Art von wohlwollendem Interesse auf das ferne dumpfe Zittern in der Luft, das man jetzt in der Nachtstille wieder einmal deutlich vernahm.

„Diß ist wie 1870, mon petit Jean!" sagte sie. „Aber dißmal ... Ils ne veulent pas mettre fin à cette absurdité ... mein Sohn: Warum bringen sich die Menschen eigentlich alle um?"

„Ich weiß es nicht, Mutter!"

„Lohnt's denn, Jean? Sie würden ja auch von selber sterben. Einer hinter dem andern! Ich mach' Euch auch nicht mehr lang embarras! Ich hab's heut' schon dem Schoffeff gesagt: Je vais faire mon paquet!"

„Sprich nicht so, maman ..."

Wieder grollte es fern, und die alte Elsässerin sagte: „So geht es jetzt bald ein Jahr. Werden sie denn nicht müd?"

„Im Gegenteil! Bald werden auch noch die da unten ..." Jean Bollin trat plötzlich und hastig vor das Bett seiner Mutter. „Bald wird auch Italien ..."

„Ich mag die Italiens nicht so gut leiden wie Du ..."

„Aber sage mir: warum verraten sie uns? Woher dieser Haß gegen uns auch bei ihnen? Dieser wütende Haß auf der ganzen Welt?"

„Diß kann ich Dir nicht beantworten, Jean! Ich halte es mit der impartialité!"

„Ich verstehe diesen Haß bei den Franzosen! Oh — ich versteh' ihn ..."

„Du verstehst viel zu viel!"

„Ich kann ihn mir bei den Engländern vorstellen. Ich kann ihn mir schließlich bei den Russen erklären. Aber die Italiener, maman — die Italiener! ... haben sie denn drüben über den Alpen kein Gewissen mehr?"

„Da kannst Du grad so gut einen Ochs ins Horn pfetzen, mon Jean!"

„Oder aber ... haben sie Gründe, denen gegenüber das Gewissen schweigt? Unrecht zu Recht wird? Sehen sie die Dinge, so wie sie die ganze übrige Welt sieht, und nicht wie wir? Wir, die wir eben in unserer Haut stecken? Es schwindelt einem bei dem Gedanken ..."

„Ei — laß sie! Schließlich geht alles vorbei!"

„Wissen sie vielleicht etwas, was wir nicht wissen? Erkennen sie etwas, was wir nicht erkennen? Erscheint ihnen schwarz, was uns weiß vorkommt? Ihnen und allen? Außer uns? Woher diese furchtbare Einigkeit der ganzen Menschheit, daß Deutschland nicht mehr zur Menschheit gehört?"

„Ich bin an die Achtzig! Ich zerbrech' mir den Kopf nicht mehr ..."

„Wo Haß das Hirn verblendet, kann ich's glauben! Aber Italien und Haß? Der Süden ist ein guter Rechner. Er läßt sich nicht hinreißen. Er weiß genau, was er tut! Hinter dem allen muß ein Geheimnis stecken, vor dem mir graut ..."

„Du liebst sie viel zu sehr, die Italiener!"

„Ich hoffe, es ruft mich etwas in diesen Tagen nach Rom. Ich erwarte es Stunde um Stunde. Wenn ich nur erst in Rom bin ... Rom ist die Mutter aller Dinge! Es wird mir auch darin Klarheit geben. Es wird mich lehren, ob ein einzelnes Volk gegen den ganzen Erdball Recht haben kann! Ich bin schon irre an allem!"

„Bonne nuit, mein kleiner Jean!"

„Gute Nacht, maman!"

Als Jean Bollin durch das Schweigen der Mitternacht seine Wohnung erreichte, lag da, auf den andern Postsachen, ein überprüfter Brief aus Rom. Ein paar gleichgiltige Sätze über Wetter und angebliche Geschäfte und dazwischen die drei Worte: „Man erwartet Sie!" Er ging an das Sprachrohr und telefonierte in die Zeitungsräume hinunter an den Nachtdienst:

„Neues aus Italien?"

„Nein. Immer noch alles in der Schwebe."

„Melden Sie bitte morgen früh sofort Herrn Dr. Nachbar, ich verreiste auf einige Tage nach Rom!"

Er fuhr den Weg, den sonst die deutschen Italienfahrer nahmen. Jahr für Jahr kamen sie im Frühling und Herbst als Zugvögel durch Straßburg. Er kannte diese Feriengesichter, auf denen die stille Liebe für den Süden lag.

Der Vorgenuß der Feiertage auf den Spuren Goethes im bel paese: Kennst Du das Land? Das blaugoldene Wunder jenseits der Alpen? Trankst Du aus der Fontana Trevi, damit die Sehnsucht nach der Ewigen Stadt Dich nicht verläßt, so lange Du lebst? Sahst Du die Scheffelpalmen von Bordighera? Sahst Du den Golf von Napoli, nicht um zu sterben, sondern um immer wieder dorthin zurückzukehren?

Jetzt kamen die Deutschen zurück. Kamen Jean Bollin auf seiner Reise durch die Schweiz entgegen. Sie standen dichtgepreßt hinter den Fenstern der Eisenbahnwagen. Nichts mehr von jenem Lächeln deutscher Heimkehr auf den Gesichtern, das noch in dankbarer Erinnerung den Traum der Schönheit nachträumte. Bleiche Züge. Verstörte Frauenaugen. Der Bahnhof von Lugano. Er glich mit seinem Aufgebot brauner Schweizer Bundestruppen einer Etappe hinter der Front. Ein Baseler Bankherr packte Jean Bollin, den er von Straßburg her kannte, am Arm.

„Sie wollen nach Italien hinunter? Sie riskieren Leib und Leben! Ich komme von dort! Man hat einen serbischen Leutnant niedergeschlagen, Holländer und Norweger mißhandelt, Mexikaner und Brasilianer durch die Straßen gehetzt, weil man sie für Deutsche hielt. In Mailand wird auf offener Straße geraubt und geplündert! Und da lachen Sie, Herr Bollin?"

„Wie soll man nicht zu solchen Märchen lachen, Herr Spyri! In zwei Stunden weiß ich, wie es in Wirklichkeit ausschaut!"

Italiener stiegen auf der Weiterfahrt zu ihm ein, den sie mit seinem brünetten Haupt und Spitzbart, seinem guten Italienisch für einen Landsmann hielten. Sie lachten. Flackerten mit den Augen. Fuchtelten mit den Händen. Waren berauscht. Sie schälten Orangen und warfen die Schalen auf den Boden. Spuckten. Rauchten. Pfiffen. Trällerten Bruchstücke von Arien. Lachten, wie da draußen auf den Stationen die Menge Kopf an Kopf stand und ihr ‚Abbasso la Germania!' heulte. Der Zug kam nur mit großen Verspätungen vorwärts. Als er in die Wölbung des Mailänder Bahnhofs einlief, war kein Anschluß nach Rom mehr da. Die nächste Abfahrt erst in einigen Stunden.

Jean Bollin ging in die Stadt hinein. Im sanften Wehen des Maiwinds, dem fernen, weißen Gezack des Doms vor dem tiefblauen Himmel, dem Springbrunnengeplätscher zwischen Palmen- und Granatengrün erfaßte ihn das alte, ewige Gefühl des Italienfahrers, wieder daheim zu sein. Auf seinem dunklen, weich und edel geschnittenen Gesicht lag Sehnsucht und Hoffnung, während er die Lorbeer- und Zypressenanlagen vor dem Bahnhof durchmaß. Dabei stieß sein Fuß unsanft gegen einen Gegenstand am Boden. Es war ein aufgerissener und geplünderter, offenbar in der Eile weggeworfener deutscher Reisekoffer. Zertretene Hüte, geknickte Schirme und Stöcke der deutschen Flüchtlinge deckten das Granitpflaster. Innen in der Stadt wogte die Menge, wurde zu einem schwarzen Meer, durch das die Musikfanfaren schmetterten, endlose Züge mit Bannern und Massengesang sich bewegten. Ein Hurrasturm brauste über die entblößten Häupter.

„Die Eisenbahner huldigen dem Genius Montenegros, Signore!“

„Und dieser Zug junger Leute da, mit den Pflastersteinen unter dem Arm?“

„Es ist die Jugend der Mittelschulen, Signore, unter Führung ihrer Professoren! Sie wollen zum deutschen Konsulat!“

„Evviva la guerra! Abbasso la Germania!“

Kavallerie ritt an. Jean Bollin wand sich aus dem Getümmel in den Blumen- und Fahnenschmuck der Dante-Straße. Schwere Renaissancemöbel flogen da aus einem oberen Stockwerk schmetternd auf das leere Pflaster, ein Blüthnerflügel krachte hinterher, die Rahmen alter Meister zerschellten.

„Es wohnen Barbaren dort oben, Signore!“

„Sie haben sich in den Kellern verriegelt!“

„Sie fliehen da über die Schornsteine!“

In dem Geheul umher sah Jean Bollin die Deutschen, die, um ihr Leben zu retten, auf den Dächern nach den Nachbarhäusern kletterten.

„Fuori i Barbari! Fuori!“

Um Jean Bollin war ein Gelächter der Frauen.

„Benvenuto, Beppo!“

„Er sieht aus wie ein Herr!“

Der junge Mensch, der aus dem geplünderten deutschen Schneiderladen trat, war von Kopf bis zu Fuß neu eingekleidet. Dutzende von zerlumpten Burschen stiegen durch die eingeschlagenen Schaufenster und spazierten als Kavaliere wieder aus den Türen heraus.

„Rasch! Rasch, Angela!“

„Was denn?“

„Siehst Du nicht, Ninetta? Sie tragen das Silberzeug aus dem Hotel! Vorwärts!“

„Aber die Polizei!“

„Die Polizisten nicken ja! Sie winken mit ihren Tüchern!“

„Die Soldaten an den Kasernenfenstern lachen!“

„Schade um die schönen Betten! Sie zünden sie auf der Straße an!“

„Tod den Barbaren!“

„Nieder mit den deutschen Hunnen!“

Jean Bollin erkämpfte sich den Weg zum Bahnhof zurück. Er bestieg den Zug. Er sagte sich: Nein. Ich glaube nicht an diesen wüsten Traum! Das ist die aufgehetzte Stadt! Mailand, das schon im Frieden ewig gährende, Mailand ist nicht Italien. Ist nicht Rom. Die Wiege der Menschheit. Das ewige Rom.

Die Ewigkeit stieg langsam aus Sumpf und Wildnis empor. Die versteinerte Geschichte der Jahrtausende sprach aus den einsamen Trümmerresten in der feierlichen Öde der Campagna. Die Vergänglichkeit alles Irdischen umwitterte die urgrauen Bogen der Aquädukte. Aber drüben lachte als ein Sinnbild des ewigen Lebens die Maiensonne über der Siebenhügelstadt, vergoldete das Kreuz von St. Peter wie die Wölfin auf dem Capitol, beschien Papst und König, zeigte die Wege der Welt von Romulus bis Rafael, von Gregor bis Garibaldi. Dort drüben lag das aufgeschlagene Buch der Menschheit, das Rom hieß, und über Jean Bollin kam jener leise Schauer der

Andacht, jenes Gefühl, plötzlich der Gegenwart entrückt in allen Zeiten zu wohnen und alle Zungen zu verstehen, das ihn jedesmal ergriff, wenn der Zúg gegenüber den ehrwürdigen Mauern der Diokletian-Thermen hielt.

„Hoch d'Annunzio!"

„Es lebe der göttliche Gabriele!"

Über den Tausenden, die den Platz vor dem Bahnhof füllten, tauchte der Kopf eines spitzbärtigen Mephisto auf. Er ritt blasiert lächelnd und winkend auf den Schultern der Studenten zu seinem Automobil.

„Evviva d'Annunzio!"

„Hört Ihr, was der Himmlische ruft: Es riecht nach Verrat!"

„Verrat!"

„Nieder mit den Deutschen!"

„Hört auf d'Annunzio! Hört seine Stimme: Nieder mit ihnen! Metzelt die Schamlosen nieder!"

Hinter dem Auto, das mit d'Annunzio und den beiden Halbweltlerinnen seiner Begleitung davonraste, zeigten Plakate die aufgespießten Köpfe der Feinde Italiens. Der große Demonstrationszug der römischen Staatsbeamten marschierte hinterdrein.

Jean Bollin stand auf dem Kapitol. Er sah, wie da ein Generalstabsoffizier in Feldgrau leidenschaftlich die italienische Fahne küßte. Ein Donnersturm umher.

„Fürst Colonna, der Bürgermeister von Rom, Signore! Er predigt den Kreuzzug um das Trentino!"

„Das Trentino! Wir wollen das Trentino!"

„Aber man bietet es Euch ja an!"

Jean Bollins Nachbar hatte Augen wie die eines Fiebernden. Seine Kehle war heiser.

„Wir wollen es nicht geschenkt! Wir wollen es erobern. Es muß Blut fließen!"

„Blut!"

„Zum Quirinal!"

Auf dem Balkon des gelben Königsschlosses stand, in dem Kriegs-Graugrün seiner Kürassiere doppelt kurz und winzig, der Herrscher des Landes. Er schwenkte hilflos die ihm in die Hand gedrückten Fähnchen der Provinzen, die er erobern sollte. Er stellte sich auf die Fußspitzen und umarmte die Generale. Er verbeugte sich bleich vor der heulenden Menge. Neben ihm, anderthalb Köpfe größer, die Tochter der Schwarzen Berge, seine Frau. Jean Bollin irrte weiter durch die Stadt des Wahnsinns. Er sah auf dem Corso die zerschmetterten deutschen Firmentafeln, die gestürmten deutschen Bierhallen, er sah an der Ecke der Via del Macello am Boden einen eingetriebenen Hut und einen zerfetzten deutschen Baedeker und darüber an der Wand in Gold auf Marmor: „In diesem Hause dichtete und schrieb Wolfgang Goethe unsterbliche Dinge." Er sah, wie man einen weißbärtigen Herrn aus dem Straßenbahnwagen zerrte, ihn bespuckte und auf ihn einhieb.

„Ihm geschieht Recht, Signore! Man hat schon mehr als einem Friedensfreund die Zähne eingeschlagen!"

Jean Bollin stieg langsam nach dem Ludovisi-Viertel hinauf. Dort war es stiller. Als er vor dem rosenumrankten Hause in der Via Buoncampagni stand, konnte er deutlich aus dem Innern das Lachen und Schwatzen

vieler Herren und Damen in drei, vier Sprachen vernehmen. Donna Teresa, seine Schwiegermutter, hatte ihren Nachmittagsempfang.

Die Todfeinde Deutschlands saßen da drinnen. Er wandte den Fuß, um umzukehren, und blieb doch stehen, in einer unheimlichen Neugier, unerkannt den haßglühenden Boden zu betreten.

Er stand, äußerlich ein Südländer wie viele da drinnen, in der Halle des Hauses. Er sah Donna Teresa in dem Menschengedränge der Empfangsräume mit ihrem graziösesten Lächeln auf dem ältlichen und gelblichen Gesicht umherschlüpfen, dreimal in einem Satz die Sprache wechseln, mit einem Zucken der jugendschwarzen Augen mehr sagen, als der welke Mund verriet. Aber der Weg zu ihr war durch die Menge der Gäste versperrt. Sie saßen heute, an diesem kritischen Tag, bis an die Türen, sie lehnten noch an der Marmorfreitreppe des Innern, die Teetassen in der Hand. Man konnte ihnen ihre Volksangehörigkeit nicht ansehen. Alle diese Frauen trugen streng die Pariser Mode, alle diese Männer den angelsächsischen Kleiderschnitt.

„Wieviel?"

„Siebzig Millionen!"

In dem englisch-bartlosen Mongolengesicht des Fürsten Kamenskoi blähten sich die breiten Nüstern vor Erstaunen.

„Das finden Sie viel? Es sind die Kosten eines einzigen Kriegstags ... Mit diesen siebzig Millionen haben wir gestern die Kriegskundgebungen in ganz Italien arrangiert!"

„Sie lassen sich ihren Enthusiasmus zahlen, diese Italiener!“

„Vergessen Sie nicht, daß Sidney Sonnino selbst der Sohn eines Ägypters und einer Engländerin ist. Er hat seinen neuen Landsleuten seinen doppelten Geschäftssinn eingeflößt!“

„Ah! Es ist unglücklicherweise das Land des Brigantaggio!“

Hinter dem Rücken Monsieur Tanovicènes lächelte man über die sittliche Entrüstung eines Rumänen. Der kleine, semmelblonde, französische Diplomat, ein Vorbild in Sprache und Stutzertum, der Sproß einer der Großbürger-Familien der Republik und fern von der Front, sagte in dem lispelnden und blasierten Tonfall der Pariser Spiel-Cercles:

„Es war ermüdend, diese letzten Tage ... Diese papiernen Händedrücke mit den Exzellenzen! Dieses Spielen mit dem Check in der Westentasche mit den Onorevoli! Dazu die Räuber der Straße! Jeder neu eingekleidet und fünf Lire täglich. Pah — ich träumte schon von diesen Fremdenführern und Eckenstehern, die wir als Signori ausstaffierten!“

„Abbasso la Germania!“

„Nieder mit den Barbaren!“

„Schützt die Zivilisation!“

Draußen tönte das Johlen eines vorbeimarschierenden Zuges.

„Was tragen sie da für ein Banner voraus?“

„Es scheint eine Sektion der Kulturliga. Da! Sie stoßen mit dem Fahnenschaft die Fenster des deutschen Kaffeehauses an der Ecke ein!"

„Evviva l'Inghilterra! Evviva!"

„Sapristi! Die Kerle sollen: Hoch Frankreich! rufen!" sagte der junge Franzose mit gerunzelter Stirne. „Wir haben sie bezahlt, nicht die Engländer!"

„Schätzen Sie diese Plünderung für weise?"

„Es muß sein, Mr. Walcott! Die Damen der Englischen Botschaft haben sich gestern noch öffentlich beklagt, daß es an Gewalttätigkeiten gegen die Deutschen fehle!"

„O ja, Pa! Ich war dabei!" rief von hinten Benjamin J. Walcott, dem Chicagoer Weizenwucherer, seine Tochter Gwendolin zu, die eben mit ihrem Mann, dem 13. Principe di Corese, gekommen war. Wenn britische Ladies etwas wollten, so war es gut. Man beruhigte sich. Man blickte auf Jean Bollin, der schweigend am Eingang stand.

„Ein Diplomat? Dieser Herr da hinten mit dem schönen Kopf und dem brünetten Bart?"

„Ich kenne ihn nicht! Es ist wohl ein Franzose!"

Ein Säbel rasselte. Der dicke weißhaarige General della Cioppa verabschiedete sich laut und lärmend vor seinem Abgang zur Front. Die Haltung des Piemontesen war halb martialisch, halb jovial.

„Ich werde Ihnen schreiben, Signorina! Aber erst in vierzehn Tagen. Aus Wien. Daß Ihr uns da nicht zuvorkommt, Ihr Russen — verstanden?"

Er schlug dem Fürsten Kamenskoi schäkernd auf die Schulter und eilte hinaus. Draußen empfing ihn das Beifallgeschrei der Straße.

„Dabei hat er vorige Woche noch im Senat gegen den Krieg gesprochen!"

„Pah! Das war eben vorige Woche!"

„Es lebe Serbien!"

„Es lebe die Kultur!"

Der Lärm des Straßenzugs verlor sich in der Ferne.

„Sehen Sie nur diesen Unbekannten! Er hält sich immer in der Ecke!"

„Er hört nur zu ..."

„Melden Sie Donna Teresa, ihr Schwiegersohn, der Deputierte, wünsche Sie zu sprechen!" sagte Jean Bollin zu einem vorbeieilenden Diener. Neben ihm ein leidenschaftlicher Baß. Der Nobile di Rocco, der Bologneser Professor und Freimaurer:

„Was scheren mich die Könige, mein Herr! Ich bin Republikaner. Ich bin Atheist. Der heilige Platz für eine Parade der Menschheit ist vor der Englischen Botschaft! Italien wird zur Stelle sein, Sir Hugh!"

Der riesige, blonde Ehrenwerte Hugh Armitage aus dem Hause schottischer Earls nickte dem Welschen nur leichthin zu und drückte dann unvermutet und gewinnend lächelnd Jean Bollin die Hand, daß ihm die Finger krachten. Der kannte den Angelsachsen nicht. Er sah nur die Ehrfurcht, mit der alles dem allmächtigen Vertreter der weltumspannenden Harmsworth-Presse Platz machte.

„Ein rauhes Werk, die Italiener gefügig zu stimmen!" sagte Hugh Armitage halblaut und mit einer Offenherzigkeit, die Jean Bollin nicht begriff, in einem guten, englisch gefärbten Französisch. „Nun, Ihr Franzosen habt Euer Bestes getan! ... Beglückwünschen Sie auch von mir Ihren Schwiegervater, Monsieur Diano, wenn Sie nach Paris zurückkehren!"

„Sie kennen mich?"

„Ich hörte eben, als Sie mit dem Diener sprachen, daß Sie der Schwiegersohn Dianos, dieses wahren Franzosen, und gleich ihm Deputierter im Palais-Bourbon sind! Ein teures Ding, das alte Rom! Ist es nicht? Aber nun haben wir sie im Krieg!"

„Er wird furchtbare Opfer fordern!"

„Furchtbar sind vor allem die Kosten!" sagte der Ehrenwerte Armitage sinnend, beide Hände in den Hosentaschen. „Der Sterlingkurs in Wallstreet macht uns ernstliche Sorgen! Wir können ihn nur durch vorteilhafte Kriegslieferungen daheim ausgleichen. Schon deswegen brauchen wir Italien!"

Er zeigte wieder vertraulich seine blendend weißen, großen Zähne.

„Ich wäre nicht so offen, wenn mir nicht viel daran läge, daß Ihr französischen Deputierten in Paris richtiger von uns denkt! Ihr meint dort immer, daß wir zu wenig tun. Aber glauben Sie mir: Nichts ist wichtiger als der Sterlingkurs. Mit ihm steht die Welt. Die City muß verdienen! Halloh — was giebt's, Speed? Tumulte in Indien?"

„Sie scheinen ernstlich zu sein! Hier die letzte Nummer des ‚Allahabad Pioneer'. Ein Dutzend unserer Beamten getötet!"

„Entwerfen Sie sofort eine Welt-Depesche über die Loyalität der Maharadschahs! Die Chef-Commissare sind außer Stande, den indischen Bitten um Teilnahme am Kampf gegen den deutschen Militarismus länger zu widerstehen. Unsere Beamten sind in Angst, ob sie den guten Geist der Hindus oder der Mohammedaner mehr loben sollen..."

Der Diener war an Jean Bollin herangetreten. Seine Herrlichkeit möge sich in das kleine pompejanische Zimmer im ersten Stockwerk zu Donna Teresa hinauf bemühen. Der Ehrenwerte Armitage hörte es. Er lächelte vertraulich als der eigentliche Herr des Hauses. Wer hier ein- und ausging, wußte, woher das Geld für dies heimliche Stückchen London in Rom kam. Es stand als stille Geschäftsausgabe neben hundert anderen Posten aus Teheran und Lissabon, aus Athen und Süd-Arabien, aus dem Balkan und Nippon in den Büchern Alt-Englands.

„Nur immer zäh, Ihr guten alten Burschen in Paris!" sagte er so kordial zu Jean Bollin, als seien sie seit Jahren dicke Freunde. „Halloh! Wir sammeln jetzt die Reste der Belgier. Wir holen die Japs heran, wir zwingen die Portugiesen. Wir bringen Euch die Neutralen! Alle! Fünf Neutrale gegen jeden Hunnen!"

„Und wenn sie nicht wollen?"

„Nicht wollen?" Hugh Armitage war fassungslos. „Die Neutralen?..."

„Nun ja ...“

„Haha ... Ihr macht immer Späße ... Ihr Franzosen ...“

„Man kann sie schließlich nicht zwingen ...“

„Das ist eine Frage von Ebbe und Flut! Ich gebe zu, daß in Atlantic und Ostsee die Annäherungsverhältnisse ungünstiger sind. Aber im ganzen Mittelmeer ragen doch die Städte unmittelbar aus der See!“

„Ja ... und weiter ...?“

„Nun, by Jove, sie sehen dort nur unsere zwölfzölligen Granaten! Unsere Schiffe selbst sehen sie gar nicht. So weit draußen liegen die am Horizont!“

„Ach so ...“

„Nichts ist leichter als offene Häfen bombardieren. Denken Sie an Kopenhagen und Alexandrien! Es wäre uns peinlich, das wiederholen zu müssen.“

„Aber in das Innere dieser Länder reichen Ihre Geschütze nicht!“

„Das ist eine Frage der Seekontrolle. Südländer sind gegen Frost empfindlich. Sie leiden, wenn die Kohlenzufuhr ausbleibt und Bahnen und Fabriken stillegt!“

„Und falls sie sich doch weigern, mitzumachen?“

„Südländer brauchen Brot. Sie ertragen den Hunger schlecht. Es würde uns wahrhaft betrüben, die schwimmenden Getreidefrachten von den verdächtigen Häfen ablenken und Frauen und Kinder hungern lassen zu müssen. Es ist das Mittel aus dem Burenkrieg, wissen Sie ...“

„Damals starben zwanzigtausend Frauen und Kinder aus Mangel an Nahrung.“

„Leider. Leider. Wir waren sehr traurig. Aber der König hat seitdem keine treueren Bürger. Sie wissen jetzt, was England ist!"

„Auch ich weiß es jetzt!"

„Grüßen Sie Paris und unsere tapferen Mitkämpfer der Zivilisation!"

Jean Bollin stieg die Treppe hinauf. Donna Teresas schwarzäugiges, gelbliches Gesicht beugte sich, seiner schon harrend, über das Geländer. Sie trat vor ihm in das kleine, mit pompejanischen Fresken verzierte Gemach, aus dem der Blick frei vom Pincio bis St. Peter und über die vielen hundert in der sinkenden Sonne leuchtenden Kirchen von Rom bis zur fernen Campagna glitt. Sie sagte unvermittelt und erregt, mit der belegten Stimme der alternden Italienerin:

„Sie sprachen so lange mit Hugh Armitage! Nehmen Sie sich vor ihm in acht!"

„Er hätte sich besser vor mir in acht nehmen sollen! Er hielt mich für einen Franzosen!"

„Sie aber sagen sich von den Pflichten los, die Ihnen Geburt und Gewissen vorschreiben! Umsonst ruft Frankreich nach seinem verlorenen Sohn!"

„Ich bin ein Sohn des Elsaß, nicht Frankreichs!"

„Und wie kommen Sie dann unangemeldet zu mir? Drängen sich als Pro-Hunne unbemerkt unter meine Gäste . . .?"

„Ich bin froh, daß ich einmal in den Seelen Ihrer Freunde lesen durfte."

„... entwürdigen zynisch die Unbefangenheit eines Mannes wie Armitage für Ihre Bocherie? Wissen Sie nicht, daß mich das meine Stellung kosten kann, gegenüber der Englischen Botschaft?..."

„Das glaube ich nicht..."

„Warum?"

„Weil Sie viel zu viel wissen! Die Englische Botschaft fürchtet sich eher vor Ihnen!"

Die alte Italienerin lächelte unwillkürlich geschmeichelt. Die Geschäftsklugheit des Südens gaukelte unter der weißen Puderschicht auf ihren wieder liebenswürdigen, aber besorgten faltigen Mienen. Sie bot ihrem Schwiegersohn keinen Stuhl an.

„Ich muß wieder hinunter! Jede Minute ist heute kostbar. Ich habe keine Ruhe, bis ich Sie nicht wieder aus meinem Hause weiß! Diese Konversationen der Entente sind nichts für Ihre Ohren. Ich habe Sie nicht zu mir eingeladen. Sie sollten Baussette an einem dritten Ort sprechen."

„Wo ist sie?"

„Hier in Rom. Sie wohnt in der Congregazione dei Martiri! Es ist ein belgisches Institut der Frömmigkeit."

„Kann ich sie jetzt dort aufsuchen?"

„Nein. Nein. Es würde Verdacht erregen. Seien Sie morgen früh nach der Messe — sagen wir um acht Uhr, hier hinten an der Mauerpforte zur Villa Borghese! Sie kennen den Ort?"

„Ja."

„Das weitere überlasse ich Baussette! Vielleicht tut der Himmel ein Wunder der Liebe..."

„... An ihr!"

„... und heiligt Ihre irdische Liebe zu meiner Tochter in die erhabene Liebe für Frankreich und die Menschheit .."

„Ich will nur meine Frau aus diesem Hexenkessel holen! Weiter trage ich nach nichts Verlangen ..."

„... und öffnet Ihnen in zwölfter Stunde die Augen, wo Ihr finanzieller Vorteil und eine gesicherte Zukunft ist!"

Donna Teresa schaute angstvoll um sich. Sie brachte selbst ihrem Besucher Hut und Stock und drängte ihn durch einen Seitenausgang auf die Straße und atmete auf, als er um die Ecke der Via Ludovisi gebogen war. Jean Bollin schritt aus dem Stadtviertel der Neuzeit nach dem alten Rom hinunter. Die Straßen brausten. Die Gassen tosten. Die Plätze wimmelten. Die Luft glühte wirr und zitternd wie auf einem Jahrmarkt in der feuchten Schwüle des Sirokko. Im Café Aragno standen Besessene auf den Stühlen, schwangen Depeschen, schrieen zur Menge. Auf dem Corso trugen Verrückte atemlos Greise in roten Garibaldihemden und Serben auf den Schultern umher. Auf der Piazza Venezia streute ein alter Herr vom Balkon mit feuchten Augen Blumen auf die Menge. Eine Luft- und Lärmspiegelung drüben in der Via Venti Settembre. Menschenbrausen. Fahnen und Fanfaren. Ein tausendstimmiger Gesang.

„Sie kommen! Sie kommen!"

„Zur Englischen Botschaft!"

„Der Botschafter steht schon auf dem Balkon!"

Vom ersten Stockwerk des Palastes an der Porta Pia schimmerten helle Damenkleider, drängten sich hagere

Britenköpfe. Unten nahte der Triumphzug der Straße. Die umkränzten Banner. Schmetternde Musikkapellen. Die Politiker stürmten, den Hut im Genick, ordnend die Reihen entlang. „Lemme, lemme, Beppo! ... Schreie, Pompeo, Du Faulpelz! Wofür hast Du von der Exzellenza da oben Deine fünf Lire!" Arm in Arm marschierten die verkleideten Quiriten heran. Zwischen ihnen Fremde aller Völker. Jean Bollin sah das Tollhaus der Erde an sich vorüberziehen. Vergnügt grinsende Japaner, im Sturmschritt neben den Streichholzhändlern der Piazza, einen langen Neger mitten in der Menge, langmähnige russische Spitzel mit der Papyros im Mund und an ihrer Seite amerikanische Touristen, Damen und Herren, selig über den ungeheuren europäischen Spaß. Er sah mit Rosen bekränzte Serben und Tschechen. Das ehrfurchtsvolle Hütelüften vor einem der geflohenen Fürstenmörder von Serajewo. Der Jubel schwoll jäh und tosend an. Er brauste zu dem Palast an der Porta Pia empor. Hoch England! Hoch der Krieg! Eine Lady stand ganz vorn auf dem Balkon. Sie breitete stürmisch die Arme aus.

„Ihre Exzellenz! Die Gattin des britischen Botschafters, Signore! Ah Brava! Brava! Sie wirft Kußhändchen unter das Volk!"

Die Kußhände flogen in den Menschen- und Straßenkehricht hinab. Die Massen hatten sich wieder in Bewegung gesetzt. Sie sangen. Jeder dieser heiseren Tausende von Männern und Frauen schien das Lied zu wissen. Der Römer neben Jean Bollin war erstaunt:

„Sie kennen die Oberdank-Hymne nicht, Signore?"

„Oberdank?"

„Nun ja! Der heilige italienische Märtyrer ... Erinnern Sie sich nicht an die Höllenmaschine in Triest ...?"

„... der er zum Opfer fiel?"

„Nein. Er ließ sie springen, Signore!"

Das Anarchistenlied dröhnte. Professoren, Gensdarmen, Offiziere sangen es mit. Ein Gymnasiast schwenkte eine Fahne mit den Stadtfarben Triests. Die Scheiben deutscher Läden klirrten. Es lebe die heilige Selbstsucht! ... Es lebe England! ... Jean Bollin blickte auf die Uhr. Wie lange noch bis morgen früh! ... Er dachte sich: Wenn ich doch in dies belgische Asyl dringe, Baussette mit mir nehme, und sei es auch vorläufig nur bis in die Schweiz? Nur heraus aus diesem Irrenhaus! Aber im selben Augenblick stand sein Herzschlag still: Da war seine Frau! Da marschierte sie dicht vor ihm in dem von Staub und Glut und Massenklang der Oberdank-Hymne überzitterten Zug. Mit ihren Freundinnen, den Belgierinnen. Die eine von diesen war in zerfetzte graue Gewänder gehüllt. Sie hatte die Haare aufgelöst und trug Sandalen an den Füßen, um das trauernde Belgien darzustellen. Ihr bloßer rechter Arm hob eine schwarze Trauerfahne, zu der die Menge ringsum aufraste und emporschrie. Mit dem linken hatte sie Baussette untergefaßt, als suche sie im Namen Belgiens bei dieser majestätischen und leidenschaftlichen, feierlich in ihrer südlichen Schönheit daherschreitenden Verkörperung Frankreichs Schutz. Zur anderen Seite war Baussette in einen baumlangen Montenegriner eingehängt, der zur europäischen Tracht den

buntgestickten Cerevis auf dem wilden braunen Räuberkopf trug. Man jubelte auch ihm zu, dem Stammesgenossen der italienischen Königin. Die Drei, die Belgierin, Baussette, der Sohn der Schwarzen Berge, grüßten und winkten mit wildfiebernden Augen Arm im Arm.

Die Straße war still. Der Zug und sein Lärm in der Ferne verhallt. Jean Bollin stand einsam da. Er hob den Kopf, kam zu sich, ging schwer und müde nach dem Bahnhof zurück. Dort hörte er heimatliche Laute. Die letzten Deutschen verließen für immer Italien. Er fuhr mit ihnen bis Lugano. Von da, diesseits der Schweizer Grenze, schrieb er an Donna Teresa einen Brief.

„Ich bin nicht mehr zu dem Tor der Villa Borghese gekommen. Ich erblickte Baussette schon vorher. Sie war von Sinnen. Sie glich einer Rasenden. Wie alle außer mir. Ihr Anblick lehrte mich: Es wäre umsonst gewesen, hier mit ihr zu reden. Eine fruchtlose Demütigung für mich. Die Welt ist wahnsinnig geworden. Wahnsinnig vor Haß gegen Deutschland. Und sie mit. Rom hat es mir gezeigt. Ich kehre nach Deutschland zurück. Dort erwarte ich Baussette. Dorthin soll sie kommen. Und dorthin wird sie einmal kommen, wenn die Stunde der Erkenntnis über die Welt kommt. Möge die Stunde nahe sein, so furchtbar sie ist. Dann empfangen Baussette meine offenen Arme in Straßburg."

11.

Im Wirbelspiel von Hunderten von tanzenden Hämmern und schmetternden Messingplatten, im Züngeln und Hüpfen purpurner Flammen aus farbigen Nebeln, im Kreischen von Krahnen, Klirren der Ketten, Donner der Räder und Riemen stand, als Herr dieser Welt von Feuer und Kupfer um ihn, der Geheime Kommerzienrat Jean Nessius. Als er da unten in der Pfalz, schon nahe am Hessischen, nach Siebzig die Fabrik vom Vater übernommen, wußte man selbst im badischen Musterländchen nur zwischen Weinheim und Karlsruhe von ihrem bescheidenen Dasein ... Heute war ihr Wald kirchturmhoher Schlote ein weithin ragendes Wahrzeichen der Rheinebene, heute war der Name der Messingwerke Jean Nessius auf der ganzen Erde bekannt. Der alte Großindustrielle beobachtete inmitten der Arbeit seines Lebens und inmitten seiner Tausende von Arbeitern in seiner Lieblingshaltung den Betrieb, die Hände auf dem Rücken, die Schultern der riesigen Gestalt prüfend vorgebeugt, die feucht-schimmernden strengen Augen scheinbar nirgends und doch überall. Der Brandschein der Schmelzöfen rötete seinen graubärtigen und graubuschigen Kopf. Die Luft um seine Kniee zitterte von der Hitze der glühenden Sandformen am Boden. Er legte die Hand ans Ohr,

senkte die eigenwillig gebuckelte hohe Stirne zu dem Buben mit der abgezogenen Mütze vor ihm und donnerte:

„Wer ist draußen?“

„Der Herr Philipp Nessius!“

„Ach geh' ...“

„Doch, Herr Geheimrat!“

„Mein Neffe — der Philipp?“

„Er möcht' mit dem Herrn Geheimrat reden! Er sei eigens aus dem Oberland hergefahren!“

„Ei — so spring' doch und hol' ihn bei! ... Jetzt da guck' emal an ... der rote Philipp! Wie komm' ich denn zu der hohen Ehre?“

Philipp Nessius stieg mit der Sicherheit des Fabrikleiters über die Scherben und Schienen, Glut und Löcher des Bodens, auf ihn zu. Auf seinem frischen und sonnengebräunten Gesicht, mit dem er stets eher aus dem Walde als aus dem Werksaal zu kommen schien, lag die unverhohlene Anerkennung des Fachmanns.

„Bei Dir wird auch nicht schlecht geschafft, Onkel Jean. Du schenkst den Leuten nix, Du alter Tyrann!“

„Mir selber am wenigsten, Philipp!“

Die beiden Fabrikherren, der alte und der junge, standen nebeneinander in der Halle, die, wie viele hundert andere in Deutschland, seit Kriegsbeginn rastlos Tag und Nacht und Nacht und Tag im Fieber der Munitionsherstellung pulste. Philipp Nessius schrie es bewundernd und beinahe andächtig dem andern ins Ohr.

„Man sollt' es nicht denken, daß es so viel Ofentürche auf der Welt hat, Onkel!“

Auf großen Rollwagen waren die in ganz Deutschland gesammelten messingenen Ofentüren zu Tausenden aufgeschichtet. Reihen weiterer Wagen standen noch draußen im Hof. Philipp Nessius machte eine unwillkürliche Bewegung der Anteilnahme.

„Da möcht' man sich gleich die Hemdsärmel aufkrempen und mitschaffen!“ sagte er und sah, wie rußige Fäuste die klirrenden Stapel von Ofentürchen immer gleich zu Dutzenden rafften und in die aufgerissenen Mäuler der Schmelzöfen schmissen. Gleich darauf war das Wunder da: Was eben noch ein Stück alltäglicher Hausrat gewesen, spielte in märchenhaftem Regenbogenglanz, in grasgrün, himmelblau, goldig und scharlachrot wallenden Dämpfen und Schleiern über dem glotzenden Schlund, quoll aus den von zwei Männern geleiteten Schwebekesseln als weißflimmernder Feuerbrei in die Formen, wurde zur Wehr und Waffe gegen die feindliche Welt.

„Wieviel Patronenhülsen machst Du denn täglich, Onkel?“

„Millionen.“

Mehr sagte der Geheime Kommerzienrat Nessius nicht. Er nahm den Besucher beim Arm und führte ihn mit sich. Es klirrte zu ihren Füßen im Umkreis des Brandscheins. Schweißbedeckte Arbeiter bückten sich und schleuderten, was da beschlagnahmt lag, in die Reihen hungernder Schmelzofenrachen: Messingkessel, Kupferkübel, Wasserschiffe, Kasserolen, Bazarkitsch und Bädermitbringsel, Photographierahmen und Scherzartikel stürzten kopfvor in den feurigen Ofen.

„Was da all für Zeug aus der Welt kommt!" sagte Philipp Nessius. Er stand mit seinem Oheim auf einem der Fabrikhöfe in der plötzlichen warmen Stille eines sonnigen Junimorgens. Unter dem Blau von oben schimmerte hier unten alles scheinbar gelb von Gold wie in Midas' Reich. In mannshohen Haufen türmten sich die zierlichen dünnen Gitterstücke der ausgestanzten Messingtafeln, am Boden schimmerte in tausendfachen, feinen, flimmernden Messingspiralen der Abfall der Drehbänke. Ein offener Eisenbahnwaggon daneben hatte die Aufschrift: „Mil. General. Direktion Brüssel". Der kam aus dem Krieg. Die unzähligen messingenen Patronenhülsen, die er barg, waren gebraucht, waren glanzlos, verrußt, beschmutzt, vom Nagelschuh zertreten, waren zerplatzt und zerrissen, weil der Gewehrlauf schon vom Schießen glühte, in den sie eine feste braune Männerhand schob. Sie waren aus der zerwühlten Erde, den zerschlitzten Sandsäcken, den zerschossenen Holzsplittern und gezackten Blechfetzen der Schützengräben gesammelt. Sie hatten den Tod von Ypern gesehen oder das Labyrinth von Arras. Nun trugen Mädchen sie in Körben fort wie Fischerinnen die Krabben am Strand. Andere hoben die Messingkartuschen vom Wagen, die sich in Blitz und Donner ferner Batterie-Stellungen des Ostens neben ihren Feuerspeiern aufgestapelt hatten, und schleppten sie hinein, den neuen Flammenschlünden der Schmelzöfen zu, damit sie, deren Inhalt schon einmal den Tod auf den Feind geschnellt hatte, von neuem dem Feindestod dienten.

Der gewaltige Schatten des Kriegs lag unsichtbar über dieser Messingwelt, die arbeitsfroh im Sonnenschein funkelte.

Er hielt auch seine ernste Hand über Jean und Philipp Nessius, die beiden Blutsverwandten und Parteifeinde, die es sonst vermieden, sich anzusehen, wenn sie sich in Karlsruhe auf der Straße begegneten.

„Also, Philipp — viel Zeit haben wir beide nicht. Zum Pläsir hast Du Dich bei der Hitz' auch nicht auf die Eisenbahn gesetzt. 'Raus mit der Red'! Was giebt's?"

„Hast Du das Eiserne Kreuz gesehen, Onkel Jean, das sich da einer von Deinen Leut' mit Kohle auf sein Schmelzöfche hingemalt hat ... gleich am Eingang links?"

„Der Ditter! Ha — der hat's auch wirklich! Der ist arg stolz drauf, der Mann! Der hat's sich von Saarburg mitgebracht und sein lahmes Bein dazu!"

„Guck — ich bin wie Dein Ditter! Ich muß, eh' der Krieg um ist, mir mein Eisernes Kreuz auf meine Fabrik anmalen dürfen, wie der an seinen Ofen!"

„Du willst mit hinaus?"

„Ich will nicht. Ich muß. Mich halten zehn Gäul' nicht mehr! Und die Leut' in Karlsruhe erst recht nicht! Ich hab' getan, was sie gewollt haben! Ich hab' meinen Betrieb auf die Granaten eingerichtet. Jetzt läuft er von selber. Er braucht nur noch die Aufsicht."

Neben ihnen war ein offenes Fenster des Maschinensaals. Man sah, wie da innen die Kraft des Dampfes in blindem Gehorsam Deutschland diente, wie die langen dünnen Messingschlangen von rüstigen Eisenketten gepackt und über Trommeln gewunden wurden, wie kantige Messingstangen in stählerner Umklammerung sich knirschend

streckten, wie glitzernde Messingplatten unter dem Maschinenschnitt in vier Teile auseinanderfielen.

„Ich brauch' einen, der, wenn ich weg bin, bloß als einmal hineinguckt und mit einem Donnerwetter dazwischenfährt. Aber einen, dem sie nix vormachen können!" sagte Philipp Nessius. „Und da bin ich zu Dir! Wir haben ja sonst arg wenig Freude aneinander, Onkel Jean ..."

„Ja, das mein' ich auch!"

„Du bist der große Herr in der Ersten Badischen Kammer und ich hock' zu Euerm Verdruß in der Zweiten, weil das Volk so arg dumm ist und mich als wieder hineinwählt! Du bist der Herr Geheime Kommerzienrat und ich bin der rote Philipp! Du denkst, Du bist der Herr und das da sind die Arbeiter, und ich denk' halt: Arbeiter sind wir alle ..."

„Ja meinst Du denn, ich sitz' da und pfleg' mich? Du liebe Zeit: jetzt gar im Krieg hat's bald jeder Karrengaul besser wie ich!"

„Eben. Arbeiten tun wir alle! Ob ich jetzt Granaten dreh' oder Du Patronen, das ist ganz gleich, wenn's nur denen drüben die Köpf' verschlägt! Und wenn sie 'rüberkommen täten, dann schießen sie Euch durch Eure dicke Bäuch' grad so gut wie uns!"

„Philippche, sei manierlich! Wenn man mich schon um das Kostbarste bittet, was ich hab', um meine Zeit ..."

„Ich bitt' gar nicht! Ich verlang's! Ich bin Anfang Dreißig. Ich gehör' jetzt hinaus. Du bist Anfang Sechzig. Du gehörst hinten hin. Da ist jeder an seinem Platz."

„Und wenn ich Dir sag': da vorn kommen sie leichter ohne Dich aus als da hinten ..."

„... nachher antwort' ich Dir nur: 'naus! Nix wie 'naus! Ich hab' mein Teil da hinten geschafft! Ich hab's dick! Wer das versteht, dem brauche ich nichts weiter zu sagen. Und wer's nicht versteht, da ist erst recht jedes Wort für die Katz!"

Als sie nach einer halben Stunde dem Ausgang zuschritten, umfing sie wieder das flackernde Rot des Feuers, das Gelb des Messings, das Bunt der Dämpfe, das satte Braun der Kupfertafeln. Kriegerfrauen standen und streckten und formten an den Werkbänken an Stelle ihrer Männer draußen die Führungsringe für die Granaten. Der Boden schien wie in einem Märchen von Tausendundeinernacht von unzähligen Goldstücken übersät. In Körben stand scheffelweise rings das gleißende rundgemünzte Metall. Die Maschinen faßten hurtig die kleinen Messingscheiben, stülpten sie wie die Pilze, machten aus ihnen gelbe Pfännchen für die Infanteriegeschosse, kleinere rötliche für die Browning-Pistolen, gaben sie von einem stählernen, dampfgelenkten Arm zum andern, bis in die stillen Räume, in denen Hunderte von Mädchen an langen Tischen die fertigen Patronenhülsen putzten, prüfend gegen das Licht hielten und sortierten.

„Wegen mir können sie draußen Tag und Nacht schießen!" sagte der Geheimrat. „Ich komm' schon mit meiner Sach' hinterdrein. Was Kupfer und Messing ist, dafür steh' ich gut!"

„Und wir für Nickel und Stahl!"

Sie standen am Gitter und zögerten.

„Also Onkel Jean: Du schaust bei mir nach dem Rechten?"

„Ich hab' ‚Ja' gesagt, Philipp! Zweimal sag' ich nichts!"

Wieder zauderten sie.

„Horch' mal, Onkel Jean: gedenkt's Dir noch, wann wir uns zuletzt die Hand gegeben haben?"

„Ich mein' als, das ist schon zehn Jahr' her, wie Du Dein Examen am Polytechnikum gemacht hast! Da hat man noch gedacht, es wird was aus Dir!"

„So ein richtiger Nessius von Eurer Sort'! Das werd' ich nie und nimmer mehr!"

„Ich glaub's!"

„Und so ein alter Dickkopf wie Du wird auch nicht mehr gescheiter!"

„Ich bleib' bei dem, was ich Zeit meines Lebens für recht gehalten hab', Philippche, bis mich unser Herrgott holt!"

„Aber deswegen könnten mir uns jetzt doch . . ."

„Ich mein's auch . . ."

Jean Nessius und Philipp Nessius drückten sich beide kräftig die Hand. Dann kehrte Philipp Nessius nach dem Bahnhof zurück. In tiefem Sommerfrieden lag vor seinen Augen auf der Fahrt heimwärts das sonnenfrohe Land. Es war ein unwahrscheinlicher Gedanke, daß dieses ganze blühende, schaffensfreudige Deutschland nur noch eine einzige große Insel war, um deren Küsten der irrsinnige Haß der halben Menschheit brandete, eine einzige unerschütterliche Riesenfestung, vor deren Toren sich heulend und zähnefletschend Neger und Araber, Inder und Kalmücken, Japanesen und Kosaken drängten. Aber Philipp Nessius sah in diesem Frieden den Krieg hinter dem Krieg. Er sah den Wind über die reifen Felder wehen und die Ähren sprachen: Wir kämpfen gegen England und den Hunger. Er sah die Eisenbahnzüge mit Kohlen, und es war, als

stände auf den verrußten Wagen: Glückauf für Deutschland aus tiefem Schacht! Er sah den Qualm der Schlote nah und fern, und in ihm war mit glühenden Funken geschrieben: Wir kämpfen für Deutschland, von Köln bis Höchst, von Ludwigshafen bis Essen. Er sah das Rote Kreuz in weißem Feld an den Häusern und hörte die Stimmen der Frauen: Wir pflegen und streiten. Er sah die lachenden Gesichter der Buben, die am Weg mit Holzsäbeln und bunten Fähnchen Krieg spielten, und hörte aus ihrem Geschrei: Wir wachsen für Deutschland.

Drüben, im Laboratorium seiner Fabrik in Nonnenbach wirkten, als er eintrat, stumm und geheimnisvoll die Naturkräfte. Geschäftig aufrecht wie ein lebender Gehilfe, schied der Elektromagnet die kostbaren schwarzen Häuflein, die Deutschlands Waffenindustrie brauchte, von dem niederstäubenden Abfall. Auf rüttelnder, schräger Wasserfläche trennten sich die farbigen Flüsse von dem einen, dem wertvollen in der Mitte, auf den alles ankam. Unter Glasglocken ringelten sich die Spiralen der Elektrolyse. Die flüssige Luft rauchte weißlich wie heißes Wasser im gefrorenen Quecksilbertiegel und brannte dem Unvorsichtigen Blasen an die Finger. Wie Heinzelmännchen arbeiteten die Naturgesetze für Deutschland in dem stillen Raum, in dem Professor Ludwig Nessius so in seine Untersuchungen vertieft saß, daß er den Eintritt seines Bruders Philipp kaum hörte.

„Guten Tag, Louis!"

„Stör' mich doch nicht ewig, Philipp!"

„Vor acht Stunden war ich zuletzt bei Dir! Hast Du denn die ganze Zeit da gesessen?"

Der verwachsene, blasse, kleine Chemiker sah auf. Er hatte Zeit und Essen und alles vergessen.

„Wenn freilich alle Fingerlang eines hereintappt und herumtrampelt . . .," sagte er seufzend und dann mit einem Triumph hinter den Brillengläsern: „Aber meinetwegen kreisch' Du jetzt wie ein Neckarfleetz! Es macht nix! Ich hab' den Ersatz!"

„Schon wieder einen neuen Ersatz?"

„Nur immer drei Monat' Zeit! Dann hat's nichts auf der Welt, wofür wir nicht den Ersatz parat haben!" sagte der Gelehrte und stand auf. Es war auf seinen feinen und hageren Zügen etwas von der Kaltblütigkeit des Fechters, der Schlag um Schlag die Todesstöße des Feindes pariert. Jetzt eben, vor wenigen Wochen, den schwersten. Der Salpeter lag in Chile. Aber Deutschland fing sich den Salpeter aus der Luft. Holte wie ein Tausendkünstler aus dem leeren Nichts Dünger und Eiweiß und Hefe, ersetzte Gummi und Benzin, Baumwolle und Petroleum, Hafer und Jute. Der Kreislauf der Welt stockte, seitdem Deutschland aus ihm geschieden. In den Häfen und Speichern der fernsten Küsten stauten sich die Güter. Aber in Deutschland selbst entstanden sie zugleich neu aus denkendem Hirn und chemischer Formel.

„Was Du hier drinnen treibst, da kann ich mich drauf verlassen, Louis!" sagte Philipp Nessius lachend und klopfte dem Bruder sacht auf die zu hohe Schulter. „Misch' Dich nur nicht ins Kaufmännische 'rein, wenn ich weg bin! Da denkt man, Du kommst vom Mond! Dafür hab' ich andere Leut'!"

Der kleine Gelehrte machte eine Bewegung des Abscheus. Er und freiwillig sein Laboratorium verlassen, jetzt, wo der Traum seines Lebens erfüllt war, wo man endlich sechzehn Stunden täglich aus dem Vollen drauflos experimentieren konnte, ohne Rücksicht auf Kosten, ohne Rücksicht auf Konkurrenz, mit allen Hilfsmitteln, mit denen einen Staat und Heer und Geist der Zeit freigiebig überschwemmte.

Er nahm sinnend ein Stück Schlacke in die Hand, die vor vielen Jahren schon verworfen war und jetzt aus irgendeinem Erdloch heraus ihre Auferstehung feierte. Man sah an seinem still leidenschaftlichen Gesicht, daß in dem unscheinbaren, schwarzen Brocken wieder ein neuer Schwadronshieb gegen die Engländer stak. Philipp Nessius wollte ihn nicht länger stören. Er ging hinüber in den Fabrikhof. Dort warteten auf ihn die alten Werkmeister, die er nach Feierabend hinbeordert. Er stellte sich, wie er es immer tat, mitten unter sie und sagte:

„Morgen, Ihr Leut', tret' ich eine längere Geschäftsreise an. Wir dürfen den Verkehr mit dem Ausland nicht zu sehr vernachlässigen! Grad' jetzt im Krieg! Da muß ich 'mal selber hingehn und schauen, was die lieben Nachbarn machen ... Ja, da lacht der Wehrle ..."

„Ich weiß schon, wie Sie's meine, Herr Nessius!"

„Wir wollen's alle einer wie der andere meinen, Ihr Männer! Im Frieden war uns vieles nicht recht. Und nach dem Krieg wird uns gerad' so wenig alles recht sein. Nübling: Jetzt red' ich! Nachher können Sie bawweln! Aber jetzt ist Krieg! Wir hören's schießen. Einer von uns

ist unter uns, aber wir sehen ihn nicht mehr. Den Bockstaller haben sie eben da, wo wir stehen, totgeschossen!"

Durch die Abendstille kam aus der Weite überm Rhein, von den Vogesen her, ein kaum hörbares, dumpfes Grollen. Philipp Nessius blickte flüchtig nach Westen, wo die Sonne in Blut versank.

„Der Bockstaller ist vor dem Feind gefallen. Hier ist auch Krieg. Nicht blos da, wo ich hingeh'! Jeder, der hier an der Drehbank steht, der steht auch vor dem Feind. Der ist auch ein Krieger. Vor dem zieht auch jeder den Hut. Der hat auch sein Teil, daß die Menagerie da drüben hinterm Elsaß nicht auf uns losgelassen ist! Da giebt's jetzt nix anderes als das! Wir wollen leben und, solange wir leben und hundert Jahre drüber hinaus, soll jedem noch der Buckel jucken, wenn er daran denkt, mit uns anzufangen! Das Pläsir soll ihnen vergehen! Da denkt daran und versprecht mir, ehe ich weggehe, daß Ihr alle so denkt! Dann bin ich schon ruhig! So! Jetzt geb' mir jeder die Hand drauf! Guckt emol: der Nübling zuckt die Achseln und geht weg! Laßt den Simpel laufen!... Die Hand her, Wehrle! Die Hand her, Pfändler! Die Hand her, alle ... So ... Mehr reden wir nicht!"

Draußen sank die Sonne über dem Pfälzer Land und warf die langen Schatten der Kuhgespanne über die dämmernden Felder, zeichnete seltsam groß, gleich einer germanischen Riesin, die Umrisse einer mähenden Magd am Abendhimmel, schimmerte in letzten Lichtern auf den Flachsköpfen der Buben und Mädchen, die jetzt noch Wasser vom Brunnen in die Gemüsebeete schleppten und das

schnatternde, weiße Gesprenkel der Gänseherden von der Dorfgasse in den Stall trieben. Wie in der Fabrik die Graubärte neben den Kriegerfrauen die Granaten drehten, so häufelten auf den Äckern die Greise mit den Weibern und Kindern die Kartoffeln und sichelten das Futter und hackten in den Rüben und richteten die sturmgebeugten Hopfenstangen hoch und pflanzten die Tabackstauden aus dem Keller ins Land und schnitten über dem braunen Bast die Maistriebe und pumpten den Pfuhl in das Faß auf dem Leiterwagen. Mädchen striegelten an Stelle der Knechte die letzten noch vorhandenen Pferde und fütterten den angeketteten, augenrollenden Stier im Stall. Über Kuhgebrüll und Schweinequieken, über Sensendengeln und dem Rattern der Häckselmesser schwebte ein „Unser täglich Brot gieb uns heute!" Uns und denen dort, in der nachthellen Fabrik und allen Deutschen. Mit unzähligen Händen arbeitete Deutschland, mit jungen und welken, mit großen und kleinen. Alles half an allen Orten. Es mußte gehn, auch ohne die Männer von zwanzig bis vierzig.

Die waren fort und fern. Draußen vor dem Feind und daheim noch in den Kasernen. In der Turnhalle einer Volksschule in Karlsruhe standen sie in zwei Gliedern beim Sonntagmittag-Appell, schon feldgrau, aber noch in einer Wellenlinie, der Wille besser als die Richtung. Der Feldwebel rang, über den Flügelmann hinäugend, die Hände:

„Die Bäuch'! Die Bäuch'! Die dicke Bäuch'! Dees is jo wie beim Brand im Hutzelwald! Tut mer doch den einzigen Gefallen und hebt Eure Bäuch' besser ein... vom Bleile und dem Klinkfuß bis hinunner zum Nessius!

Der Nessius — der steht gut und is doch auch erst acht Tag dabei! Wenn's der Mann kann, dann könnt' Ihr's doch auch ... Rührt Euch! ... Uff! Mir rinnt schon 's Wasser 'runner! Da bin ich bald lieber im Unnerstand wedder die Turkos als dees Geschäft hier ... Lache Sie net, Sie da hinte, der Rotbart mit der Brill' ... Weine möcht' man! No — als Kurasch, Ihr Leut'! Es wird schon gehn!"

Der Oberleutnant und Kompagnieführer saß an der Wand der Halle auf einem Holzstuhl. Sein verwundeter Fuß war noch lange nicht ausgeheilt und hinderte ihn doch nicht, hier den ganzen Tag selbst die Ausbildung des ungedienten Landsturms zu leiten.

„Halten Sie mir die Mannschaft in guter Laune!" sagte er zu dem herangetretenen Feldwebel. „Es sind doch schon zum guten Teil bärtige Leute ... haben Frau und Kind daheim ..."

„Ha — ich spring' ja mit ihnen auch um wie mit 'nem rohen Ei, Herr Leutnant!"

„Na — na ...," sagte der Preuße.

„Oh mei! Des sind Pfälzer Krischer! Die würde höchstens an einem irr, wenn m'r leise redde tät'!" Der Feldwebel stand vor seinem Vorgesetzten stramm, der behutsam aufstand und, zwei Finger am Mützenrand und freundlich gegen die Front hin nickend, auf seinen Stock gestützt, die Halle verließ. Dann wandte er sich wieder an die Mannschaft.

„Also heut' Nachmittag von ein Uhr ab Ausgang! Was is, Wehrmann Nessius? Sie wolle jetzt schon fort! Sie habe zu tun? Das glaub' ich gern, daß ein

Mann wie Sie viel im Kopf hat!... Aber gerade wo Sie e jedes kennt — können Sie denn jetzt die Ehrenbezeugungen?"

„Es wird schon gehen!"

„Ha ja — ich denk's! Und wenn Sie ein Vorgesetzter 'ranwinkt, weil Sie sich tappig anstelle, so melde Sie ihm halt, Sie wären erst vor 'ere Woch' als Kriegsfreiwilliger eingetreten. No wird er schon nit zu wüscht gegen Sie werde!"

„Zu Befehl!"

Als Philipp Nessius vor das Tor der Schul-Kaserne trat, trug er eine Uniform von vergilbtem Feldgrau, die schon Frankreich und den Feind gesehen, an Stelle der eigenen, noch nicht fertig gewordenen Sachen. Dieser auf der Kammer sauber gereinigte Rock hatte an der rechten Brustseite ein mit weißem Zwirn gestopftes Loch. Da war eine Kugel herein und durch den früheren Träger gegangen. Philipp Nessius wußte nicht, wer der war. Ob reich oder arm. Vornehm oder gering. Ob er noch lebte. Im Lazarett lag. Schon wieder in Flandern durch den Schlitz des Schutzschilds spähte. Es war ein Unbekannter. Ein deutscher Krieger. Einer unter vielen Millionen, gleich ihm. Gleich dem, der vielleicht einmal dies Feldgrau tragen würde, wenn ein zweites Loch darin gestopft war...

Und bei dem Gedanken an den fremden, deutschen Mann, den er nie gesehen und nie sehen würde, hatte er das Gefühl einer unermeßlichen, neuen Gemeinsamkeit dieser letzten acht Tage, so wie er es bisher nur in seiner abgeschlossenen

Welt der Arbeit und mit den Männern der Arbeit empfunden, und er sagte sich: Arbeit ist auch das da vorn. Blutige Arbeit. Arbeit aller zwischen Meer und Bodensee.

Ein Angehöriger der Kaiserlichen Marine kam ihm entgegen. Dessen Dienstgrad war für einen Neuling unfaßbar. Philipp Nessius grüßte auf alle Fälle und merkte an dem selbstverständlichen Dank, daß es stimmte. Er grüßte die Unteroffiziere und die jungen Leutnants, den alten General und, zur Sicherheit, noch einmal die Stabsordonnanz zu Pferde dahinter. Er dachte sich: Wer mir das vor einem Jahr prophezeit hätte, daß ich noch einmal so viel Vorgesetzte haben würde, wie der Rhein Kiesel führt! Und jetzt schien es ihm ganz natürlich. So gewaltig umschloß ihn schon der Rahmen des neuen Massengebildes. Nur der Name hatte sich gegen das Alte geändert. Der Sinn, der Dienst an einem Ding über einem, die Unterordnung des Einzelnen unter den großen Gedanken, war geblieben. In dem Erleben dieser acht Tage sah er auf einmal in ganz Deutschland, in wechselnden Formen, in riesenhaften Umrissen diese unzerbrechlichen Bündel der Geister und jeden Einzelnen in ihnen gebunden und doch frei, weil er sich freiwillig einordnete, und sie alle zusammen eben darum die stärkste Macht auf Erden.

In der Volksküche, in die er eintrat, fand er eben noch einen leeren Stuhl neben einem alten Mütterchen. Sie kannte ihn nicht. Ihr Zutrauen galt nur seinem Feldgrau. Sie erzählte von dem Adämle. Es schien ihr Enkel. Packelche kriege — jo — da war der Borsch gleich dabei

— no — und man konnt's ja auch, wo man hier so viel am Essen sparte. Aber beim Schreiben, da war er gern der Letzt'... Vorläufig kriegt er jetzt aber auch nix mehr! Dabei hatte sie schon ein postfertiges Päckchen neben sich liegen, und die beiden Ladenfräulein gegenüber kritzelten noch eilig mit einem Blick auf die Uhr nach dem Essen ein paar enggefüllte Karten und schrieben ihr „Feldpost" darüber, und weiter unten schlug ein dicker Mann in blauer Bluse hitzig gegen den Nachbar hin auf den Tisch: „Jo, steig' mir den Buckel 'nuff! Sell weiß ich besser! Ich hab' drei Söhne draußen!" und drüben zeigte eine junge Frau mit einem Kind auf dem Schoß einer zweiten das Lichtbild eines Landwehrmannes aus dem Felde: „Gucke Sie sich norr den Bart an, wo sich der Schorsch hat stehe-losse! M'r möcht' bald Ängscht' kriege!" und in einer Stille im Gespräch hörte man weiterhin, wie einer zum andern sagte: „So so... verwundet is Deiner? Meiner is in Sibirien... jetzt schon fascht e Johr..." Und Philipp Nessius saß, ein schlichter Soldat, inmitten der kleinen Leute, in all den tausend Wünschen und Hoffnungen und Ängsten und all der Liebe, die zwischen der Heimat und der Ferne, von der Volksküche hinüber zum Schützengraben webten, und sah, wie Deutschland ein einziges Haupt mit zwei Gesichtern des Kriegs dort und des Friedens hier war, und wieder flossen ihm Heer und Volk in eines.

Eine der Vorstandsdamen ging die Reihen entlang und frug ihn wohlwollend:

„Sie kommen mir doch so bekannt vor... Waren Sie nicht schon öfters hier?"

„Ja. Vorigen Sonntag auch. Und am Fronleichnamstag dazwischen ...“

„So? Das ist ja sehr schmeichelhaft für uns!“

„Es schmeckt einem halt hier so gut!“ sagte Philipp Nessius und sah nach dem Ausgabetisch hinüber, wo sich, zwischen den anderen jungen Mädchen, ein erhitzter Blondkopf über einer großen, weißen Schürze bewegte und zwei Hände kräftig in dem Kessel rührten.

„Sie haben wohl gar keinen Anhang hier?“

„Nein!“ Er schaute wieder zu Christiane von Lüdiger, die ihm aus den Erbssuppedämpfen lachend zunickte. „Ich hab' mein Geschäft im Oberland.“

„Und keine Frau daheim?“

„Alleweil noch nicht!“

Dabei lächelten Christiane und er sich über die Köpfe der Leute weg an, obwohl sie in ihrem weißen Nebel im Hintergrund gar nicht hören konnte, was er da vorn am Fenster sprach.

„Wer geht Ihnen dann jetzt daheim zur Hand?“

„Ach, Arbeiter hab' ich schon!“

„Wieviel denn?“

„E Stücker tausend!“ sagte Philipp Nessius und lachte. Die um ihn lachten mit. Sie hielten es für einen Pfälzer Witz. Die badische Geheimrätin sah ihn unschlüssig an, ging weiter und klagte hinten an der Schranke:

„Da sitzt ein Soldat und will einen uzen! Er hätt' tausend Leut' daheim, spricht er!“

„Viel mehr!“ schrie aus dem Brodem heraus Christiane und kippte ihre Kelle in einen Teller.

„Woher wissen Sie denn das?"

„Na — ich kenn' ihn doch!"

„Eben höre ich hier von Exzellenz, wer das ist! ... Das ist ja ein ganz Roter!"

„Weiß ich ..."

„Und den kennen Sie?"

„Na natürlich! Seine Majestät will es ja!"

„Was?"

„Majestät hat gesagt, er kennt keine Parteien mehr, nur noch Deutsche! Ich auch!"

„Christa — kümmer' Dich jetzt lieber um die Suppe!" sagte neben ihr Frau von Flühen und wies auf das Vierteldutzend leerer Teller vor ihr. Christiane schöpfte und füllte sie mit der Übung vieler Wochen.

„Und hat er Dir Deinen Mann nicht verwundet vom Feld heimgeholt?" frug sie dabei, „... so daß er jetzt schon wieder leidlich hier herumhumpelt? Und liefert er nicht auch seinen Haufen Granaten täglich, damit mein Vater genug zu böllern hat da draußen? Und ist er nicht selbst in Feldgrau und geht bald auch hinaus? Na also!"

„Gewiß ... gewiß!"

„Es sagt ja niemand ein Sterbenswörtchen, Fräulein von Lüdiger!"

Die Damen blickten neugierig nach dem Großindustriellen im feldgrauen Rekrutenrock. Der blieb ruhig sitzen, bis der Raum sich leerte, der Boden der großen Suppenkessel frei lag und die Helferinnen an der Ausgabe ihre Schürzen abbanden und sich zurückzogen, und meinte lachend zu Christiane, die sich umgekleidet hatte und zu ihm herantrat:

„Wie? Die Geheimrätin läßt mir sagen, sie hätt' gar nicht gewußt, wer ich war? So seid Ihr! Wenn ich für die andern arbeit', das ist nichts! Aber wenn Tausend für mich arbeiten, dann kriegt Ihr Respekt! Es ist eine bucklige Welt!"

„Ach — es wird ja alles anders!" sagte Christiane. Sie ging mit ihm die Straße entlang. Auf der wimmelte es jetzt, am Sonntag, von Feldgrau. Es waren nicht mehr die Soldaten des Friedens. Es waren Krieger. Nicht nur mehr die zwanzigjährigen, jungen Burschen, sondern bärtige, längst durch Ernst und Sorge des Lebens gegangene Männer. Sie schritten neben dem Kinderwagen, das Töchterchen an der Hand, die Frau am Arm. Gesichter, auf denen man den Ausdruck der verschiedensten Berufe lesen konnte, und doch alle im gleichen, beinahe feierlichen Grau. Alle Krieger. Krieger mit ihren Frauen, wie einst in den germanischen Wagenburgen der Völkerwanderung, und ganz Deutschland zwischen Kufstein und Hiddensee, zwischen Emden und dem Krug Nimmersatt ein einziges ungeheures Heerlager.

Und wie es in dieser letzten Zeit immer häufiger vorkam, daß sie beide zugleich dasselbe dachten und aussprachen, sagte Christiane:

„Wer mir das vor zwei Jahren in Potsdam prophezeit hätte, daß ich am Sonntagnachmittag mit einem Landwehrmann in einer geflickten alten Montur spazieren bummeln würde, und daß alle Arbeiter den Landwehrmann ebenso ehrerbietig grüßen wie er seine Vorgesetzten — na — ich hätte mich schön gewundert . . ."

„Es werden sich auch noch mehr Leute über Dich wundern, Christiane!“

„Oh — das können sie!“

„... und sie tun's jedenfalls auch schon!“

„... aber tüchtig!“

„... und das sagst Du so vergnügt?“

„... Na ja ... wenn man jetzt im Krieg endlich 'mal frei ist und weiß, wozu man seine Kräfte hat und was man früher für ein Schaf war. Nee — nu geht's auf eigenen Beinen! Ich weiß kaum mehr, wie Potsdam ausschaut — so lang ist's her!“

„Und die Mama in Potsdam? ...“

„Ja! Der alten Garde wächst das übern Kopf! Nichts zu machen! Nimm mal zum Beispiel meine Freundin, die kleine Flühen. Die konnte früher buchstäblich nicht über ein paar hundert Mark hinaus rechnen! So ungefähr das Wirtschaftsgeld im Monat. Alles andere besorgte der Mann. Nun auf einmal war er weg. Und dafür hier tausend Geschichten in einer ganz fremden Stadt ... die Verhandlungen mit Behörden, Steuersachen, Polizeianmeldung, Klage von dem Hauswirt in der Garnison wegen der Miete, Anfragen von der Bank ... Anfangs saßen wir vor all dem Zeug wie die nassen Hühner! Aber dann merkten wir: Es ist ja gar kein Kunststück! Es ist ja eigentlich alles furchtbar einfach. Jetzt macht's die Flühen spielend und pflegt dabei noch ihren Mann ...“

„Es ist vieles viel einfacher, als man denkt ...“

„... und wo dazu noch mit viel mehr barem Geld umzugehen ist als im Frieden. Und man reist allein und sitzt

allein im Restaurant und es geht auf einmal auch. Weißt Du: manchmal ist man doch geradezu paff, was wir Frauenzimmer von heut' auf morgen alles können, ohne daß wir 'ne blasse Ahnung hatten! Und was das Schicksal so aus jedem macht! Von meinen Potsdamer Freundinnen, da schreibt mir zum Beispiel gestern Hannah von Sickt fidel als Pflegerin aus Brüssel. Und Trude Hollundt ist mit einem Lazarettzug unterwegs nach den Karpathen. Oder meine Cousine Rhyn arbeitet als richtige Röntgenschwester in Mitau. Na — und ich sitze mit Gottes Hilfe hier, hinter meinem Suppenkessel, und hab' mein Schicksal auch selber in der Hand ..."

Bei den letzten Worten war Christiane ernst geworden und er auch. Wieder sah er da vor sich ein Stück deutsches Leben, das durch den Krieg frei wurde und sich selbst erkannte und aus der Erkenntnis Selbstvertrauen gewann und aus dem Selbstvertrauen Pflichtgefühl und aus dem Pflichtgefühl Kraft. Und wie hier bei diesen bisher so sorgsam umhegten und vor aller Rauhheit des Lebens bewahrten Frauen und Mädchen, so wuchs überall in Deutschland neuer Wille aus schwerer Not. Und je heißer von allen Seiten die Schläge des Schicksals hämmerten, desto härter wurde der Stahl.

Sie hatten das Karlsruher Schloß, vor dem alle Straßen fächerartig zusammenliefen, hinter sich gelassen und gingen nach der Fasanerie. Viele Menschen standen da und schauten nach einem schwindelnd hohen, kaum mehr erkennbaren Punkt in der Tiefe des blauen Sommerhimmels. Es war ein Flieger. Vielleicht ein feindlicher, der wieder einmal,

irgendeine Luftschiffhalle suchend, über die Rheinebene und am Hang des Schwarzwaldes hinstrich, eine Mahnung für die sonntäglich frohe, spazierengehende Menge an den Krieg da draußen vor allen Toren.

„Lang bleiben wir nicht mehr hier!“ sagte Philipp Nessius unvermittelt. „Unsere Hauptausbildung ist jetzt hinter der Front. Da ist man schon halb denen drüben vis-à-vis! Da freu' ich mich drauf!“

Christiane von Lüdiger nickte ihm zu, mit der unbefangenen Selbstverständlichkeit des altpreußischen Soldatenkinds. Das begriff sie völlig, daß ihm die Hoffnung nach vorn schwerer wog als die Trennung von ihr. Und daß sie die letzte war, ihm die Trennung schwer zu machen. Seit er die Uniform trug — und wenn es auch nur das millionenfache Grau eines Gemeinen war, war er ihr noch näher gekommen. Und zugleich fühlte sie, daß auch er sie noch besser verstand und manches an ihr erst jetzt ganz erkannte, nachdem der Geist des Volks in Waffen auch sein Geist geworden war. Er stand immer noch und blickte dem schwindenden dunklen Punkt am Himmel nach.

„Wenn ich erst blos mitten drin bin, Christiane ... Du sagst, Du frägst nicht erst nach Deinen Leuten in Potsdam! Das kannst Du halten, wie Du willst! Aber ich ... ich verlange Dich erst von ihnen, wenn ich ihnen mein Recht auf Dich bewiesen hab', nach Euren Begriffen — nicht nach meinen — so daß sie gar nicht mehr ‚Nein‘ sagen können, auch wenn sie wollten! Soviel Stolz hab' ich auch! Da schau': Da biegt der Kerl da oben ab und fliegt wieder nach Westen. Dem geh' ich nach und hol' Dich hier mir da draußen ...“

12.

Es war der 10. Juli 1915. Der dreihundertdreiundvierzigste Tag des Kriegs. Paris zählte das Völkerringen ungeduldig von je vierundzwanzig Stunden zu den nächsten, wie der Kranke die Genesung erwartet und von der Hoffnung lebt. Paris numerierte den Krieg. Es hatte sich an ihn gewöhnt. Er war ein schleichend gewordenes Leiden, fern vom Herzen Frankreichs an der Seine. Scheinbar fern. Droben im Norden. Seit Monaten hörte man selbst in den stillsten Nächten der Vorstädte kein Geschützgrollen mehr. Die Zeiten waren vorbei, da Alt und Jung nach Creil und Senlis hinausgepilgert war, um in zerwühlten Äckern nach Granatsplittern und Pickelhauben zu suchen. Jetzt mahnten zwischen Triumphbogen und Père Lachaise nur noch die grauen Kranken-Automobile mit dem Roten Kreuz, die Genfer Flaggen auf den in Lazarette verwandelten Hotels an das Blutvergießen draußen. Die Sommersonne überglühte wie immer Lärm und Leben, Staub und Schmutz der Boulevards, die Kastanienbäume der Tuilerien grünten wie im Frieden und Kinder lachten und tollten in ihrem Schatten, die Theater spielten, selbst die Fremden waren wieder da. Die Yankees feilschten um die verdreifachten Preise der

Fälschungen in den Altertümerhandlungen, ihre Frauen und Töchter saßen reihenweise in den Warteräumen der Modehäuser, um sich von den Schneiderkönigen in viel zu kurze und zu weite Röcke, schwarze Matrosenhüte mit goldenen Bienen und schwarzseidene Walliser Hauben kleiden zu lassen, Mexikaner standen vor den Pforten der Night-Clubs, die das Freimaurerzeichen des Schleppers öffnete, am Vendômeplatz dienerten die Türsteher vor den schon sagenhaft gewordenen, goldschweren Südamerikanern. Die Conférenciers der Cabarets schnellten, den Schatten des Zensors hinter sich, in einer Mischung von Spott und Wehmut ihre geflügelten Worte wider Menschen und Dinge des Tages. Paris war zu einem Scheinleben erwacht, das langsamer als sonst auf menschenarmen Plätzen und in halbvollen Kaffeehäusern pulste, das spärlich an Männern war und reich an schwarzgekleideten Frauen, dessen Herzschlag immer wieder stockte, unter dem unsichtbaren Druck des fernen Alps da draußen.

Da draußen, wo die verbrannten Mauern anfingen und die gesplitterten Bäume, wo das Gras in Erdtrichtern wuchs und die vereinzelt über die öden Felder steigenden Offiziere gewohnheitsmäßig alle Augenblicke vor einem verwitterten Holzkreuz am Boden zwei Finger an die Goldtresse des Käppis legten.

Da draußen, wo einzelne dumpfe Schläge und leises Motorsurren nur die Totenstille der Luft unterbrachen, wo die Welt geheimnisvoll und furchtbar wurde in ihrer Einsamkeit, wo auf der Erdoberfläche nur noch die Ratten in gestorbenen Dörfern spielten und Kaninchen durch die

verwilderten Parks verkohlter Schlösser witschten, und wo dafür das Labyrinth der Maulwurfgänge begann, endlos wie der Krieg selber, erfüllt von dem geschäftigen Raunen der Fernsprechdrähte, dem Flüstern erregter Stimmen, leisen Befehlen, Murmeln am Scherenfernrohr, wo alles lautlos zitterte von angehaltenem Atem und dann von einem jähen, aufspritzenden, betäubenden Krach....

„Sapristi!" sagte der alte Diano. Er war nicht erschrocken, obwohl sein Trommelfell läutete und der blaugraue Stahlhelm, den er zu seinem Pariser Sommerzivil trug, metallisch klang. Er wischte sich ein paar Erdbrocken, die ihn vom Außenrand des Schützengrabens herunter überspritzt hatten, aus dem gefurchten Gesicht mit dem gesträubten grauen Schnurrbart. „Was war denn das? Einen solchen Ton kannte man 1870 nicht!"

„Sie machen einen krank mit ihrem 1870, diese Alten!" murmelte hinter ihm ein Souslieutenant zum andern. „Was war denn 1870 gegen dies da? Ein unglücklicher Spaziergang. Weiter nichts!"

„Eine Handgranate von drüben!" Die Stimme des Obersten vom 320. Regiment der Linie war kaum hörbar. „Sie sprechen zu laut, mein Herr Deputierter! Die Boches sind nur zehn Meter von hier!"

„Ah... aber wir sind doch herausgekommen, um Euch Braven der ersten Gräben die Bewunderung der Volksvertretung darzubieten..."

Hinter Achille Diano standen seine Genossen aus dem Palais Bourbon, der glattrasierte, hagere Abbé Weisbec und zwei andere alte Nationalisten mit kriegerischen Stahl-

helmen auf den Grauköpfen und dem roten Bändchen im Knopfloch gleich ihm. Er konnte nicht anders: Er mußte, trotz der Gefahr da drüben, gedämpft seine Ansprache an die graublauen und von Lehm gelben Uniformen um ihn in dem engen, bretterverschlagenen Erdschacht vollenden.

„Empfangt diese zarte Hingabe unseres Vertrauens, meine Freunde! Und entzückt uns durch ihre Erwiderung! Seien wir einig! Trennen wir nicht die Seele von dem Körper Frankreichs. Ihr seid seine Seele in Waffen ..."

„Es wird noch durch Ihre Stiefel dringen ... das Zeug da ...," raunte der Oberst. Achille Diano zog den linken Fuß zur Seite. Er merkte jetzt erst, daß er mit ihm in einem kleinen, dunklen Klumpen stand. Es war, als hätte sich die Kammerphrase auf seinen Lippen in diese gestockte Blutpfütze verwandelt. Aber die war schon vom frühen Morgen.

„Leise! Auf den Fußspitzen! Sie hören unsere Schritte auf den Brettern ..."

Da war ein Stollen vorgetrieben. Eine Gestalt lag bäuchlings in seinem Dunkel und horchte. Rings Todesschweigen.

„Sie sind noch unter uns!" sagte der Colonel Montagnan mit angehaltenem Atem. Man sah nur, daß seine knebelbärtigen Lippen sich wie auf einem Lichtspielbild bewegten. Man ahnte nur, was er sprach.

„Und wann können sie sprengen?"

„Hoffentlich nicht diesen Augenblick!"

Und obgleich der Tod, der hier schon Hausherr in der Unterwelt war, noch zwei Stockwerke tiefer in der ewigen Nacht unter ihren Füßen unverdrossen grub und werkte,

kam es doch wieder aus Dianos Munde, als rollte sich die Walze einer Spieluhr ab.

„Die dritte Republik legt gläubig das Schicksal des demokratischen Gedankens, der die Freiheit der Menschheit umschließt, in jene unerschrockenen Hände, die den heißen Lauf des Gewehrs umfassen ..."

„Weiter ... weiter ... wenn's beliebt, meine Herren Deputierten!"

Hier, wo man das Weiße im Auge des Feindes hätte sehen können, war kein rasches Schwalbenzwitschern mehr im Flug der Kugeln. Sie schnellten jäh, mit einer Art von Doppelschlag oben durch die Luft. Das belebte den Alten. Er war keuchend auf die Laufplanken der Brustwehr geklettert. Es schien, als wolle er den tollen Versuch machen, einen Blick auf das geheimnisvolle dritte Land zwischen Pfahl und Stacheldraht zu werfen, jenen unbetretenen, schmalen und furchtbaren Streifen Muttererde, auf dem nur ein paar menschliche Umrisse seit Monaten in Sonne und Regen schliefen und immer schwärzlicher und unbestimmter wurden. Der Oberst hielt ihn gerade noch am Rockschoß zurück.

„Ah — wollen Sie sich totschießen lassen, mein Herr Diano? Dann bitte nicht in meinem Abschnitt! Ich kann die vielen Schreibereien nicht leiden!"

„Es ist Pflicht, denen dahinten von der schwärmerischen Todesverachtung des Schützengrabens zu berichten!" sagte der alte Gallier atemlos und beschwörend. „Es ist die heilige Vorschrift der Verantwortlichen in all den opfermütigen Staaten, die für Kultur und Recht kämpfen ..."

Zwei Soldaten trugen nicht weit von ihnen einen Verwundeten vorsichtig wie Diebe in der Nacht in einen Annäherungsgang zurück. Sie wanden sich mühsam in dem schlammigen Zickzack. Der junge, kaum siebzehnjährige Mensch saß zwischen ihnen auf einem Gurt und hatte die Arme um ihre Hälse geschlungen. Er bemühte sich krampfhaft, sein Husten zu unterdrücken, und spie dann Blut. Achille Diano legte vor ihm militärisch die Hand an den Helm, in einer feierlichen Theatralik des „Gruß dem Verwundeten!" und fuhr, als er weg war, fort:

„Weilte nicht auch Delcassé hier bei Euch? Ist nicht unser edler Freund Lloyd-George der Patron aller britischen Granaten? Sah man nicht diesen ehrwürdigen Paschitsch an der Front, wo er den tapferen Serbenherzen neuen Mut einflößte? Fühlten sich diese unerschrockenen Italiener nicht glücklich, nach ihren schmerzlichen Verlusten ihren Salandra und Sonnino zwischen den Toten und Sterbenden zu begrüßen?"

„Lauter Rechtsanwälte . . .," sagte hinter ihm eine Stimme. Der Colonel Montagnan drehte sich erzürnt um. Aber der Capitaine des Abschnitts und seine Leutnants standen mit unbewegten, durch fast ein Jahr Schützengraben bronzefarben und skelettartig gewordenen Gesichtern und sahen in die Luft.

Achille Diano hatte es nicht gehört. Er nahm mit der großen und feierlichen Geste des Volkstribunen von der nächsten Nähe der Pickelhauben Abschied und trat mit den anderen Deputierten den Rückweg aus Schmutz und Blut, Nässe und Nervenzittern an. Langsam löste sich die lähmende

Spannung der allervorderſten Linie. Im Regimentsſtand hinten lachten die jungen Unteroffiziere und Adjutanten. Sie flöteten mit den ſüßeſten Tönen in die Fernſprecher.

„Guten Tag, Adrienne, mein Hühnchen — wie geht's?"

„Ich habe ein Täfelchen Chokolade für Dich heute Abend, meine kleine Juliette!"

„Mein Gott — habt Ihr denn Frauenzimmer hier?"

„Nein, meine Herren Deputierten!" ſagte der grimmige Oberſt. „Eben deswegen täuſchen ſich dieſe jungen Leute die Nähe ihrer kleinen Frauen vor, indem ſie ſich gegenſeitig mit deren Namen anrufen!"

„Tauſend Küſſe!"

„Immer die Deine!"

Die alten Gallier lachten alle herzlich. Gut ſo! Das war, auch jetzt, dies echte Frankreich, das liebte und das man liebte. Drüben heulten die Granaten. Hagelten bleierne Schloßen aus weißen Wölkchen. Achille Diano legte ſeinen Helm ab, zur Seite, da, wo ein ſcheinbar ſchlafender, großer Alpenjäger unbewegt lag, mit ſeinem Mantel zugedeckt, die graublaue Tellermütze auf dem Geſicht, und prägte die Formel des Abſchieds:

„Mut und Vertrauen! Frankreich ſchreibt in dieſen Stunden mit ſeinem Blut die Befreiungsurkunde der Menſchheit!"

„Äh! Gut, daß die Schwätzer weg ſind!" ſprach der finſtere Colonel und ſchaute dem fernen Gänſemarſch der Grauköpfe über das Feld nach.

„Zu denken, daß ſie überall ſind, mein Oberſt! Sie ſchicken uns in England, in Italien, auf der ganzen Welt in den Tod und halten dazu Reden wie im Gerichtsſaal!"

„Sie fürchten sich vor ihren Wählern mehr als vor den Preußen!"

„Denkt nicht mehr an Eure Sitze, Ihr Herren da hinten, sondern an Eure Köpfe!"

Der Segensspruch des Obersten Montagnan wehte hinter den Volksvertretern her. Die wanderten stumm, mit zehn Schritt Abstand. Als letzter gegen den Feind hin der alte Diano. Er hatte den Kopf gesenkt ... Er sah nicht nach rechts und links auf die enthaupteten Kirchtürme, deren Stümpfe nah und fern aus der ausgestorbenen Gegend ragten, nicht auf das Durcheinander von aufrecht ragenden Kaminen und hohen Schutthügeln, das vorige Woche noch ein mittelalterliches Städtchen gewesen, nicht auf die Vernichtung, die auch jetzt noch als ferner feuerspeiender Leviathan irgendwo auf ihn lauern mochte. Er fühlte doch dumpf: Es war etwas zwischen dem Wesen seines Lebenswerks und dieser Welt unter der Erdoberfläche, zwischen dem Wort und dem Krieg. Das Wort, das allmächtige, das Wort, der Schlüssel zu allen Dingen, das Wort, das durch Menschenalter Europa beherrscht, verlor da vor seinem eigenen Geschöpf, dem Krieg, seine Kraft. Nicht das Reden hatte da Sinn, sondern das Schweigen, nicht die Phrase zündete, sondern das Schrapnell, die wirkungsvolle Handbewegung hatte nicht der Kammerredner an sich, sondern der Granatenwerfer. Einen Augenblick dämmerte es in dem alten Volkstribunen während der langen, eintönigen Wanderung durch den großen Kirchhof, der die Front hieß, wehte ihn aus Verwüstung und Verwesung ein Grauen an: Wohin

haben wir die Welt geführt, wir, die Männer des Ehrgeizes, die Meister der öffentlichen Meinung und die Knechte des Erfolgs, wir, die Köpfe der Formeln und der Thesen? Dann war der Anflug der Erkenntnis schon wieder geschwunden. Da war ja schon wieder die Macht! Die alte, liebe Macht! Lächelte ihr Abglanz auf den energischen Zügen des Général Commandant des Divisionsabschnitts. Dieser hagere und schneidige General de Perrignon de la Batut war ein eleganter Pariser Streber. Er wußte, was man solch einflußreichen Abgeordneten schuldig war. Er begleitete sie selbst bis zum Wäldchen, wo ihr Auto gegen Fliegersicht verdeckt stand.

„Ah — mein Herr General: Man wird Gelegenheit haben, in den Wandelgängen des Palais Bourbon von Ihnen zu sprechen!"

„Sie sehen mich gerührt und entzückt, Herr Diano!"

„Meine ‚Lumière' wird ein Wörtchen für Sie einfließen lassen!"

„Tausend Dank!"

Der Kraftwagen jagte davon und ließ die Grenze der Feuerzone hinter sich. Und mit jeder Umdrehung der staubenden Gummireifen gewannen — so schien es Achille Diano — die Mächte der Heimat wieder ihren Wert. Wuchsen, je mehr die Welt wieder zur Wirklichkeit wurde, nur noch vereinzelte Brandstätten in den Märkten und Dörfern an die Unwahrscheinlichkeit des Weltkriegs mahnten. In einem schon ganz unversehrten Städtchen harrte der wohlbeleibte Maire in blau-weiß-roter Schärpe mit den Seinen. Er begrüßte diese vier vom unbeirrbaren

Genius der Nation berufenen Vertreter Frankreichs auf ihrer Heimfahrt von der Barbarennachbarschaft zum Licht der Welt, und Achille Diano weitete die Nasenflügel, fing gierig, wie ein geübter Rakett-Spieler, den ihm zugeworfenen Phrasenball auf. Er stand in dem Auto. Seine Stimme tönte über die Menge.

„Ja, meine Herren! Wir gestehen es uns ein: Dieser rührende Empfang gilt nicht uns, sondern der lebendigen Überlieferung jener großen Grundsätze der Vergangenheit, auf denen die Sicherung unserer Zukunft beruht!"

„Bravo! Bravo!"

„Es ist unsere Pflicht, die höchste Summe von Vorsicht und Kraft hervorzubringen! Seien wir wachsam! So sind wir stark!"

Achille Diano machte eine Kunstpause, im Vollgefühl der Wirkung auf die Menge, die sich um ihn drängte. Selbst in dem zum Spital umgewandelten Gemeindehaus erschienen einzelne Leichtverwundete in ihren weißen Kitteln an den Fenstern. Die meisten lagen freilich still und bleich, mit schmerzverzogenen Gesichtern, Bett an Bett, Saal neben Saal, viele Hunderte hier, viele Tausende in den Dörfern ringsum, Hunderttausende und Millionen auf der ganzen Welt.

„Die Menschheit ist einig, meine Freunde! Wir, die Träger des nationalen Vertrauens, verkünden ihr gleichlautendes Programm. Getreu den Vorschriften des romanischen Gewissens richten wir Parlamentarier die Botschaft unserer Hoffnungen und das Versprechen patriotischer Ergebenheit an die Bevölkerung!"

„Sehr gut! Hoch Diano!"

In den Beifall rings um das weiterfahrende Auto hallte durch ein offenes Fenster ein Schmerzensschrei aus dem Lazarett. Der Ruf der gequälten, aus tausend Wunden blutenden, heldenmütig hüben und drüben streitenden und duldenden Front verklang hinter dem Luxuswagen, in dem die Deputierten lächelnd saßen. Der kleine Empfang hatte ihnen wohlgetan. Er belebte sie, nach dem unheimlichen, wortlosen Neuland draußen wie ein Schmeichelwort eine alternde Schöne.

„Diese Stimmen hier sind uns bei der nächsten Wahl sicher!"

„Ich glaube es auch!"

„Erwähne ja den kleinen Zwischenfall in der ‚Lumière', Diano!"

„Aber mit allen unseren vier Namen, wenn es beliebt!"

„Keine Eifersucht! Ihr werdet Euch lesen!"

Nun waren schon überall Soldaten auf den Straßen unter freiem Himmel sichtbar, ein Zeichen, daß der Krieg selbst schon in der Ferne lag. Ablösende Truppenschlangen zogen ihm entgegen. Kolonnen karrten. Vor den holzgezimmerten Hangars einer Luftfahrerstation stand hart am Weg ein junger, schmächtiger Leutnant. Sein Gesicht war braun und verwegen, mit aufgedrehtem, schwarzem Schnurrbärtchen. Er trug auf dem Kragen seiner himmelblauen Uniform die goldenen Flügel, das Abzeichen der französischen Flieger.

„Guy!"

„Mein Vater!"

Das Auto hielt. Der Alte kletterte heraus und umarmte den Sohn, den er seit acht Wochen nicht mehr gesehen. Aber er ließ sich die Rührung nicht merken. Im Gegenteil. Seine Stimme war barsch. So gehörte es sich im Kriege.

„Eh! Ihr habt nicht viel zu tun hier, scheint's!"

„Nur Geduld! Bald wird es kommen!"

„Ich weiß es, mein Sohn!"

„Weißt Du auch, wo?"

„Nicht hier!"

„Du hast es erraten! Darum will ich, ehe der große September anbricht, von hier fort!"

„In die Champagne?"

„Oder in die Vogesen. Näher heran. Ich möchte wieder über dem Rhein kreisen. Ich leide, mein Vater, seit man mich mit meinen Botschaften der Luft aus dem Elsaß verjagt hat!"

„Auch ich hätte Dich gerne dort!"

„Und was macht er in Straßburg, unser Jean Bollin?"

„Ich weiß es nicht. Ich höre nichts von ihm. Alle Wege zu dem geraubten Land sind uns versperrt. Und doch schreien wir nach Aufklärung, wie es drüben aussieht. Wir brauchen es für die großen Herbstwochen!"

„Du sagst einem Soldaten nichts Neues, Vater!"

„Ah — wir müssen Rat schaffen — wir müssen! Jeder nach seiner Kraft!"

„Und was macht Baussette?"

„Sie betet in Paris für Frankreich!"

„Und dieser junge Hippolyte?"

„Er steht auch da unten, bei Belfort!"

„Ah — sehr gut! Auf Wiedersehen!"

Der Kraftwagen surrte davon. Vor ihm lag eine jener endlos schnurgeraden, pappelbepflanzten Heerstraßen aus Napoleons des Ersten Tagen, wie sie im Frieden das Entzücken der Automobilisten darstellten. Aber kaum war der Motor auf hoher Drehungszahl, da scholl schon von ferne ihm ein kaltblütiges: „Stop!" entgegen.

Mitten auf der Fahrbahn stand ein baumlanger, sommersprossiger Engländer im Feldgelb aus weichem Kamelloden, gelben Schuhen, gelben Wickelbinden bis zum Knie. Er sah aus wie ein wohlhabender Sportsman und war doch nur ein gemeiner Soldat des Britenkönigs. Er musterte die Vertreter Frankreichs und gab gönnerhaft nickend die Erlaubnis zur Weiterfahrt.

„Halloah!"

Eine Stoßfeder ragte schief auf einer Mütze. Darunter ein kleiner, brünetter Mensch. Er trug statt der Beinkleider einen braungelb gewürfelten Schurz, der die Kniee bloß ließ, und befahl zwischen den Zähnen:

„Your papers!"

Als er die Papiere hatte, konnte der Hochschotte in der Regimentstracht seines Gebirgsclans sie nicht lesen. Er kaute eine Frage auf Englisch, die die Franzosen nicht verstanden. Achille Diano bekam einen roten Kopf. Endlich bummelte, die Hände in den Rocktaschen, die Pfeife im Mund, ein blutjunger Offizier heran, fast noch ein Knabe, den man unmittelbar aus der kurzen, schwarzen Jacke und dem weißen Klappkragen von Eton in die Leutnantsuniform gesteckt zu haben schien, gähnte und sagte in leidlichem Französisch zu den gallischen Graubärten:

„Ich gestatte Ihnen, zu passieren, meine Herren!“

Sie fuhren weiter. Bald nur noch ganz langsam. Qualm und Fettdunst trübten die Luft. In diesem Rauchgekräusel und Gebrozel schimmerten seitwärts der Straße Hunderte von rotgelben, birnenförmigen Turbanen. Zimmtbraune, schwarzbärtige Gestalten gingen lautlos auf bloßen Sohlen auf und ab, schlachteten Hammel, hockten um die flackernden Feuer, riefen sich in unbekannten Tönen. Ein Hauch von Indien wehte herüber. Das Auto hielt. Der Maharadschah Sir Sawai Partab Singh Bahadur in britischer Felduniform sprach die Franzosen Englisch an und begriff ihr Kopfschütteln nicht. Es ging über seine Fassungskraft, daß es Menschen auf der Erde gab, die nicht die Sprache Londons verstanden. Ein hagerer, knochiger Europäer legte sich in einem Französisch, das seine Muttersprache zu sein schien, ins Mittel.

„Ah, endlich! Sie sind Franzose, mein Herr?“

Ein Zurückfahren beleidigten Stolzes drüben. Beinahe eine Bewegung der Verachtung.

„Kanadier, meine Herren! Aber wenn Sie jetzt in die australischen Stellungen kommen, wird Sie niemand verstehen. Suchen Sie einen der Belgier zu finden, die dort als Dolmetscher dienen!“

„Ah — da sind wir ja endlich bei den Unsern!“ sagte Achille Diano auf der Weiterfahrt und schwenkte seine Mütze zu der Gruppe von Offizieren auf dem Hügel und rief sie an. Es kam eine unverständliche Antwort.

„Ist das Russisch?“

„Es scheint ein Serbe!“

„Und neben ihm ein Japaner!“

„Kann der nicht wenigstens Französisch?“

„Nein ... Nur Deutsch. Er hat sein Handwerk bei den Boches erlernt!“ sagte lachend auf Französisch ein kleiner, brauner Kerl mit einem Verbrechergesicht, der den Hang herabkam.

„Und Sie sind Italiener, wenn ich mich nicht täusche?“

„Ich bin portugiesischer General, mein Herr! Die italienischen Stabsoffiziere, die Sie suchen, stehen dort unter dem Baum neben diesem Riesen aus Montenegro!“

Schon stieg am Rand der blauen Himmelswölbung der Eiffelturm als Wegweiser nach Paris empor, da atmete der alte Diano auf.

„Endlich Franzosen! Willkommen!“

Kein Zweifel: da war Stahlhelm, Schwalbenschwanz und schieferfarbene Hose der dritten Republik. Aber der Gruß rief kein Lebenszeichen auf den stumpfen, breitknochigen Gesichtern der Kolonne hervor. Ein paar fremdartige Offiziere mit schwarzen Lammfellmützen, erdfarbenen Uniformen und weiten Hosen über den Schaftstiefeln ritten, Zigaretten rauchend, vorbei. Der Eine rief:

„Diese Leute verstehn Sie nicht! Das sind Tschechen der Fremdenlegion!“

Die hohen russischen Generalstäbler sprengten davon, tscherkessische Diener hinterdrein in hohen Kegelmützen und langen, mit Patronentaschen benähten Röcken. Das Land umher lag nun schon im ersten Abendschein mit seinen sanft gewellten Hügeln, seinen lieblichen Feldern, seinen niederen Schlössern mit den beiden Ecktürmen, seinen selbstzufriedenen

weißen Städtchen. Aber es schien Diano nicht das alte Frankreich mehr.

„Mein Gott!" sagte er, als sie sich der Bannmeile von Paris näherten. „Sind wir denn noch Herren im Hause?... Leben wir denn im Dreißigjährigen Krieg? Alle Völker der Welt geben sich auf unserem Boden ein Stelldichein!"

„Ah — leider..."

„Aber zum Kriegstheater, mein teurer Weisbec, ist Deutschland von der Vorsehung bestimmt und nicht wir! Frankreich gehört den Franzosen. Ich schrieb es in meinem letzten Artikel diese Nacht. Er ist geistreich, meine Freunde! Ein Spiel von Nadelstichen gallischen Verstands, die keinen verwunden und doch jeden treffen. Paris wird ihn heute Abend lesen. Es wird entzückt sein! Ich werde das Tagesgespräch der Boulevards bilden!"

Achille Diano sprang mitten auf dem Opernplatz aus dem Wagen und riß einem der vorbeieilenden Camelots die noch druckfeuchte Nummer der „Lumière" aus der Hand. Dann schnappte er wütend nach Luft. „Ah! Anastasie! Ha — diese Schere! War dieser Verbrecher von Zensor im Solde Wilhelms?" Da, wo der Artikel hätte stehen sollen, war eine lange, leere, weiße Spalte.

Und im Palast seiner Zeitung, in den er zornmütig stürmte, zuckte Le Gallais, der Sekretär, die Schultern. Es war nichts gegen das Verbot zu machen gewesen. Die Rücksichten auf die Engländer, diese heroischen Verbündeten, gingen vor!

„Ja leben wir denn noch in Frankreich, in aller Tausenddonnerwetter?"

„Lesen Sie die Todesanzeigen, Herr Diano, und Sie werden es wissen!“

„Gut! Ein Gedanke! Stenografieren Sie, Le Gallais!“ Eine Sekunde zuckte durch Dianos altes Herz ein Krampf der Angst um seinen Sohn da draußen. Dann arbeitete die Maschine der Phrase und die Anfangssätze kamen über seine Lippen: „Die Formel des Siegs, die uns die Logik unserer nationalen Überlieferungen zu analysieren gestattet, ist tragisch, aber klar. Sie wächst in einer glücklichen Notwendigkeit des Geschehens aus jener innigen Hingabe an die Kultur, kraft deren Frankreich heute wie immer im Namen der menschlichen Freiheit die Erde beherrscht ...“

Es dunkelte schon, als Achille Diano seinen neuen Leitartikel zu Ende diktiert hatte und wieder auf die Boulevards hinaustrat. Er mußte sofort ausweichen. Vier englische Söldner schlenderten Arm in Arm über den Bürgersteig. Sie dachten nicht daran, jemandem Platz zu machen. Man mußte vor ihnen in den Rinnstein. Als der alte Franzose wieder hinaufklomm, ging es ihm durch den Kopf: „Frankreich beherrscht die Erde“ ... und zugleich stieß er abermals gegen ein Hindernis, ein Soldatenspazierstöckchen, das eine Bulldogge quer im Maul trug. Ihre Besitzer bummelten hinterdrein, große, finstere, vierschrötige Kerle in Khaki. Es war, als ob sie sich auf Deutsch miteinander unterhielten. Aber dann hörte Diano aus der Menge ein scheu-bewunderndes: „Die Südafrikaner!“ ..

Ein paar Araberscheichs mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf dem in der Dämmerung weiß leuchtenden Burnus kamen ihm entgegen. Im Frieden betrachteten sich diese

Würdenträger der Wüste in Paris mehr als Untergebene denn als Gäste. Jetzt hatten sie, in dem Zusammentreffen der farbigen Menschheit aus allen Erdteilen, angesichts der Selbstzerfleischung der Christen und Europäer, den Respekt vor dem weißen Mann verloren. Sie ließen hochmütig den kleinen, alten Franzosen vor ihnen die Falten ihres weißen Mantels streifen, während er sich an dem Laternenpfahl vorbeidrängte. „Der New-York-Herald, Pariser Ausgabe!“ tönte es ihm ins Ohr. „Die Daily Mail, Pariser Ausgabe!“ Es gab ihm, dem Zeitungsdirektor, einen Stich ins Herz, daß diese amerikanischen und englischen Blätter hier, auf dieser geheiligten Stätte gallischen Geistes, den Boulevards, wuchsen und blühten wie die Rüben im Mistbeet. Aber rings um sich hörte er Englisch, immer wieder Englisch, sah die Angelsachsen von diesseits und jenseits des Atlantischen Meers, sah die Hunde der Briten, viel mehr Hunde als sonst, Mastiffs und Möpse, Otternfänger und Terrier, sah die Uniformen der halben britischen Armee, die sich an der Seine amüsierte. Das einzige, was er kaum mehr sah, war ein männlicher Franzose zwischen achtzehn und achtundvierzig.

Er seufzte tief auf und winkte einem Auto.

„Nach dem Lincolnhotel am Stern!“

„Yes, Sir!“

In diesem Luxusbau, in dem sonst des Nachmittags zur fünften Stunde sich das Plappern der Pariserin mit dem Gekicher des Gibson-Girl, das Diamantengeglitzer der Kreolin mit den Parfumwolken der Russin gemengt hatte, waren jetzt die pflegenden Schwestern die einzigen

Frauen. Sie gingen durch die nächtlich dämmernden Säle. Die Männer lagen und ruhten, Hunderte und Hunderte. Es war so still, daß das Flüstern Baussettes zu ihrem Vater an der kalkübertünchten Wand widerhallte.

„Das ist unser Saal der Farbigen. Wir haben sie lieber für sich. Sie haben alle Morphium!"

Ein paar fremdartige dunkle Augen öffneten sich, schienen Palmenkronen über sich und das südliche Kreuz am Sternenhimmel zu suchen und schlossen sich wieder.

„Ein Sikh!" sagte die junge Frau. „Die Engländer brachten ihn aus Indien. Neben ihm ein Senegalschütze. Wir brachten ihn aus Afrika ..."

Das blauschwarze Riesengeschöpf mit den plattgedrückten Nüstern, halb Mensch, halb Tier, röchelte im Halbschlummer und streckte die wadenlosen Beine. In dem Kissen neben ihm hob sich unter dem Mull des Stirnverbandes ein bräunlicher Kopf mit scharfer Adlernase.

„Ein vornehmer Marokkaner. Man brachte ihn erst vorigen Monat über das Mittelmeer. Hier diesen Tambour der Turkos auch!"

„Habt Ihr denn auch Chinesen hier?"

„Man brachte sie aus Tonkin, mein Vater! Aber sie sterben alle an Lungenentzündung. Hier diese braunen kleinen Schützen, die man aus Madagaskar brachte, auch! Diesen Sioux-Indianer brachten die Engländer nach Flandern!"

„Und dieser da?"

„Ein Somali! Die Italiener wollten ihn nach Tirol bringen. Aber sein Schiff wurde von den Barbaren torpediert. Sein Nachbar, der Maori hier, wurde von den

Engländern auf den Nil gebracht und erhielt dort den Lanzenstich eines Beduinen. Er tauschte mit diesem armen Ägypter, den die Engländer nach Gallipoli brachten. Dort verlor er sein Auge im Kampf mit den Kurden."

Es ging ein leiser Wehlaut durch den halbdunklen Raum mit den still hingestreckten braunen, schwarzen, gelben Gestalten. Man erkannte nicht, woher es kam. Es war wie ein Stöhnen der Menschheit, die für den europäischen Westen starb. Achille Diano fing es mit dem funkelnden Schild des Wortes auf. Er verneigte sich vor der Schar der namenlosen Wilden.

„Ehre diesen Tapferen! Ihre Taten werden mit goldenen Lettern im Buch der Menschheit stehen!"

„Ja. Es ist viel Elend auf der Welt durch die Preußen!" sagte Baussette Bollin. Ihre Gestalt war in diesen Zeiten der Verwundetenpflege noch stattlicher, ihr Antlitz voller und runder geworden. Sie blühte, inmitten des Kriegs und seiner Schrecken, wie eine reife Rose. In ihr war noch die Naturkraft der Erde Frankreichs, mit der sie durch ihre Abstammung aus dem Boden der Provence zusammenhing. Sie besaß noch nichts von den schwingenden und zitternden Nerven der Pariserin. Ihre klassischen Züge veränderten sich nicht beim Sprechen. Sie waren beinahe starr, in einer fanatischen und lächelnden Ruhe.

Im Saal nebenan lagen die Weißen. Ein hageres, bartloses Antlitz fieberte unter dem Eisbeutel, und Baussette flüsterte, die Kühlung zurechtrückend: „Ein junger Sportsmann von den Niagarafällen! Es litt ihn nicht daheim. Er ging nach Ypern. Da ein Holzhacker aus Neuseeland.

Er sagt, er wohne neben einem feuerspeienden Berg weit da hinten in der Südsee. Der neben ihm phantasiert wieder... ach leider!... immer vom australischen Busch... von Kängurubs und Schafen... und dann von der Hölle..."

„... der Hölle?..."

„... damit meint er Gallipoli. Dort litt sein Verstand. Ach, bei manchem! Der hier kam aus dem Oranjestaat. Er verlor sein Bein bei Hoog. Der nächste, der Malteser Artillerist, ist immer noch gelähmt. Nun — er kann wenigstens mit seinem Nachbar Italienisch sprechen. Es ist einer der wenigen, die von der Garibaldi-Legion übrigblieben!"

Nun kam ein Laut aus den Reihen der stillen Schläfer. Ein Keuchen.

„Man kann ihm nicht helfen!" sagte Baussette mitleidig. „Er stammt aus der Europäerkolonie von Hongkong. Er ließ Frau und Kind und sein gutgehendes Seidengeschäft im Stich, um gegen den Militarismus zu kämpfen!"

„Und dieser?"

„Niemand weiß es. Er wurde ohne Uniform und Erkennungsmarke eingeliefert. Er kam nie zu sich und wird es nicht mehr. Wir nennen ihn den Unbekannten."

Der Unbekannte lag mit aufgeschlagenen Lidern, als sähen seine weißen, weit offenen, gegen die Decke gerichteten Augen Dinge, die kein Anderer sah. Als sei er nicht einer, sondern Tausend. Nicht Tausend, sondern viele Hunderttausend, die so selbstverständlich für England starben, wie in der Heimat der verstümmelten Indier nebenan die Menschen sich drängten, um sich unter die Räder des Götterwagens zu werfen. In das schmerzbetäubte

Schweigen aller dieser Männer, die aus den Häusern und Hütten aller Weltteile gekommen, durch Sturm und Wogen aller Meere um die halbe Erde gesegelt waren, um sich von deutschen Kugeln fällen zu lassen, klang vom Gang halblautes, wohlgelauntes englisches Geplauder. Es waren die britischen Ärzte und Schwestern, die das Lazarett verließen. Ihr: „Oh yes!" verhallte.

„Und nebenan, Baussette?"

„Lauter Franzosen, mein Vater!"

„Und weiterhin?"

„Franzosen. In allen Sälen und Stockwerken nur Franzosen!"

„Armes Frankreich! ... Habt Ihr nicht auch den jungen Loridon aus Marseille hier?"

„Sagte ich es Dir nicht schon? Er ist gestorben!"

„Ah — ich verwechselte es mit unserm Bayonner Verwandten."

„Ja. Auch Adolphe Lejeune ist tot. Die Bouffards in Lyon wissen nichts von dem ihrigen! Und der arme kleine Vetter Noël ..."

„Erinnere nicht an sie alle!"

Baussette Bollins dunkle Augen blickten durch die Flucht der Säle, vom Trapper und Squatter, Fußballchampion und Goldgräber bis zu den Negern und Indianern hinten, den Berbern und Hindus, den Kulis und Fellachen.

„Keiner versteht den andern!" sagte sie. „Sie werden böse, wenn auch nur sein Schatten auf ihr Essen fällt. Sie verhöhnen gegenseitig ihre Hautfarbe. Sie können nicht einmal die Ausdünstung der andern ertragen. Sie

steigen manchmal nachts aus dem Bett, um sich zu beißen und zu kratzen. Und doch, mein Vater, sind sie in einer so wunderbaren und zarten Weise einig: Sie leiden und sterben gern für die Sache der Zivilisation."

„Das müssen wir alle, mein Kind!"

„Oh — wenn ich es könnte!"

Die klassischen Linien ihrer Züge waren trotz ihres blühenden Lebens leidenschaftlich streng und hart geworden, während sie den Alten zum Abschied küßte und hinter ihm die Türe schloß, um ihren Nachtdienst in den Sälen wieder aufzunehmen. Ihr Vater schritt die Treppe hinab. Unten, in dem Empfangsraum des Hotels, saß statt des Managers im Gehrock der greise, schneehaarige General Köpfl-Capito. Der einstige Elsässer und Soldat des zweiten Kaiserreichs und Kriegsminister der dritten Republik suchte sich hier dem Ausschuß der Damen, die ebenso fromm waren wie er, nützlich zu erweisen, indem er die Listen des Lazaretts führte.

„Ich begreife jetzt den Turmbau von Babel, mein Alter!" sagte er zu Achille Diano. „Welche Namen! Welche Zungen- und Kehllaute, die die französische Sprache verweigert! Was bieten wir nicht alles auf! Ich habe hier den Globus in meinen Spalten! Tausend Millionen Menschen exerzieren und fechten und keuchen und bluten, und dieser teutonische Militärkoloß steht immer noch auf dem Boden Frankreichs ..."

„Man wird diese geheiligte Erde von den plumpen Spuren der Eindringlinge säubern. Man ist dabei, den Sieg zu organisieren. In Paris. In London. In Rom!"

„Ja. An den Schreibtischen der Rechtsanwälte!“ schrie der General zornig und dämpfte gleich darauf, sich entsinnend, daß er sich im Lazarett befand, die Stimme.

„Man hat beschlossen, gleichmäßigen Schrittes auf Berlin zu marschieren ...“

„Mäuler haben sie wie die Maschinengewehre, diese Schwätzer auf den Ministerbänken!“

„Von Osten, bei diesen befreundeten russischen Riesen, geben bald die Generale Hunger und Winter mit ihrem furchtbaren Marschallstab das Zeichen zum Angriff ...“

„Wenn Phrasen Kugeln wären, dann lägen die Boches längst umher wie tote Fliegen ...“

„Die Vorschrift der Stunde heißt Wachsamkeit und Bereitschaft! Man muß ...“

„Man muß kämpfen! Kämpfen! Kämpfen!“ Der alte Soldat sprang auf und schlug sich erregt auf die Herzgrube, auf der er unter Rock und Hemd ein Heiligenbild aus Lourdes trug. „Da — die Brust muß man dem Feind hinhalten! Parbleu! Man wird es! Der nächste Monat wird Wunder sehen! Wir werden angreifen. Überall. Wir werden im Elsaß einbrechen! Dein Schwiegersohn Jean Bollin mag sich hüten!“

„Frohlocken wir nicht zu früh!“

Der General Köpfl-Capito schaute auf ein Bild aus dem „Matin“, das er sich ausgeschnitten und an die Wand des Hotelbureaus geheftet hatte. Zwei französische Spießbürger standen da schwatzend an einer Mauer, hinter der sich über ihnen horchend ein grämlicher, deutscher Professorenkopf mit Brille, Gemsbarthütchen und ungeheuren

Ohrmuscheln emporreckte. Daneben die Worte: ‚Franzosen! Schweigt! Die Wände haben Ohren!‘

„Das brauchten umgekehrt wir, dort am Rhein, mein Freund Diano! Seien wir offen: Wir tappen im Dunklen. Jeden Tag redet man uns vor, Deutschland sei nur noch ein Kirchhof und eine leere Tenne. Und jeden Tag zaubert es durch eine Luftspiegelung neue Männer hervor, sättigt sich durch Taschenspielerkunststücke mit einem Brot, das es längst nicht mehr besitzt, überschüttet uns mit Wolkenbrüchen von Granaten, zu deren Herstellung ihm nach den Versicherungen der Engländer seit Monaten die Metalle fehlen! Wie geht das zu?“

„Ich weiß es nicht!“

„Ich auch nicht! Niemand! Ich sprach heute im Kriegsministerium mit einigen unserer dicksten Epauletten. Russische Generale standen dabei. Briten. Italiener. Ein Japaner. Alle schüttelten die Köpfe. Die Welt steht vor einem Rätsel ...“

„... das man lösen muß ...“

„Aber wie? Es liegt ein Nebel über dem Rhein. Dies Elsaß ... ach, schweigen wir vom Elsaß! Es ist die schmerzlichste Enttäuschung meines Lebens! Einige kamen zu uns! Aber das Elsaß — gestehen wir es uns ein: Es will nichts von uns wissen! Es verleugnet vor der Menschheit seine Mutter Frankreich! Du selbst gabst Deine Tochter einem Abtrünnigen zur Frau!“

„Sie ist hier bei uns!“

„Ja, leider!“

„Was heißt das?“

„Du gabst Deine Tochter einem Abtrünnigen, der dort nicht der erste beste ist! Im Gegenteil: Man vertraut ihm! Er weiß viel. Er erfährt viel!"

„Gewiß!"

„Viel, was uns hier zu wissen gut wäre!"

„Ich verstehe Dich nicht . . ."

„Man redete heute über Dich und diese Dinge. Man war einig: da war ein Weg mehr! Ein Fingerzeig der Vorsehung. Man umarmte mich, als ich es unternahm, mit Dir darüber zu sprechen! Darum bat ich Dich noch diese Nacht hierher!"

„Laß hören!"

Die Augen des alten Kampfhahns flammten unter den buschigen, grauen Brauen. Er setzte sich und rückte seinen Stuhl dicht zu dem des Generals. Er vernahm das Flüstern der Greisenstimme hart an seinem Ohr.

„Du kannst zu den Rettern Frankreichs zählen, Diano!"

„Wie?"

Der General Köpfl-Capito stand noch einmal auf und spähte vorsichtig in die Halle hinaus. Die lag leer und still. Dann kehrte er zurück und nahm wieder Platz.

„Es ist so einfach, daß Du Dich wundern wirst!" sagte er. „Es kostet nur einen Entschluß, der einem Kinde Frankreichs wie Deiner Tochter, unserer teuren Baussette, nicht schwer fallen wird . . . . . ."

13.

Die Reichstagssitzung war zu Ende. Zum drittenmal waren die Mittel zur Weiterführung des Kriegs gegen die halbe Erde einstimmig bewilligt. Zehntausend Millionen mehr. Die helle kreischende Stimme eines zu spät in den Saal gestürzten Armierungssoldaten verhallte im Klang der Präsidentenglocke und im Gelächter des Hauses. Die Reichsboten in Feldgrau und Bürgerrock traten in die Augustsonne hinaus, in der gruppenweise die Neugierigen und die Tribünenbesucher in der Sommerstraße und am Reichstagsufer standen. Jean Bollin war unter ihnen. Er schritt allein, in sich versunken.

„Kiek 'mal: da läuft en richtig jehender Franzose!"

„Oller Dussel! Det is doch 'n Abjeordneter!"

„Aber so italienisch um's Jesicht herum sieht doch kein vernünftiger Mensch aus!"

„Siehst Du nicht seine Mappe? Da hat er die neien Steuern drin! Da kommt schon der Fritze mit seinem Kasten und knipst ihm!"

Der Momentphotograph zielte gewandt auf Jean Bollin und brachte ihn zur Strecke, den im Frieden wenig beachteten Elsässer Abgeordneten, der jetzt im Krieg nie fehlte, wenn es galt, dem Reiche zu geben, was des Reiches war.

Und Jean Bollin dachte sich im Weitergehen: Und doch hielten sie mich für einen Franzosen! In Paris würden sie mich als Verräter lynchen. Ich bin ein Feind an der Seine. Ein Fremder an der Spree. Nirgends ganz daheim als an den Ufern des Rheins.

„Na, Herr Kollege!" Ein großer, starker sechzigjähriger Herr in der Felduniform der Garde-Landwehr-Kavallerie schlug ihm herzhaft auf die Schulter. „Immer solo?... Freute mein Pommernherz, wie Sie sich neulich wieder auf Gedeih und Verderb zu uns Deutschen bekannten! Bleiben Sie nicht jetzt noch ein paar Tage in Berlin? Kommen Sie nicht 'mal heute Abend als Gast an unsern Tisch im Pschorr zu 'nem Glas Bier?"

„Ich reise in einer Stunde nach Straßburg zurück."

„So eilig?"

„Das Befinden meiner alten Mutter ist sehr ernst!"

„Das ist etwas anderes! Verzeihen Sie!"

Jean Bollin war wieder allein. Er rief sich im Gehen die eben geschlossene Reichstagssitzung ins Gedächtnis zurück. Eine ruhige Rede des Ministers. Ein paar sachliche Sätze aus dem Haus. Ein Aufstehen. Einige Bravos. Schluß. Das war alles. Welch ein Schauspiel großer Worte, welch ein nationales Ausstattungsstück hätte man an einem solchen Tag im Palais Bourbon in Paris gegeben! Theater — ja — wie er es von früher her, von seinen Besuchen bei seinem Schwiegervater Diano kannte. Ein lärmender Jahrmarkt gallischer Eitelkeit. Und doch überlief ihn jetzt wieder ein Frösteln in der Erinnerung an die Nüchternheit der erlebten Stunde. Er bewunderte

diese trockene zähe Tatkraft. Er wußte, daß diese Stärke eben deswegen so furchtbar war, weil sie so selbstverständlich war, daß sie keine Worte brauchte. Aber das Spröde und Eherne, das in Äußerlichkeiten so Karge widersprach dem Süden in seiner Seele. Ihn bangte nach einem farbigen Abglanz des ungeheuren Geschehens, in dem sich sonst der Einzelne verlor wie ein verirrter Vogel im Gewittersturm.

Die Menschen hier brauchten das nicht. Um ihn war Berlin. Berlin etwas stiller als in der Friedenszeit, weniger Kraftfahrzeuge, ein bischen lichter das Gewimmel der Straßen, viel Feldgrau zwischen hellen Sommerkleidern, aber auf allen Gesichtern, in allen Handgriffen, allem Wechsel der Worte, allem Kommen und Gehen die gelassene Tätigkeit des Tages. Es war, als sähe jeder nur grade vor sich, auf sein Stückchen Pflicht von heute. Der Erdball zitterte. Rings um Deutschland schlugen die Flammen des Völkerkriegs bis zum Himmel. Berlin arbeitete. In Ausbrüchen feuerspeiender Berge entlud sich der wahnsinnigste Haß, den die Menschheit je erlebt. Aber die Leute um einen sahen aus, als ob sie nach getanem Tagwerk nachts ganz gut schliefen. Diese Nerven, die keines Reizes von außen, keiner Aufpeitschung durch Reden und Fahnen, Fanfaren und gehobene Schwurfinger bedurften, diese stählernen, leidenschaftslosen Nerven waren Jean Bollin trotz allem und allem ein dunkles und unergründliches Rätsel.

Und wie Berlin, so war ganz Deutschland, so weit es im hellen Nachmittagssonnenschein der Schnellzug nach dem Westen durchmaß. Man merkte nur an den vielen mitreisenden Feldgrauen, daß Krieg war. Auf den Feldern

schürfte wie sonst der Pflug die Stoppeln. In den Läden der Städte gingen die Käufer aus und ein. Vor den Fenstern der Fabrikdörfer blühten die Blumen. Man hatte noch Zeit, jetzt Straßen auszubessern und Neubauten aufzuführen. Das Auge sah es im Vorüberfliegen. Das Ohr hörte die Gespräche der Mitreisenden. Erst der Krieg. Ohne Aufregung oder gar ein Zeichen von Furcht. Einfach der Krieg als Tatsache. Der Krieg gegen die halbe Welt. Dann die Geschäfte. Oft gute Geschäfte. Man arbeitete wie ein Neger. Man verdiente Geld. Dieser Körper Deutschlands betätigte sich beinahe wie im Frieden und atmete ruhig, während er gleich einem Atlas die Last des Erdballs trug.

Aber die Seele, die in ihm wohnte? Diese unbeirrbare, unerschütterliche, in ihrer Gleichmäßigkeit unbegreifliche Seele? Diese innere Überlegenheit über alle Dinge, die Jean Bollin wohl ahnte, aber sich nicht zu eigen machen konnte. Das ragte über ihn hinaus wie die riesenhafte Ruhe eines von Blitz und Donner und heulendem Sturmwind umwetterten Gebirges über den einzelnen, einsamen Wanderer im Tal.

Als er am nächsten Vormittag in der Straße am „Eisernen Mann" in Straßburg in das Haus seiner Mutter trat, war Madame La Douairière Bollin zu seinem Erstaunen zum erstenmal seit vielen Wochen außer Bett. Sie saß steif und aufrecht, mit ihrem kleinen verrunzelten Gesicht einer alten Marquise der Königszeit, auf einem vergoldeten Rokokostuhl in ihrem blauen Salon. Es war, als ob sie auf etwas wartete. Um sie herum waren der

Diener und das Mädchen nach ihren Befehlen mit Aufräumen und Ordnen beschäftigt. Man hätte glauben können, sie sei im Begriff abzureisen.

„Ich weiß nicht, wer von den beiden einem mehr chagrin macht, der Schosseff oder die Süsann!“ sagte sie zu ihrem Sohn, als die beiden das Zimmer verlassen. „Morgens, wenn ein bissele courant d'air ist, macht der Schosseff das Fenster zu. Abends, wenn die Schnake komme, macht es die Süsann auf. Sie sind wie Hund und Katz', à l'exemple de tout le monde!“

„Warum bist Du denn aufgestanden, Maman?“

Die alte Dame beachtete seine Frage nicht.

„Die Welt ist krank wie ich!“ sagte sie. „Und ich mag die Welt nimmer. Ich bin müd. Es geht zu garstig zu. Je veux prendre congé!“

„Du solltest Dich mehr schonen!“

„Nie ist's den Leuten so gut gegangen wie jetzt. Da machen sie alles kaput. Wozu erfinden sie denn alleweil was Neues? Sie brauchen's doch nur, um sich umzubringen! Sie fliegen in der Luft und bringen sich um. Sie sitzen in der Erde und bringen sich um. Sie fahren unter's Wasser und bringen sich um! Sie bringen sich partout um. Liebe Zeit... Das können die Wilden auch!...“

Er faßte leise ihre Hand. Madame Mère ließ sich in ihrem Selbstgespräch nicht stören.

„Diß geht immer rundum. Bald hält der eine seinen Kopf hin, bald der andere. Jetzt hat sich auch das Hippolytche da hinein meliert. Lebt Dein Sohn noch?“

„Ich weiß es nicht.“

„Und Deine Frau?"

„Ich weiß es nicht."

„Voilà l'affaire!" Die alte Dame machte plötzlich eine energische Bewegung, wie um aufzustehen. „Ich will fort! Vielleicht erfahr' ich's droben, was diß für einen Sinn hat! Vielleicht sagt mir's der Jean, Dein Vater! Er war ja manchmal krittlich. Aber ich freue mich doch recht auf ihn. Wir warten auf Dich. Du kommst ja auch einmal, mein kleiner Jean. Ihr alle. Tout passe, tout casse, tout lasse, sogar dieser Krieg!"

„Hoffentlich! Und bald!"

„Ah, pauvre France! Es stirbt an seinem Süden. Ich hab' sie nie leiden können, die babillardo von da unten. Du hast auch was von dem Midi in Dir, Jeanche! Nimm Dich davor in Acht..."

Für eine Sekunde hatte Madame Bollin hellsehende Augen. Dann trübten sich die wieder. Blickten nach der Türe. Dort pochte es. Der Abbé trat ein. Sie griff gewohnheitsmäßig nach dem schwarzen Rosenkranz. Merkte es gar nicht, daß ihr Sohn leise das Zimmer verließ...

Draußen unter dem heißen blauen Augusthimmel, der an ferne, ewig warme Länder mahnte, sagte er sich: Ja, ich kenne den Süden. Ich weiß seine Fehler, weil ich ihn liebe. Ich bin dem Norden fremd. Ich verstehe seine Tugenden nicht, weil ich ihn nicht liebe. Mein Herz darf nicht lieben. Mein Kopf kann nicht lieben. Ich bin einsam zwischen den ringenden Welten.

So einsam wie dieser Platz da, in dieser schweigenden Festung vor dem Feinde, in der Mittagsglut um mich

flimmert. Meine Mutter geht von mir. Die Vergangenheit nimmt von mir Abschied. Meine Frau ist von mir. Die Gegenwart hat mich verlassen. Mein Sohn ist von mir. Die Zukunft ist mir mit ihm geschwunden. Nichts blieb mir, nichts als ein bischen Arbeit und kalte Pflicht. Ich friere unter der flammenden Sonne des Völkerkriegs, weil mein Herz leer ist und mein Wille matt.

Und es war ihm, als sei außer ihm noch Einer auf dem von keiner Menschenseele belebten Platz. Als sei der „Eiserne Mann“ herabgestiegen und stände da in der Mitte, schwarz, auf sein Schwert gestützt, riesenhaft geworden, den vor ihm mächtig überschattend, der Krieg. Und die Stimme des Eisernen Mannes sprach: Die Zeit hat sich erfüllt. Ich bin da. Ich, der Krieg. Um mich kommt keiner von Euch herum. Mein Helm ist wie der Geßlerhut auf der Stange. Jeden in der alten Welt führt sein Weg an mir vorbei und jeder muß vor mir sein Haupt entblößen. Das aufgereckte Schwert in meiner Rechten ist der Wegweiser der Welt. Vor ihm muß jeder stehenbleiben und noch einmal zurückblicken und sich dann entscheiden, ob rechts, ob links. Ich dulde nichts Halbes. Vor meinem Blick werden die Gedanken bis zu Ende gedacht, die Entschlüsse bis zum Äußersten gefaßt, die Taten bis zum Letzten getan. Heil dem Starken! . . .

Jean Bollin ging am Münster vorbei. Schwer hallte von der Höhe der Klang der Klöppel am Glockenrand und verkündete die Mittagsstunde. Jetzt traten da drinnen wohl die uralten Sinnbilder von Zeit und Ewigkeit aus dem geheimnisvollen Gehäuse des Spielwerks. Knabe,

Jüngling, Mann und Greis wiesen das immerwährende Sein und Werden und Vergehen. Die Götter Griechenlands reichten sich die Hand. Christus führte die Jünger heute und immerdar. Nach unwandelbaren Gesetzen kreisten durch Raum und Zeit die Planeten um den Sonnenball, bis das Krähen des Hahns es verkündete: Es war alles nur ein Spiel.

Ein Spiel. Aber warum dies Spiel um Länder und Leben, um Gut und Blut, nach ehernen Notwendigkeiten, deren letzten Sinn kein Menschenhirn erfaßte? Warum dies gespenstige Krähen des gallischen Hahns, der das Nichts ankündete, die große Leere um einen? Jean Bollin schaute über den grellheißen Platz vor dem Münster. Da war kaum eine menschliche Gestalt. Er ging allein. Zu seiner Rechten keine Frau. Kein Sohn zu seiner Linken. Und es lastete auf seinem Herzen: Ich trage einsam in mir mein Leid. Und in meinem Leid das Leid der Menschheit. Ein Leid, so groß, so allgemein, wie es vielleicht noch nie auf Erden war.

Und es war ihm, als flögen Stimmen mit den dröhnenden Schlägen der Glocken zum Himmel auf. Millionen von Stimmen und Hunderte von Millionen, als flehten alle Menschen der Welt zu dem Gott, den sie kannten, um Sieg und Erlösung in der Völkerdämmerung. Und jedes Stück der sich zerreißenden Menschheit nahm die unsichtbare Allmacht da oben in dem unergründlichen Blau für sich in Anspruch, ob unter russischen Kuppelwölbungen die Bässe der Mönche ihr: „Gospodi pomilui — Herr erbarme Dich!“ stöhnten oder vom Turm der Moschee

der schwermütige Glaubensuf: „La ilaha illa 'llahu!!“ hinauszitterte, ob sich Italienerhände zum Gebet falteten: „Misericordia, Patre nostro!“, oder durch die Kirchen des Britenreiches The Lords Prayer erscholl: „Unser Vater, der Du bist im Himmel!“, ob unter der Wölbung französischer Dome die Cantique de la Sainte Vierge zur Mutter Gottes mit den sieben Schwertern im Herzen emporstieg: „Gelobt seist Du, Marie!“ oder es ehern und tausendstimmig unter freiem Himmel auf den Rathausplätzen deutscher Städte über die entblößten Häupter hallte: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten ...“

Und an den Lagerfeuern verrichteten Hindus ihre Opfer, suchten braune und gelbe Asiaten ihren Trost bei Buddha und Confucius, kniete vielleicht sogar der Neger des dunkelsten Afrika vor seinem Fetisch. Und in allen Ländern, und in allen Zungen scholl es, für Jean Bollins Ohren, durch das Glockenläuten des Münsters zu dem Ewigen Wesen empor: Hilf uns, daß wir einander töten! Und er ging weiter und rang mit sich und fand keinen Weg.

„Na — mein Junge ist noch so durchgekommen!“ sagte am Nachmittag der Dr. med. und Weingutsbesitzer August Stourm, der ihn besuchte. „Leichter Schuß an der Backe! Liegt ganz vergnügt da und raucht zwischen dem Verband durch! Mit dem Essen steht's noch windig. Aber wenn es nach ihm ging', wäre er nächste Woche schon wieder draußen!“

Der blonde alt-elsässische Hüne saß in Jean Bollins Wohnung, seinem alten Straßburger Schulkameraden und Landtagskollegen gegenüber. Seine blauen Augen blitzten über dem mächtigen Wotansbart.

„Famos hat er sich gehalten, der Bengel! Na, ich wollt's ihm auch geraten haben! Knapp Achtzehn und Unteroffizier und das Eiserne — aller Ehren wert, was? Sein Hauptmann hat mir auch noch ein paar ganz reizende Zeilen geschrieben. Ich bin stolz!"

„Ich nicht!" sagte Jean Bollin. Die beiden Väter, deren Söhne gegeneinander kämpften, schwiegen. Jeder in seinen Gedanken.

„Er ficht auch da in den Vogesen, Dein Hippolyte?"

„Man erzählt es hier! Du weißt ja: es sickert immer etwas von drüben durch. Die letzte Nachricht, die ich von ihm bekam, erreichte mich im Mai in Rom."

Er zeigte dem Freund eine französische Zeitung. Die farbigen Schutztruppen waren da abgebildet, die aus aller Welt der bedrängten Kultur zu Hilfe eilten, im Vordergrund riesige nackte Neger um die blau-weiß-rote Trikolore. Darunter die Worte des Unsterblichen von Frankreich, Paul Bergerat: „Finis Germaniae! Deutschland hat sich in seiner wahren Gestalt als Gorilla gezeigt, nie wieder betritt es den Kreis der Zivilisation."

„Und diese Bleistiftzeilen daneben?"

„Sie sind von Hippolyte, aus dem damaligen Truppenlager von Langres. Drei Monate alt. ‚In Ermangelung eines Briefbogens profitiere ich von diesem weißen Rand der ‚Dépêche de Toulouse', die mir Onkel Taxier schickte. Hoch die heroischen Enkel der alten Römer, die in diesen Tagen dem Schrei ihres Gewissens folgen! Ich habe Schweres hinter mir: die Kameraden, die mit mir die Hörsäle von Lausanne mit der Arena der Menschlichkeit

vertauschten, diese jungen Blutzeugen der Gesittung, sind bis auf mich und den kleinen Lenormand alle tot. Aber die Zeit ist nahe, wo die befreiten Völker der Erde, geeint durch die zauberhaften Klänge der Marseillaise, durch Berlin defilieren. Komm', Vater! Lasse Dich von der reinen Hand der Italiener, die Du liebst, zu uns führen. Noch nimmt die menschliche Gesellschaft ihre Reuigen auf.'"

„Die menschliche Gesellschaft ist übergeschnappt!" sagte der Arzt. „Fünfhundert Millionen Farbige, mehr als ein Viertel aller Menschen, die's überhaupt giebt, lebt unter englischer und französischer Fuchtel. Keine Flunder schwimmt im Meer ohne englische Erlaubnis. Und dabei reden sie der Menschheit ein, man müsse sie von den Deutschen befreien. Und sie glaubt's!... Sie glaubt's! Das ist das Wahnsinnige."

Jean Bollin legte langsam das Blatt hin.

„Ja. Es ist Wahnsinn," sagte er. „Diese Flucht aller Menschen, dieser Haß aller Menschen gegen den großen und furchtbaren Geist da hinten überm Rhein. Ich fliehe nicht vor ihm. Ich hasse ihn nicht. Aber auch mir ist er zu groß und zu furchtbar. Ich habe mich ihm unterworfen vor aller Welt, weil es meine Pflicht vor Gott und meinem Gewissen war. Ich habe mich laut zu ihm bekannt und würde es jeden Augenblick wieder tun, wenn ich die Wahl hätte. Aber in mir tragen kann ich diesen fürchterlichen Preußengeist nicht. Er kommt aus anderen Breiten und aus anderen Seelen."

„Versuche es nur! Ich kann's!"

„Du bist zu beneiden, mein Freund August! Du hast

Deine Heimat gefunden. Ich nicht. Ich bin kein Mann von Eisen. Ich bin vom Schicksal dazu bestimmt, zwischen den Völkern zu stehen und keinem ganz anzugehören! Ach — ich bin nicht der einzige hier im Lande!"

„Ihr müßt, Ihr Leute! Ihr müßt!"

„Mein Halt ist nicht der Staat. Die Staaten ändern sich. Sie stürzen jetzt eben vor unseren Augen wie die Kegel vor der Kugel. Das Bleibende, das immer Gewesene, das, was alles überdauert, das ist die Familie. Das ist meine Bestimmung. Ich bin von weicherer Art als diese ungeheuerliche Zeit. Ich bin dazu geschaffen, im Kreise der Meinen zu leben, zu lieben und geliebt zu werden. Ich habe schon mit wenig über zwanzig zum erstenmal geheiratet..."

„Ja. Ich weiß."

„... Ich brauche Frauennähe. Menschen, für die ich sorgen kann, die meine Treue verstehen. Ich brauche die Wärme von innen. Die Freundschaft von Herz zu Herz. Ich brauche Gesichter um mich, in denen ich mich so wiedererkenne, wie ich sein möchte. Ich brauche etwas, an das ich meine Liebe los werde, August!"

„Du hast wieder Deine schwache Stunde!"

„... und ich sitze hier allein, mutterseelenallein, und höre nur manchmal die Scheiben vom fernen Kanonendonner klirren..."

„Ja, zum Kuckuck: Es ist eben Krieg."

„Wenn Frieden auf der Welt wäre... Ich male es mir manchmal aus, daß man dann nur lebt und arbeitet für sich und die Seinen... Irgendwo... unter einer

heißeren Sonne ... in einem fernen, glücklichen Land. Es giebt ja immer noch ein paar Inseln und Küsten auf der Welt, wo die Menschen sich noch nicht zu Tausenden töten und die Städte und Dörfer flammen. Zu denken, daß man da mit Weib und Kind unter blauem Himmel lebt, dankbar seinem Schöpfer, zufrieden mit seinem Tagewerk, — selbst wenn man die Erde mit eigener Hand umgräbt und selbst sich aus Brettern sein Dach zimmert. Es wäre doch Frieden und Glück. Darnach zu streben ist der Mensch doch da. Aber es ist ein Traum."

„Ein Traum der Mattherzigen, Jean!"

„Ich weiß es. Er kann sich nie erfüllen. Nie mehr ganz. Dein Sohn ist verwundet, meinen Sohn habe ich verloren, obwohl er lebt. Auch wenn er leben bleibt, kann er nie mehr hierher zurück."

„Sie würden ihm kurzen Prozeß machen!"

„Ich werde ihn nie wiedersehen. Ich will es auch nicht. Indem er seine Pflicht verließ, verließ er auch mich. Für mich ist er tot!"

„Nun, siehst Du — nun wirst Du wieder stark! So müssen wir jetzt sein, in der eisernen Zeit, wert derer da draußen ... Was hast Du nur auf einmal? Warum faßt Du mich denn an den Schultern? ... Es ist ja der reine Krampf ... Jean ... komm' doch zu Dir! ... Was ist denn?"

„Meine Frau ... gebt mir meine Frau ..."

„Ach ... um Gottes willen ..."

„... gebt mir meine Frau wieder ..."

„Wir hier enthalten sie Dir doch nicht vor ..."

„Ich kann nicht leben ohne sie. Ich sehne mich nach ihrer Nähe. Ich verzehre mich nach ihr ..."

„Ja, sage das doch denen in Paris!"

„Niemand hat ein Recht, sie mir zu nehmen! Ich habe sie mir zur Frau genommen, weil ich an die Menschheit glaubte. Ich glaubte an den Frieden und das Glück der Menschen. Und an die Freundschaft der Völker. Darum führte ich eine Französin hierher an den Rhein. Es erschien mir als ein Sinnbild der Zukunft. Ich war für mein Teil ein Träger der Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich, für die ich seit zwanzig Jahren kämpfte ..."

„... aber umsonst, mein armer Jean!"

„Ja. Ich bin arm. Ärmer als Ihr alle! Was Ihr verlort, das starb. Das ist eine grausame Notwendigkeit. Was ich verlor, das lebt. Es mir zu nehmen, ist eine unnütze Grausamkeit ..."

„Donnerwetter ... doch nicht eine Grausamkeit von uns!"

„... von allen den Menschen, die sich jetzt bekämpfen. Ich hab' keinen Teil daran. Ich will niemandem ein Leid zufügen. Ich will nur für mich ein bißchen Glück! Gebt mir meine Frau! Ich verzweifle ohne sie, August! Ich halte das Leben nicht mehr aus!"

„Es liegt doch nur an Dir! Warum hast Du nicht die Macht über sie? Sie kann doch jeden Augenblick zu Dir hierherkommen, wenn sie will! Sie ist doch durch die Heirat mit Dir eine Deutsche!"

„Eben deshalb! Vielleicht halten sie sie gewaltsam in Paris zurück, weil sie in ihr die Deutsche sehen ..."

„Das scheint mir doch ...“

„Du kennst meinen Schwiegervater nicht! Er ist zu allem fähig. Er war ein Gewaltmensch schon im Frieden. Und nun, wo die deutschen Heere tief in Frankreich stehen ... Und dabei seine Tochter eine Deutsche ... Vielleicht leidet Baussette mehr als ich ahne ...“

„Du sprachst vorhin von Rom! Hast Du sie da nicht gesehen?“

„Ja.“

„Nun also! Du gestandest mir das doch damals mit halben Worten ...“

„Das war ein Rausch. Ein Taumel. Er hatte die ganze Welt ergriffen. Die Welt ist von Sinnen. Wir wissen's. Aber vielleicht ist Baussette inzwischen genesen.“

„Wodurch?“

„Durch die Liebe zu mir! Sie liebt mich doch! Sie kann das sich doch nicht aus dem Herzen reißen! Darauf baue ich wie auf Stein! Es wird stärker werden als sie selbst!“

„Hoffen wir's!“

„Ja. Ich hoffe!“ sagte Jean Bollin leidenschaftlich und faltete die Hände. „Ich warte. Ich bin krank vor Sehnsucht.“

„Ja. Du bist wirklich krank.“

„Und Du bist Arzt und kannst mir doch nicht helfen. Ich bete, daß ich ihren Schritt auf der Treppe höre. Sie hatte ihren eigenen Gang. Stark und doch elastisch ... Aber das Haus ist still ... Wie? Ja — ich glaub' auch, ich bin jetzt besser still für mich! Leb' wohl, August!“

Jean Bollin war allein. Unter ihm in den Maschinensälen brummte ein schwaches eintöniges Summen, das einschläfernd klang. Das alte Lied. Das Lied von Not und Tod auf der ganzen Welt. Ein Druckerjunge brachte ihm die eben eingelaufenen Kriegsberichte. Er las sie mechanisch. In dem leisen Stampfen und Zittern der Druckerei unten, in der sie gesetzt wurden, bebte ihm ihr Widerhall: Kämpfe im Osten und im Westen, Kämpfe in Asien und in Afrika, Kämpfe an den Quellen des Nil und den Gletschern des Kaukasus, in China und in der Südsee, an der Küste des Feuerlands und in der Kalahariwüste, am Sinai und bei Babylon, am Goldenen Horn und in den kurischen Ländern, in der Champagne und der Sahara, im istrischen Karst und im polnischen Sumpf, Kämpfe zu Land und unter Wasser, in der Luft und in der Erde, Kämpfe überall. Und in ihm war wieder ein inbrünstiges verzweifeltes Sehnen: Heraus! Heraus aus dieser rasenden Zeit! Wer zwischen den Völkern steht, dem blutet das Herz, wenn sich die Völker morden. Wer voll vom Geist Europas ist, sieht mit Entsetzen, wie dieser Geist sich selbst verschlingt. Sieht über das Blutmeer gen Sonnenaufgang und schaut das starre Grinsen des Japaners, sieht gen Sonnenuntergang und schaut das gierige Schmunzeln des Yankee.

Die Abendsonne schien durch die Fenster. Die Luft war bleiern schwül. Mit elektrischer Spannung geladen. Jean Bollin durchmaß in einer unbestimmten Unruhe und Ungeduld, in der sein Herz hämmerte, den heißen Raum. Er sagte sich wieder in seinem bittern Schmerz:

Mögen da draußen die Kronen splittern und die Reiche zerschellen, mögen diese großen Menschengemeinschaften knirschen und ringen, ich will ja nur meine kleine Gemeinschaft hier für mich, mein Weib, mein Heim und meiner Hände Arbeit. Das ist doch der Uranfang der Dinge. Der Urbesitz eines jeden. Das Urrecht des Menschen. Alles andere dachten sie erst später dazu.

Auf der Gasse unten hallten schwere, feste Schritte. Ein deutscher Landwehrmann ging da vorbei, feldmarschmäßig, das Gewehr umgehängt. Sein Bart war rötlichbraun wie der Lehm der Berge an seinen Stiefeln. Braungebrannt das Gesicht. Die Hände so braun wie der Schaft der Waffe. Sein Feldgrau in Staub und Sonne, in Regen und Schlamm dem Boden der Vogesen gleich geworden, aus deren Schützengräben auf dem Hartmannsweilerkopf oder am Sulzer Belchen er kam. Es war, als sei ein Stück deutscher Erde aufgestanden und wandele, in unbeirrbarer, schwerwuchtender Kraft, und Jean Bollin sah dem hochbepackten Krieger nach, der die Pfeife im Mundwinkel und einen Stoß ihm mitgegebener Feldpostbriefe der Kompagnie in der Rechten hielt, und dachte sich: Von wo haben sie Dich geholt? Vom Pflug? Vom Ambos? Von den Feuerkesseln? Aus dem Schacht? Wo steht Dein kleines Haus? Wieviele Lieben ließest Du daheim? Aber Du schreitest gleichmäßig mit wuchtigem Nagelschuh dahin. Dein Gesicht ist ruhig. Du tust Deine Pflicht.

Ein jeder. Auch ich. Er setzte sich an den Tisch. Stand wieder auf. Rief durch das Sprachrohr hinunter:

„Reservieren Sie mir zwei Spalten für die Morgennummer!" und schrieb. Die Eindrücke aus Berlin. Die Bewilligung der neuen zehn Milliarden. Der eherne Wille zum Sieg. Darunter seinen vollen Namen. Jeder im Reichsland und darüber hinaus mochte wissen, daß er, Jean Bollin, der Vertreter von Nattweiler, furchtlos im Kampf des Reiches um sein Dasein zum Reiche stand.

Aber als er fertig war, kehrte es ihm, mit der alten Macht, wieder: Dem Verstand kann ich gebieten. Der ist hier in Deutschland! Dem Herzen nicht. Das ist in Paris! Das sucht meine Frau und bangt nach ihr und sehnt sich nach Glück.

Der Abend war da. Die Dämmerung wob in den Zimmern. Fernes Wetterleuchten blitzte über den Dächern. Hell machen durfte man die Fenster nicht, ohne sie zu schließen und zu verhängen. So saß Jean Bollin lieber in frischer Luft im Zwielicht, das dunkler und dunkler wurde. Und formte sich aus den Schatten heraus die Umrisse Bausettes. Malte sie sich, wie sie da ging und stand, ihre hohe, majestätische Gestalt zu dem Busch Rosen da niederbeugte, wie sie da saß und mit der weißen Hand die Sticknadel durch das Altardeckchen führte, auf ein Geräusch in der Küche hörte und, wirtschaftlich wie sie als Französin war, hinüberging, wiederkam, königlich und blühend in ihrer reifen Schönheit auf der Schwelle stand.

Waren das wirklich Stimmen da draußen gewesen? Eine unsichtbare Hand ballte vor ihm die unbestimmten Schatten zusammen. Sie formten sich zur Menschengestalt, wurden Blut und Leben, Lachen und Jubel einer dunklen, großen,

jungen Frau in Reisekleid und Schleier. Sie eilte aus dem Grau heraus auf ihn zu. Er fuhr empor, in einer Mischung von Schrecken und Entzücken. Er fühlte ihre weichen, vollen Arme um seinen Hals, ihre heißen Lippen auf den seinen, er hörte ihre tiefe, zärtliche Stimme.

„Bassette ..."

„Ja. Ich! Ich!"

„Ich glaub' es nicht!"

„Doch, doch, mein Freund! Ich bin's!"

„Bassette ... Bassette ..."

„Ich bin's, mein kleiner Jean! Ich bin aus Fleisch und Blut!"

Er schloß die Augen im Rausch ihrer Nähe. Es schwindelte ihm. Das dämmernde Zimmer drehte sich um ihn im Kreise. Er konnte kaum aufrecht stehen. Aber er hielt sie. Hielt ihre Last voll Leben und Wärme in seinen Armen. Sie war da.

Sie saß neben ihm. Lag an seinen Schultern. Lachte unter seinen Küssen. Sprach dabei in einem Atem. Das fliegend-schnelle Französisch, das er seit einem Jahr nicht mehr gehört. Mochte es draußen in Straßburg noch so streng verboten sein, hier, zwischen den vier Wänden, vernahm es keiner. Deutsch später, wenn man ruhiger war! Aber jetzt konnte sie nur in ihrer Muttersprache ihr Herz ausschütten, schwatzen, fragen, erzählen, vom Hundertsten ins Tausendste geraten, im Jubel des Wiedersehens.

„Wo ich herkomme, Jean? Mein Gott: aus der Schweiz! Durch amerikanische Vermittelung bekam ich

meinen Paß. Sie mußten mich ja gehen lassen, mich, durch Heirat Untertanin Eures Kaiserreichs! Ich war ihnen ja schon dort verdächtig! Ich mußte mich wilder anstellen, als mir's um das Herz war."

Sie legte wie ein müdes Kind den schlichtgescheitelten, dunklen Kopf an seine Brust.

„Sieh, ich war dumm, mein kleiner Jean. Wir waren Alle dumm! Man hatte uns eingeredet, daß in wenigen Wochen Alles vorbei sein würde. Alle rieten mir: ‚Lasse das Gewitter vorübergehen. Dann überschattet schon die Trikolore das Wiedersehen mit Deinem Mann.' Aber die Wochen vergingen. Die Monate. Nun ist's ein Jahr, und immer noch plapperten uns diese Papageien in Paris dasselbe. Da nahm ich Abschied. Ich konnte nicht mehr. Ich wollte zu Dir. Ich sage jetzt wie maman: ‚Ich bin neutral.' Wir Frauen führen keinen Krieg. Wir leiden nur darunter und weinen. Was macht maman? Wie geht es ihr? In Paris schalten sie mich eine Verräterin. Mein Vater wies mit einer furchtbaren Geste nach der Türe. Ah — er wurde bleich vor dem schweigenden Stolz meines Kopfnickens zum Abschied! Nichts von Höflichkeit bei den französischen Beamten! Sie schoben mich über die Grenze wie einen alten Sack den Schweizern zu! ‚Viel Glück bei den Boches, Madame!' Nun: Ich ertrug es. Jeder hat jetzt sein Kreuz zu tragen."

„Du hast es mir abgenommen!"

„Ich werde hier auch nicht auf Rosen gebettet sein, ich! Einerlei! ... Ich werde mich in kindlicher Achtung vor den Gesetzen jeder Maßnahme unterwerfen, die man

über mich verfügt! Ich werde mich melden, so oft man es mir befiehlt. Nur sollen sie mich nicht von Dir trennen. Mich nicht in das Innere Deutschlands verschicken. Fern von Dir!"

„Wo denkst Du hin?"

„Nicht wahr?— Das werden sie nicht? Du stehst für mich ein? Ich kann nichts für mein tragisches Geschick, eine Tochter des Feindeslands zu sein. Aber ich habe klar die Pflichten begriffen, die dies grausame Verhängnis mir auferlegt. Ich werde beten, mein Jean, für Freund und Feind, und dabei nicht wissen, wer Freund, wer Feind ist. Ich werde dies Haus nur verlassen, um diese Gebete zu verrichten. Der Tag wird mich daheim über Werken der Wohltätigkeit finden. Man wird mit mir zufrieden sein. Ich habe es mir gelobt."

Er saß neben ihr, den Arm um sie. Er hörte ihre zärtliche Stimme.

Ihr warmer Atem wehte ihn an. Der alte Zauber war wieder da. Die Sonne des Südens auf ihrem schönen, bräunlichen Madonnengesicht, das sich nur noch wie das Bild eines alten Meisters mit nachgedunkeltem Hintergrund aus dem Dämmer des Zimmers abhob. Das Weiche, das Leichte, das Farbige des Seins. Das Lachen, das über die Abgründe des Lebens hinwegglitt. Sie lachte. Flüsterte ihm ins Ohr. Küßte ihn auf die Wange. War wieder wie ein großes Kind.

„Du bist dicker geworden, mein Alter? Schämst Du Dich nicht? Ohne mich? ... Wie geht das zu? Ihr habt doch nichts mehr zu essen? Habt Ihr noch Pferdefleisch?

Diese armen kleinen Hündchen — sind sie wirklich schon alle in den Suppentopf spaziert? Wie ist es mit der Revolution?"

„Was?"

„Ich hatte Angst, Dich nicht mehr hier zu finden, wo Ihr doch schon die Greise und die Kinder unter die Waffen ruft! Ist es wahr, daß man ein Bataillon von Blinden formiert hat? Mein Vater schwört es. Sieh — da schleicht eine Katze über die Dächer! Es giebt noch Katzen ..."

„Was hat man Dir für Wahnsinn eingetrichtert?"

„Kein Wahnsinn, sondern Wahrheit, mein Freund. Wir wissen es. Ich wußte, daß ich in das Land der Verzweifelten kam. Aber ich bin stark!"

„Und ich weiß wieder, warum dieser Krieg sich weiter erfüllen muß," sagte Jean Bollin dumpf, „... solange diese Verblendung auf der Erde herrscht!"

„... Ich werde mit meinem Beispiel die Verzagenden trösten ..."

„Du wirst niemanden finden ..."

„... und ich werde sehr glücklich sein. Denn ich bin bei Dir."

Ein tiefes Grollen durchschütterte die Luft. Sie zuckte zusammen.

„Mein Gott — wieder diese fernen Kanonen. Ich verließ sie in Paris."

„Dies ist nur ein Gewitter, das drüben aufsteigt. Ängstige Dich nicht!"

Er umschloß sie mit seinen Armen. Ein unendliches Glücksgefühl kam in einem tiefen Frieden, einer seligen

Ruhe gegenüber dem Stürmen und Blitzen da draußen über ihn. Er fand keine Worte dafür. Er saß mit halbgeschlossenen Augen und schwieg. Baussette Bollin preßte die Lippen zusammen und schaute forschend auf seinen brünetten, weich und edel geschnittenen Kopf hernieder, der an ihrer Brust lag. Ihr Antlitz wurde plötzlich steinern hart und grausam, voll der funkelnden Spannung einer Katze. Das Gemach erhellte sich rasch und flackernd von dem gespenstig huschenden Schein des fernen Wetterleuchtens. Als Jean Bollin die Wimpern hob, war schon wieder alles dunkel. Er frug, mit einer unwillkürlichen Angst in der Stimme, obwohl er sie neben sich fühlte:

„Baussette — bist Du auch wirklich da?"

„Ja, mein Freund! Ich bin da!"

14.

Unteroffizier Nessius?"

„Zu Befehl!"

„Nix zu sehen?"

„Doch, Schnee und Mond!"

„Ja . . . Sie uze mich lang . . .," brummte unten der Vizefeldwebel Bätzle. Im Frieden war das Verhältnis zwischen ihm und dem Unteroffizier Nessius umgekehrt. Da trat er, Herr Bätzle, verbindlich lächelnd, den Hut in der einen, den Musterkoffer in der andern Hand, mit seinen Wormser Lederproben für Treibriemen in das Kontor der Nonnenbacher Fabrik. Jetzt war er Offiziersdiensttuer und Vorgesetzter in der Beobachtungsstelle in einer Kiesgrube der Vogesen. Der in den Berg hineingebaute Bretterverschlag war klein, dunkel, heiß und feucht. Das Kanonenöfchen in der Ecke atmete schwache, rote Glut. Langsam fielen Tropfen von der nassen Decke. Der Fernsprecher schnarrte leise und eifrig in die Hörrohre, die der Mann auf dem Schemel an der Wand um den Kopf geschnallt trug. Draußen stöhnte der Wind.

„Heut' Nacht giebt's nix mehr!"

„Ha freilich, so lang der Vollmond dick und breit wie e Protz am Himmel steht! . . . Unteroffizier Nessius . . . Wie ist's denn mit dem Mond?"

„Er ist schon bald am Rand vom Wald . . . !“

„Sonst nix besonders?“

„Es geistert wüst draußen! So hab’ ich mir als Bub’ die Gespenster vorgestellt!“

Philipp Nessius sah die Arabern im deutschen Vogesenwinter gleichenden Schatten der Erkundungsgänger, die sich bereits in ihren langen, weißen Schneemänteln lautlos der nahenden Dunkelheit entgegen im Gänsemarsch durch den geheimen Zickzackpfad im Labyrinth des Drahtverhaus wanden, bis das Blau der schwindenden Monddämmerung draußen sie verschluckte. Er hockte wie ein Kaminfeger im Schornstein, mit hochgezogenen Knieen und angepreßten Ellenbogen rittlings auf seinem Brettersitz, in dem verbolzten Schacht, der senkrecht vom Unterstand unter ihm durch die Erde bis auf den freien Boden des Höhenrückens über der Kiesgrube hinaufführte. Eine steile Hühnerleiter war zu seinen Füßen an der Wand befestigt. Es wehte warm von dem Raum da unten herauf, der Brodem von feuchtem Tuch, etwas Kohlendunst, feiner Zigarettenrauch. Von oben stürzte jäh wie ein Kübel kalten Wassers der Winterfrost herab, so daß die beiden Luftströmungen ihn wechselnd in seinem dicken Mantel umspielten. Darüber glitzerten gerade über seiner Helmspitze hoch und frostig klar die Sterne und lugte der Mann im Mond neugierig in den Schlupf zur Unterwelt und beschien sein vermummtes Haupt, das nun schon das Kriegsgesicht zeigte. Nicht mehr so wettergebräunt wie im Frieden, sondern bleicher und hagerer geworden vom Maulwurfsleben unter der Erde, die vier Schrägfalten

ständiger Spannung von Augenwinkel und Nasenflügel zum Mund, und um die Lippen der zähe Zug des eisernen Ausharrens im Schützengraben.

Der Unteroffizier Nessius beugte sich wieder vor und äugte, wie sonst als Weidmann über Korn und Kimme, in die Spiegelung des senkrecht vor ihm aufragenden Scherenfernrohrs, dessen Griffe er mit den Händen drehte. Sofort kam die nächtliche Schneewelt draußen gehorsam bis auf zehn Schritte an ihn heran und begann nach seinem Willen zu wandeln. Langsam glitt, wie die rollenden Kulissen des Theaters, in der Lichtbrechung der Linse die Feindesstellung gegenüber dem eigenen Abschnitt an ihm vorbei. Er prüfte sie gespannt auf die geringste, scheinbar unverdächtige Änderung. Er kannte sie auswendig in diesen langen Monaten: die hundertjährige Hindenburg-Tanne am Anfang mit kahlgefegtem Wipfel, die zerschossene Kapelle mit dem an der zerschellten Wand lächelnden Muttergottesbild. Der Punkt achthundertzwo: jenes einsam übrig gebliebene Dreieck eines Hausgiebels, das immer im Wind schwankte und nie umstürzte, das „Weiße Haus" am Waldrand, klein, freundlich, sonderbar unbeschädigt und gern von beiden Teilen gemieden seit jenem furchtbaren Handgranatenkampf im Innern, von dem noch aufgerissene Dielen, blutbespritzte Wände und zerschmetterte Kellerluken sprachen, die vier Trichter im weißen Boden, pedantisch neben einander in fünfzig Meter Abstand hingesetzte haustiefe Granatlöcher, das „Forsthaus", ein großer, schwarzer, einsamer Fleck im Schnee. Die Mühle, an deren verkohltem Holzgerippe sich seltsam

und sinnlos immer noch ein Flügel langsam im Nachtwind drehte, ... da, zum Schluß des Abschnitts, der scharf vom Sternenhimmel abgehobene Schattenriß des Turkos, der schußbereit hoch im Eichengeäst saß und auf den längst niemand mehr feuerte, weil es der stille Neger da oben seit vielen Monaten auch nicht mehr tat und sich nicht rührte, wenn ihn die Krähen umflogen.

Die Mondscheibe war jetzt satt rotgelb und riesengroß. Aber vor ihr stand schon das schwarze Gezack des Bergwalds. Seine weißgeschälten, skelettierten und ausgeweideten Stämme dunkelten. Erde und Himmel wurden finster. Jäh griffen die kalkweißen Lichtarme der Scheinwerfer durch das Schwarz, in scharfem Pfeifen stieg drüben ein weißer Stern auf und verbreitete ein rötlichweißes Licht. Dann wurde es wieder Nacht. Philipp Nessius hob das Handgelenk mit der Armbanduhr und las auf dem elektrischen Zifferblatt die vierte Morgenstunde. Er lehnte sich an den Bretterschacht zurück. Man konnte jetzt nichts tun als sitzen und warten. Das Dunkel war so dick, daß man glaubte, ein Stück mit dem Messer herausschneiden zu können. Von hinten klangen die altgewohnten Töne der Nacht. Das leise Schlürfen vieler Schritte, Stimmengemurmel, dumpfes Pochen, gedämpftes Geklirr, das Kollern hartgefrorener Erdschollen. Der Geruch ferner Erbssuppe wehte herüber. Ein halblauter Befehl. Die nächtigen Felder lebten. Jetzt trat, unter dem Schutz der Finsternis, der Mensch des Kriegs gleich dem Wild des Waldes auf die freie Erde hinaus, bis der erste Morgenstrahl den Spuk verscheuchte und die beiden

Stacheldrahtschlangen sich wieder grimmig, scheinbar leblos und endlos gegenüberlagen und feurig anspieen, sich wellten und bogen, auf die Berge krochen, in die Täler glitten, durch die Wälder schlüpften, die Sümpfe durchschwammen, die Städte umringelten, von den flandrischen Dünen bis zu den Schweizer Alpen, von der Bernsteinküste bis zum Siebenbürger Sachsenland, vom ewigen Schnee der Dolomiten bis zum Blau der Adria, vom Geklüft des Balkans hinüber zum Marmara-Meer, nach dem Nil und der Lybischen Wüste, nach Arabien, nach Persien und Mesopotamien, nach dem Kaukasus und nach China, nach Südafrika und über die halbe Welt.

Philipp Nessius hob den Kopf im Schacht und suchte Geräusche aufzufangen, die von vorne kamen. Aber da rührte sich nichts. Er wußte: da standen jetzt die Posten einzeln auf stiller Wacht hinter den hinabgeklappten Schutzschilden. Das Gewehr im Arm. Die Augen unverwandt gradeaus vor sich in die Nacht hinaus. Und unten, hinter ihnen, den Schildwachen, atmeten die andern, die Menschen alle in Europa, die seit anderthalb Jahren statt in ihren Häusern unter der Erde wohnten, die Menschen, die in Asien, in Amerika und Afrika Herd und Heimat verlassen und die Meere durchschifft hatten, um sich in Europa zwischen Kalkgestein und Lehmwänden, Sandsackschichten und Zementmauern einzuwühlen. Der Unteroffizier Nessius saß stumm in der Nacht. Er, der seit einem Jahrzehnt gewohnt war, mit den Massen zu fühlen, zu denken, zu handeln, er glaubte jetzt die schweren Atemzüge all der Tausende, der Hunderttausende, der

Millionen von Männern zu vernehmen, die sich nah und fern in Waffen gegenüberlagen, die da gruben, schanzten, von ihren Lieben träumten, wach mit offenen Augen in das Dunkel starrten, an den Krieg dachten, an Gott, an die eingestürzte Stelle im Grabengang, die man morgen Nacht ausbessern mußte, an Leben und Tod, an den Befehlsempfang morgen, an den verfluchten Rheumatismus längs der Hüfte, an das E. K. I., an Deutschland, an das kochend heiße Seifenbad im Waschkessel in der Ruhestellung, und wieder an daheim ...

„Unteroffizier Nessius! Schlafe Sie da oben?"

„Nein, Herr Feldwebel!"

„Warum melde Sie dann nichts?"

„Man sieht ja nicht mehr die Hand vor den Augen!"

Und Philipp Nessius dachte sich dabei: Alterle — Dich will ich blos mal im Frieden wieder mit Deinem Lederköfferche bei mir im Kontor haben! Dann wirst Du gezwiebelt! Dann bin ich der, wo den Leuten die Seel' aus dem Leib frägt!

Bedächtiges Stapfen unten. Ein Raunen. Das leise Klappern eines Gewehrs. Die Ablösung. Philipp Nessius kletterte steifbeinig hinunter und rüstete sich mit den andern zum Abmarsch. In den paar freien Minuten, die er noch vor sich hatte, knipste er sich, in der Ecke sitzend, die Taschenlaterne an, holte einen Brief heraus und las zum zehnten Mal die flotten, langgeschwungenen Schriftzüge auf den zerknitterten engbekritzelten vier Seiten:

„Wir haben hier in Karlsruhe tüchtig zu schuften! Die Suppenküche floriert, und ich bin darin nachgerade das Mädchen für Alles. ‚Liebste Lüdiger!' vorn und ‚Ach,

beste Lüdiger' hinten. Ich habe jetzt einen Schwung mit der Suppenkelle an mir, daß ich bald einen Biceps kriege wie meine Brüder. Gustav, den Artilleristen, haben sie leicht angekratzt. Wir hatten hier schon ein Bett für ihn bekränzt. Aber er ist gar nicht erst heim, sondern flickt sich draußen in der Etappe aus. Er meint, da wäre es immer noch amüsanter. Daheim wäre es furchtbar langstielig, und die Leute sprächen viel zu viel vom Essen, statt ihrem Schöpfer zu danken, daß sie noch kein Gurkhamesser an der Gurgel haben. Da hat er recht. Ich zum Beispiel weiß auch vor Suppenqualm kaum mehr, wie die Welt ausschaut. Aber es muß eben Jeder seine Pflicht tun. Wir haben jetzt zehn Pfennig Strafe festgesetzt, wenn Eine das Wort ‚durchhalten' gebraucht. Denn wir wollen nicht durchhalten, sondern siegen..."

Ein jähes fernes Geknatter und Geplacker. Tak... Tak... Tak... Bumm!... Abgerissenes schwaches Geschrei...

„Do drübe kumme sie..."

„Die Franzmänner ware die längscht' Zeit so mucksstill!"

„Wo ist denn das?"

„Sell is schon bei den Württembergern!"

„Ha — no loss' die Stuckerter ihr Sach' ausmache!"

Philipp Nessius hörte kaum auf den fernen Gefechtslärm, der bald wieder verstummte. Er las weiter:

„Papa kommt ja jetzt auch wieder ein bischen ins Siegen hinein. Vorgestern hundertfünfzig Alpenjäger! Am Ende warst Du dabei? Ich hör' immer alles erst spät abends, wenn ich mit der kleinen Flühen zusammensitze und manchmal auch mit der Nessius, der Frau Deines

Vetters. Dann denken wir an unsre Männer draußen und reden von ihnen. Nach der Reihe rundum, jede von ihrem. Du gehörst längst mit dazu. Da wird gar kein Unterschied gemacht. Es ist überhaupt nachgerade ein öffentliches Geheimnis geworden, das von Dir und mir, und auch schon hinaus ins Feld geflattert. Ich bekomme Briefe und Anspielungen genug. Mir recht! Mir schwant so, als ob ich nächstens einen dicken Feldpostbrief kriegen würde, mit dem blauen Stempel des Generalkommandos und dahinter: Absender General der Infanterie von Lüdiger-Demski — wenn Ihr den überhaupt dazu ..."

„Gelt, Nessius? Sie wolle noch den nächste Tag da bleibe? Ihne g'fällt's hier gar so gut!"

„Ich komm' schon, Herr Feldwebel!"

Immer noch das Stockdunkel auf dem Rückmarsch. Das Knirschen der Stiefel im Schnee. Achtung: ein Granatloch ... voll Eiswasser und dann dünn überfroren ... Das hat jeder gern, der da in einer Winternacht hineintritt ... weiter, nach dem kalten Fußbad bis zum linken Knie, und in die Ruhestellung in dem zerschossenen Dorf ... Da hinten war ein Trupp kleiner Elefanten im Schnee — die plumpen Haubitzen der schweren Batterie im Waldversteck sahen wirklich Dickhäutern gleich, wie sie in ihren grauen, die Umrisse ganz verhüllenden Plandecken nebeneinander standen. Immerhin war es jetzt schon so morgengrau, daß man die neben ihnen in gelbem Stoß aufgeschichteten Messingkartuschen und sogar auf der andern Seite die blau-gelben Streifen der aus ihren Körben genommenen und schußbereit daliegenden Granaten erkannte.

Philipp Nessius, der mit ein paar Kameraden frisch gesäubert und ausgebürstet aus dem Dorf herauskam, wurde aufmerksam, kniete nieder und begann sie zu untersuchen.

Der Posten stürzte heran. Zugleich streckte der Batterieführer, ein Handtuch in der einen, die Seife in der andern Hand, den Kopf aus der Unterwelt seiner Klause.

„Zum Donnerwetter, Unteroffizier! Was fingern Sie denn in aller Deubel Namen da an der Bodenzündung herum? Sie wollen uns wohl alle hier in die Luft spedieren — was?"

„Nein. Die Franzosen, Herr Leutnant!"

„Das überlassen Sie gefälligst uns! Was verstehen denn Sie davon?"

„Ich hab' die Granate doch selber gemacht, Herr Leutnant?"

„Was?"

„Ich kenn' doch meine Arbeit! Sie muß vom Juni sein. Da ist noch Schargenummer und Abnahmestempel!"

„Welcher Fabrik?"

„Nonnenbach am Rhein, Herr Leutnant!"

Der junge Artillerieoffizier trocknete sich die Hand ab und reichte sie vom Boden her dem Unteroffizier.

„Ich werd' beim nächsten Schuß an Sie denken. Der kriegt einen besonderen Kugelsegen, ehe er ins Rohr kommt!"

„Danke sehr, Herr Leutnant!"

„Sagen Sie mal: was war denn das für ein Geböller heute früh?"

„Ich weiß nicht, Herr Leutnant! Es war nicht in unserm Abschnitt!"

„Und was marschieren Sie denn zu viert in die Welt?"

„Befehl, da unten vor dem Generalkommando anzutreten."

„Aha — gratuliere! Setzen Sie sich nur auf den nächsten leeren Kolonnenwagen, den Sie einholen!"

Weit von den Bergen dröhnten wieder dumpfe, tiefe Schläge. Die Luft zitterte leise. Ab und zu war in ihr irgendwo ein hohles, tiefes Pfeifen und dann ein unsichtbares Bumm!, auf das niemand mehr achtete. Einmal wehte, wohl tausend Schritt entfernt, eine schwarze Rauchsäule auf. Das Kollern gefrorener Erdbrocken noch lange hinterher. Der eine Gefreite wies, während sie weiterschritten, in das offene Tal zur Linken.

„'s hat was gesetzt, die Nacht!" sagte er.

Kleine, zweirädrige Verwundetenkarren mit dem großen Roten Kreuz auf dem Segeltuchplan fuhren die Straße hinunter. Auf dem Hügel nebenan hielt ein Sanitätsunteroffizier zu Pferd und schwenkte die Genfer Fahne, um das ferne Feuer auf den Verwundetentransport aufmerksam zu machen, obwohl er ja wußte, daß die drüben an ihren steilen Mörsern ihn gar nicht sahen. Wie er mit im Sattel rückwärts gewandtem Oberkörper das Rotekreuzbanner vor dem blauen Himmel wehen ließ, glich er einem Kreuzfahrer des Mittelalters.

„Habt Ihr viel Leut verlore, Ihr Schwabe?"

„. . . 's isch nit so arg! Die Mehrere sin Franzose!"

Unter den Leinwandwölbungen der zweispännigen Karren war die Ruhe des Morphiums. Der Zug knarrte weiter abwärts, dem fernen Städtchen zu, das schon im breiteren Talgrund sich versengt und durchsiebt dehnte. Um die

schwarze Brandstätte des Bahnhofs qualmten die weißen Dampfwolken der Lokomotiven. Hier begann der Eisenbahnverkehr nach rückwärts, war der große Umschlagsort vom Schienenstrang zur Landstraße, hier standen die langen Fuhrparkkolonnen, wendeten mühsam auf den Pflastertrümmern die Lastautos, stiegen im Gewühl der vordersten Etappe die Divisions-Intendanten zwischen Strohbergen und Heugebirgen, Barrikaden von Mehlsäcken und quiekenden Schweineherden umher. Gegenüber vor dem einzelstehenden Haus des Notars schilderte ein Posten. Dort wohnte General von Lüdiger, Allerhöchst mit der Führung des 500. Armeekorps beauftragt. Ehrfurcht umgab ihn, der Tod und Leben in der Hand hielt. Sein Geist und Wille war es, der aus dem Geklapper der Telegrafenapparate drinnen in den Schreibstuben sprach, der von dort durch den Fernsprecher Befehle bis in die vorderste Minenwerferstellung fern von hier in den Bergen gab. Sein „Ich“ in fünfundzwanzigtausend Menschen war es, das mit dem Schützen hinter dem Maschinengewehr auf der Erde kniete, das mit dem Feldflieger über den Wolken kreiste, mit dem Pionier in der Nacht des Minenstollens lag, mit dem Schneeschuhfahrer durch den Winterwald glitt. So still es einst um die Villa des pensionierten Generals von Lüdiger in Potsdam gewesen, wo er sein Lebensende in Ruhe zu verbringen gedachte, so rastlos umbrandete hier der Wellenschlag der Front das weiße Haus des Generalkommandos, schossen die hechtgrauen Kraftwagen heran und knatterten ab, sprangen die Motorfahrer von ihrem fauchenden Sitz, gingen Generalstäbler

und Adjutanten, Flieger und Ordonnanzoffiziere, Kriegsgerichtsräte und Generaloberärzte aus und ein, standen draußen Kraftwagenführer und Radler, Burschen, Pferdehalter und Bittsteller im Bürgerkleid.

Außerdem war da noch eine feldgraue Reihe ausgerichtet. Uniformen verschiedener Regimenter.

„Stillgestanden!"

Der General trat auf die Mannschaft zu. Von den Herren seines Gefolges hielt der eine eine Liste in der Hand. Ein zweiter trug eine Schachtel mit Eisernen Kreuzen. Herr von Lüdiger machte vor jedem Mann Halt, sprach mit ihm und drückte ihm zum Schluß die Hand. Dann heftete, während er sich zum Nächsten wandte, ein Major, der selbst das Eiserne Kreuz auf dem Herzen trug, jedem das Ehrenzeichen auf die Brust.

„Und wie heißen Sie, mein Freund?"

„Unteroffizier der Landwehr Nessius, Exzellenz!"

Eine Sekunde ruhten die großen und klaren Augen in dem unerschütterlich ruhigen, bärtig-ernsten Gesicht des Generals auf dem Landwehrmann. Es zuckte nicht in ihren Mienen, nicht bei dem Alten und nicht bei dem Jungen. Es war Dienst.

„Nun — und was haben Sie denn der Mannschaft für ein gutes Beispiel gegeben, mein Lieber?"

„Ich weiß es eigentlich gar nicht, Euer Exzellenz!"

„Da müßte man hier eine ganze Liste ablesen!" sagte dahinter lachend der Adjutant. „Ein frecher Patrouillengang nach dem andern . . ."

„Und immer freiwillig gemeldet?"

„Ich bin daheim ein arger Jäger, Exzellenz! Da macht einem das Anschleichen Pläsir!“

Sie sprachen eine Weile miteinander. Herr von Lüdiger schüttelte ihm die Hand so kräftig wie Jedem. Schon schlug er freundlich dem blutjungen, kriegsfreiwilligen Primaner daneben auf die Schulter: „Schön! Und Du, mein Sohn?“ — da wandte er noch einmal den Kopf.

„Unteroffizier Nessius!“

„Euer Exzellenz!“

„Bleiben Sie hier! Ich möchte Sie nachher noch einmal sprechen!“

„Zu Befehl, Exzellenz!“

Der Unteroffizier Nessius stand, nachdem die Mannschaft weggetreten, harrend vor dem weißen Haus gegenüber dem Bahnhof. Auf der dazwischenliegenden Straße war jetzt der Zug der Verwundeten von vorhin angekommen. Die Karrenreihe hielt. Sanitätsleute trugen die Wagen quer über die Geleise zu der drüben unter dem Dampf der Lokomotive wartenden langen Wagenreihe mit dem großen Roten Kreuz. Durch ein Fenster schimmerten die weißen Kittel der Ärzte. Ein alter Herr mit weißen Aufschlägen und dem Johanniterstern am Hals lief auf und nieder. Schwestern schleppten Wasser vom Pumpbrunnen der Station und stolperten über die Leitungen des Eisenbahntelegrafen, die noch dicht über dem Boden hingespannt waren, weil die Masten zerstört dalagen, und winkten sich ohne Weiteres die Landsturmmänner der Wache zu Hilfe beim Tragen der Eimer. Die weißen Flügelhauben verhüllten ihr Haar. Sie waren aus einem bayerischen Kloster gekommen.

Plötzlich trat eine von ihnen durch die vielen in Feldgrau, die vor dem Generalkommando herumstanden und herumschlenderten, grade auf Philipp Nessius zu. Ihr rundliches und freundliches Matronengesicht war erregt.

„Ach ... Sie, Unteroffizier ..."

„Was ist denn, Schwester?"

„Ja, wenn ich's selber wüßt'! Da ist ein junger Franzos' da, der da in der Bahre neben der Straße — wie sie den hinübertragen wollten, zeigte er auf Sie und sagt, er müßte Sie sprechen!"

„Kann er denn Deutsch?"

„So gut wie wir!"

Philipp Nessius schaute hinuver. Zwanzig Schritt von ihm ruhte, hart über dem gefrorenen Boden, auf dem Traggestell das eingefallene, ganz junge und doch ältliche Gesicht eines französischen Infanteristen mit spitzen Zügen und einer großen Nase und starrte aus fieberigen Augen in ängstlicher Erwartung auf ihn.

„Ich kenn' den Mann nicht, Schwester!"

„Aber er Sie!"

Der Unteroffizier Nessius ging mit der Ordensfrau vom Herzen Jesu über die Straße und kniete neben dem Verwundeten nieder. Der nickte ihm erschöpft zu.

„Mein Herr ... ich muß sterben!"

„Ach wo! Der Doktor flickt Sie schon wieder zurecht!"

„Dann muß ich gerade sterben, mein Herr!"

„Er phantasiert, Schwester!"

„Ich bin ganz klar, mein Herr!"

„Das versteh' ich nicht!"

„Und doch begreift es sich unglücklicherweise leicht, mein Herr! Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen erkläre!"

„Nur schnell! Ich kann jeden Augenblick abgerufen werden!"

„Oh — ich verstehe, daß Ihre Zeit kostbar ist, mein Herr! Ich habe Sie oft gesehen und von Ihnen sprechen gehört ... bei der Verhaftung meines Vetters Guy Diano vor dem Krieg ..."

„So?"

„Man kennt Sie auch diesseits des Rheins, nicht nur bei Ihnen in Baden! Sie sind dort Deputierter, wie mein Vater im Elsaß ..."

„Wie heißt Ihr Vater?"

„Mein Herr: Es ist Herr Jean Bollin!"

„Und Sie ... ja ... um Gotteswillen ... seh' ich denn recht?"

„Ja, mein Herr ... ich trage die Tunique und den Stahlhelm der Republik. Sie begreifen nun meine tragischen Worte, daß ich sterben muß ..."

Es war ein Schweigen.

„Und was soll ich für Sie tun?"

„Meinen Vater benachrichtigen ..."

„Das kann doch von hier ..."

„Noch weiß man hier nicht, wer ich bin! Und wenn man es weiß, ist alles aus! Ich möchte meinen Vater vorher sehen und sprechen ..."

„Und ich ..."

„Sie, mein Herr, in dessen Brust das Erbarmen mit dem Volk wohnt, werden auch mit einem Einzelnen Mitleid haben ..."

Philipp Nessius fühlte von oben einen Schatten über Helmbezug und Achselklappen gleiten. Er schaute auf. Ein jüngerer Generalstabsoffizier war herangetreten. Mit ihm ein Militärarzt. Die Schwester stand dahinter. Der Verwundete bemerkte es nicht. Er lag mit dem Kopf dicht an den Ledergamaschen und Sporenstiefeln hinter ihm. Er wiederholte:

„Sie sind ein Kollege meines Vaters! Einer dieser Männer, denen der Geist der neuen Zeit vertrauensvoll die Wahrung der Menschenrechte gegen die Usurpatoren der Gewalt in die Hände legte. Teilen Sie ihm schonend mit, daß sein Sohn Hippolyte Vollin vom Schicksal ereilt worden ist ... ach, nur einer unter der Jugend Europas, die auf das edelmütige England vertraut, indem sie blutet ..."

„Wie steht's mit dem Mann, Herr Generaloberarzt?"

„Ich hab' mir vorhin den Fall flüchtig angesehen ..."

„Nun und ..."

„Man läßt am besten alles sein. Er hat höchstens noch vierundzwanzig Stunden."

Die Beiden flüsterten. Aber der ehemalige Lausanner Student da unten hatte doch gemerkt, daß jemand hinter ihm stand. Er hob die Augen nach oben. Sie wurden glanzlos vor Schrecken.

„Mein General ... Ich schwöre Ihnen: der Unselige, dessen Namen ich eben nannte, bin nicht ich ... Es war mein junger Kamerad, der kürzlich im Kampf gegen die unwiderstehliche Tapferkeit Ihrer Truppen fiel ... Ich sprach von ihm, um ..."

„Ich habe gehört, was Sie sprachen!“ sagte der Hauptmann ruhig. „Ich werde Meldung an die zuständige Stelle geben, die das Weitere veranlassen wird ...“

„Ich bin verloren ...“

„Sie sind — vorläufig — ein Schwerverwundeter wie andere und nichts anderes. Man wird Ihrem Vater jedenfalls Gelegenheit geben, Sie zu sehen! ... Unteroffizier Nessius?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Melden Sie sich da drüben! Der Wachhabende weiß durch mich Bescheid! Seine Exzellenz will Sie sprechen!“

Philipp Nessius lief durch die Gruppen der Feldgrauen nach dem weißen Haus. Alles stand und starrte sachverständig nach dem Winterhimmel, an dessen Tiefblau in schwindelnder Höhe ein schwarzes Pünktchen summte. Er hörte, wie ein Flieger zum andern sagte:

„Einen Kerl haben sie neuerdings drüben — der ist direkt gemeingefährlich ...“

„Einen Engländer?“

„Nee — 'nen Franzosen! Der Kunde kennt die Gegend bis zum Rhein und hinüber ins Badische wie seine Rocktasche.“

„Keine Ahnung, wer ...?“

„Man glaubt, derselbe, den sie schon vor dem Krieg 'mal an der Rheinbrücke festgenommen haben und der ihnen nachher glücklich wieder durch die Lappen ging ... wie hoch schätzen Sie?“

„Dreitausend mindestens!“

Ein kleiner sächsischer Schreiber führte Philipp Nessius durch Stuben, die voll waren von Litewken von Unter-

offizieren, und über Treppen, auf denen Nagelschuhe auf und nieder trappsten, und meinte, als es in dem Gartenflügel plötzlich feierlich still um sie wurde:

„Herrjemersch ja! In vierzehn Tagen is Weihnachten! Haben Sie auch 'e Frauchen daheeme?"

„Nein. Aber 'ne Braut!" sagte der Unteroffizier. Dann öffnete eine Ordonnanz eine Türe und ließ ihn eintreten.

Der General von Lüdiger war ein starker Raucher. Der Qualm einer herzhaften Feldzigarre zog sich die Wände hinauf, an denen noch in Photographierahmen die Familie und die weitverzweigte Elsässer Verwandtschaft des ausquartierten Notars sich lächelnd gruppierte. Im Zimmer standen die Plüschmöbel und die pedantische Stutzuhr unter dem Glassturz auf dem Marmorkamin wie sonst. Der Kommandierende hatte sich nur einen mächtigen, weißgehobelten Küchentisch zum Arbeiten in die Mitte stellen lassen, der so peinlich aufgeräumt war, daß im Augenblick auch nicht ein Blättchen Papier auf seiner Fläche lag. Er saß auf einem einfachen Holzstuhl und wies auf einen zweiten:

„Bitte, setzen Sie sich!" ...

Der Unteroffizier saß dem General gegenüber. Aber straff, dienstlich aufgerichtet.

„Sie waren daheim als unabkömmlich erklärt — nicht?"

„Zu Befehl, Euer Exzellenz!"

„... und haben es trotzdem schließlich fertig gekriegt, an die Front zu kommen?"

„Es geht zur Not da hinten jetzt schon ohne mich, Exzellenz!"

„Sie nehmen wohl auch öfter Urlaub, um daheim nach dem Rechten zu sehen?"

„Nein, Exzellenz! Ich war bis heute noch keine Stunde von der Kompagnie weg!"

„Warum nicht?"

„Exzellenz — ich mein' als: Was man macht, muß man ordentlich machen. Entweder gehört einer in die Fabrik oder in den Schützengraben. Ich bin jetzt im Schützengraben."

„Hm. Das Regiment bezeichnet Sie als besonders tüchtig. Sie sollen in diesen Tagen zum Offiziers-Ausbildungskursus kommandiert werden?"

„Zu Befehl! Der Herr Oberst sagte mir gestern ..."

„Sie rechnen also mit der Möglichkeit Ihrer Beförderung?"

„Wenn man mich dazu brauchen kann, Exzellenz ..."

Der General von Lüdiger sah den Unteroffizier Nessius mit der unerschütterlichen Ruhe seiner großen klaren Augen an.

„Nun möchte ich einmal wissen, wer Sie eigentlich sind!"

„Exzellenz: Ich bin geboren am ..."

„Nein. Nein. Ihr Lebenslauf ist mir soweit bekannt. Man hat ja genug von Ihnen gehört. Ich meine: Was machen Sie sich zum Beispiel jetzt so für Gedanken ... da draußen ... wo doch so vieles, was jetzt in der Welt passiert, Ihren Anschauungen widerspricht?"

„Ich denke an das, was mir zu tun befohlen ist, Exzellenz!"

„Schön. Aber ein Mann wie Sie schaut doch schließlich darüber hinaus. Er bildet sich doch seine eigene Meinung, worauf es in Deutschland ankommt ..."

„Jetzt immer auf das Nächste, was zu tun ist, Exzellenz!"

„Sehr gut: das ist der richtige Soldatenstandpunkt! Aber ..."

„Ich bin Soldat, Exzellenz!"

„Aber außerdem auch noch sonst allerhand ..."

„Nein, Exzellenz! Augenblicklich bin ich nur Soldat und will auch nicht mehr sein!"

„Und warum?"

„... weil vor allem Deutschland gerettet werden muß ... nein ... siegen muß ..."

„Jawohl, siegen, mein Lieber! ... siegen ... siegen!"

„... siegen, Exzellenz! Da hat man doch für nichts anderes Zeit ..."

„Nee! Stimmt!"

„... ich habe wenigstens keine ruhige Minute für 'was anderes übrig, bis die ganze Gesellschaft da drüben erledigt ist!"

„Na ... glauben Sie: ich?"

Auf dem Gesicht des Generals von Lüdiger war ein freundlicher Schein. Er nahm seine Zigarre wieder zur Hand und sagte, daran paffend, ruhig wie ein älterer Feldgrauer zum Jüngeren:

„Wir schaffen's auch! Schließlich!"

„Bei uns vorn glaubt's jeder Mann!"

„Na ja ... Mit Kerlen wie Euch ..."

Exzellenz von Lüdiger brach ab und räusperte sich. Es war schon genug des Lobs. Er war karg damit. Er zwang sich, zurückzudämmen, was ihm an Stolz auf seine Truppen das Herz bis obenhin erfüllte.

„Exzellenz ..."

„Ja!"

„Wir sind so froh, daß Euer Exzellenz so oft zu uns herauskommen bis ganz vorn hin! Das macht so viel aus bei den Leuten ..."

„Na — das gehört sich einfach so ..."

An dem Generalsmantel mit den Scharlachaufschlägen, der draußen im Flur hing, war die Schulternaht frisch ausgebessert. Die hatte Anfang der Woche eine Schrapnellkugel aufgerissen, daß das Futter heraushing. Herr von Lüdiger saß eine Weile still. Dann hob er mit einer raschen Bewegung die auf dem Tisch ruhende ausdrucksvolle Hand, an der der Siegelring mit seinem Wappen schimmerte.

„Also da draußen ... schön ... gut! Ein Herz und eine Seele! Aber nun kommt der Tag — und schließlich wünscht sich den doch jeder Mensch — wenn nicht für sich, dann wenigstens für die andern — wo es heißt: ‚Der Soldat spannt aus — der Bauer spannt ein!' Was dann?"

„Exzellenz: Sind Euer Exzellenz mit uns draußen zufrieden?"

„Das hab' ich vorhin schon gesagt! Zuviel Lob an einem Tag giebt's nicht, mein Lieber!"

„Ich meine nicht mit uns allen, sondern im besonderen mit mir und den Leuten, die nun 'mal meine besonderen Ideen im Schädel haben ..."

„Kenn' ich nicht — solche Leute!"

„Ich versteh' nicht, Exzellenz!"

„Jawohl, mein Freund! Denken Sie, Sie dürften sich allein hinstellen und sagen: ‚Ich bin Soldat und weiter

nichts!' Nee — bitte gehorsamst — wollte sagen: bitte sehr: Ich nehme mir auch die Freiheit ... Ihr seid mir meine lieben Leute draußen! Jeder ... Da ist kein Unterschied!"

„Das wissen wir auch Alle, Exzellenz!"

„Ich kenne nur gute Soldaten und andere. Die guten hab' ich gern. Und die andern mag der Kuckuck holen. Aber die giebt's bei uns nicht! Gottseidank! Das sind unbekannte Größen!"

„Nicht wahr, Exzellenz! Es tut jeder seine Pflicht?"

„Na — da möchte ich auch dringend darum gebeten haben ..."

„Aber waren Exzellenz sich dessen vor dem Krieg so sicher?"

„Na — wissen Sie ..."

„Bitte, Exzellenz: Wie war's damit?"

„Na — ich hab' mich also gefreut ... tatsächlich gefreut ... Nee — mehr: Es fiel mir ein Stein vom Herzen ..."

„Und vielleicht vielen andern auch, Exzellenz!"

„Na, jedem! Was man vor sich hat: mit der Menagerie da drüben werden wir in Jahr und Tag schon fertig. Nur kein Feuer im Rücken! Das verträgt keiner! Da hinten muß die Luft rein sein. Und ist es, Gottseidank!"

„Und bleibt es, Exzellenz ... soweit es an mir und meinen Leuten liegt ...!"

„Damit machen Sie sich um das Vaterland verdient! ... Nehmen Sie sich doch 'mal 'ne Zigarre! Kohlt — das Etappenkraut — was? Nu hören Sie 'mal: ich hab' Sie kommen lassen, um Sie auszufragen, und da stellen Sie mit mir so 'ne Art Verhör an! Aber nun werd' ich Sie 'mal 'was fragen!"

„Zu Befehl, Exzellenz!"

„Wofür haben Sie denn uns vor dem Krieg gehalten, — he?"

„Exzellenz ..."

„Aha! Nicht wahr? Sie sollen doch so ein großer Redner vor dem Herrn sein ..."

„Es geht, Exzellenz!"

„Warum kommen Sie denn jetzt nicht mit der Sprache heraus?"

„... weil ich Unteroffizier bin und Exzellenz sind Exzellenz!"

„Ach so ... richtig! Na, wissen Sie — dann werde ich es Ihnen sagen. Also, milde ausgedrückt: ‚Wir' — — das war so was von vorgestern ... so ganz unnötige Leute mitten in der schönsten Kultur! Na — und was unnötig ist, das ist auch schädlich — nicht?"

„Exzellenz ... ich höre nur zu!"

„Überbleibsel aus der Zeit, wo es noch Krieg gab! Krieg war ja nun ausgeschlossen. Dazu war die Menschheit ja viel zu gebildet geworden! ... Ja, nun sehen Sie sich 'mal die Bescherung an ..."

„Gestern lagen wieder ganz frische Wilde vor unserer Stellung, Exzellenz!"

„Weiß ich! Und die halbe Welt ist erst unterwegs! Kinder ... Kinder ... führt Ihr Euch 'mal selber, ohne uns, wenn all das Kroppzeug anmarschiert kommt!"

„Lieber nicht, Exzellenz!"

„Erinnern Sie sich an die Geschichte im Herbst, wo wir anscheinend schon so'n bischen im Wurschtkessel staken?"

„Ja ... etwas schwül wurd' es uns ja da allmählich, Exzellenz ..."

„Nicht wahr?"

„Aber dann sagten wir uns: Exzellenz wird es schon machen!"

„Und hat's gemacht — was?"

„Jawohl, Exzellenz!"

„Na — sehen Sie!"

„Wir gingen auch tüchtig drauf, Exzellenz!"

„Und wer voraus? Eure Offiziere!"

„Da sind viele von ihnen gefallen, Exzellenz!"

„Und wer hinterdrein? Na jeder! Da gab's keinen Unterschied mehr zwischen Arm und Reich oder irgend sonst so was! Das müssen Sie doch selbst zugeben!"

„Sicherlich, Exzellenz!"

„Mit einem Wort... Wir haben beide was gelernt. Sie auch! Was?"

„Wir haben uns alle im Schützengraben kennen gelernt, Exzellenz!"

„Und das war ein kluger Mann, mein Lieber, der das sagte: Wenn man alle guten Eigenschaften der Deutschen zusammennimmt, dann kommt der Schützengraben 'raus!"

„Und ich glaube, Exzellenz: Auf so einen Schützengraben im Frieden — auf den kommt es in Zukunft an!"

„Wir wollen's hoffen, daß er bestehen bleibt! So wie jetzt!"

Die Ordonnanz trat ein, schlug die Hacken zusammen und meldete dröhnend:

„Die Kraftwagen zur Stelle!"

„Sagen Sie dem Herrn Oberst, ich käme gleich! Da ... tragen Sie das voraus!"

Exzellenz von Lüdiger erhob sich, setzte sich einen Zwicker auf und holte aus dem Pult einen Pack Zeitungen und ein paar Hände voll Zigarren, die er der Ordonnanz mitgab.

„Ohne das Beides fahr' ich nicht 'raus!" sagte er dabei, als jener abgetreten war, zu Philipp Nessius. „Das ist Euch doch das Liebste — was?"

„Zu Befehl, Exzellenz!"

„... und viel Federlesen mach' ich da mit dem Gedruckten auch nicht! Ich nehm' das Zeug mit, wie's kommt! Da, sehen Sie sich nur die Nummern durcheinander an. Steht ja auch zum Glück jetzt in allen ungefähr dasselbe."

Der General schob ein paar auf Leinwand gezogene, von Blaustiftlinien durchstrichelte Handkarten in die Seitentasche. Einen Zirkel im Futteral dazu. Ein zusammengeschobenes Zeißglas. Eine Sekunde überschattete ein tiefer, geistesabwesender Ernst seine energischen, graubärtigen Züge. Er war mit seinen Gedanken draußen an der Front, die ihn mit fernen, dumpfen Schlägen durch das Zittern der geschlossenen Fensterscheiben hindurch rief. Dann war er wieder hier in der Gegenwart. Seine großen, grauen Augen, in denen eine unerschütterliche Ruhe wohnte, musterten noch einmal prüfend den Unteroffizier Nessius mit einem langen Blick.

„Nun hab' ich Sie also kennen gelernt! Das ist immerhin 'was! Ich hab' Sie kennen lernen wollen! Nicht, weil Sie ein Mann sind, dessen Bilder man in den Zeitungen sieht. Das hätte mich nicht gereizt ..."

„Das weiß ich, Exzellenz!“

„Diese Sachen gehn mich nichts an. Ich versteh’ davon nichts. Ich bin Soldat. Ich befasse mich nicht mit Politik. Am wenigsten mit Ihrer!“

„Zu Befehl, Exzellenz!“

„Aber es gab einen anderen Grund, weswegen ich Sie sehen mußte! Den wissen Sie so gut wie ich!“

„Jawohl, Exzellenz!“

„Etwas, was mich und meine Frau und mein Haus persönlich sehr nahe angeht und mir auch von den verschiedensten Seiten zugetragen wird. Das können Sie sich ja wohl denken! Oder haben Sie am Ende darüber überhaupt noch gar nicht weiter nachgedacht?“

„Doch, Exzellenz! Sehr viel. Jeden Tag.“

„So? Nun ’mal bitte Hand aufs Herz: Sind Sie dabei niemals auf die Idee geraten, daß es doch erwünscht wäre, sich in so einem Fall einmal irgendwie persönlich in den Gesichtskreis der Beteiligten zu bringen?“

„Ich wollte noch warten, Exzellenz!“

„Worauf denn?“

„Ich wollte mich im Felde auszeichnen, Exzellenz! Bisher hatte ich noch wenig Gelegenheit...“

„So? Wo Sie heute das Kreuz bekommen haben...“

„Das ist erst der Anfang, Exzellenz! Ich hoffe, es kommt noch ganz anders!“

„Na — das sollte mich freuen!“

„Exzellenz: Wenn ich am Leben bleibe, dann möchte ich aus dem Krieg so hervorgehen, daß gegen mich von keiner Seite her ’was einzuwenden ist...“

„Hm ... ja ... Ich verstehe ... Immer schön, wenn einer ein gutes Beispiel geben will! Das gefällt mir sehr an Ihnen. In dem Punkt treffen wir uns ... Es war mir lieb, einmal etwas von Ihnen selbst zu hören statt immer nur über Sie ... in Dingen, die nichts mit dem Dienst zu tun haben ..."

„Exzellenz ..."

„Wir wollen uns über diese Dinge jetzt noch nicht weiter unterhalten. Die Zeit scheint Ihnen noch nicht abgeschlossen, wenn ich Sie recht verstanden habe?"

„Zu Befehl, Exzellenz!"

„Wir stehen im Feld. Wir haben nach vorn zu schauen. Was hinten ist, das kommt später an die Reihe!"

„Zu Befehl!"

„Inzwischen fahren Sie draußen so fort, Unteroffizier Nessius! Machen Sie sich den Ausbildungskursus gehörig zu Nutze! Ich werde Sie im Auge behalten. Das Regiment wird mir über Sie berichten!"

„Ich werde mir alle Mühe geben, daß Euer Exzellenz nur Gutes von mir zu hören bekommen!"

„Das erwarte ich! Den Eindruck machen Sie mir, Unteroffizier Nessius! So! Nun haben wir zunächst offen als zwei Soldaten miteinander gesprochen, und soweit Soldaten sich verstehen können, haben wir uns verstanden! Oder nicht?"

„Vollkommen, Exzellenz!"

„Einmal wird ja Frieden sein. Und dann wird vieles anders sein und hoffentlich auch vieles besser als in der faulen Zeit vor dem Krieg, wo wir gegen das Ausland

immer friedlich waren und gegen einander selbst dafür feindlich! Dann kann man an die Sachen denken und von den Sachen reden, die den Frieden angehen ..."

„Ich danke Euer Exzellenz!"

„Nun leben Sie wohl, Unteroffizier Nessius!"

Der Bursche, der draußen mit dem Pelz über dem Arm stand, sah durch die geöffnete Türe, daß der General dem Unteroffizier die Hand drückte. Dann trat Exzellenz von Lüdiger in das Freie, zu den ungeduldig ratternden Kraftwagen und den davor harrenden Herren seines Stabes, sah um sich zusammengerissene Gestalten und gesammelte Mienen, fühlte das Belebende seiner Nähe auf die Mannschaft.

„'Morgen, Leute!"

„Guten Morgen, Euer Exzellenz!"

Die Autos schossen dahin. Die Fanfaren klangen. Auf ihren Ruf hin fuhren plötzlich alle Karren der langen Kolonnen auf der Kunststraße hintereinander halbrechts gegen den Graben hin, um die linke Hälfte der Fahrbahn freizugeben. Weit von vorn her tönte noch, als die Wagen längst vorüber waren, der Jubel der marschierenden Bataillone und begleitete den General auf seinem sausenden Weg nach vorn, den dickgeballten, tiefdonnernden weißen Wolkenmassen zu, die aus den Schneetälern des Wasgenwaldes aufstiegen.

15.

„Was ist denn da für ein Fall, Herr Kollege?"
„Frisch eingeliefert, Herr Professor!"
Der weißbärtige Feldarzt im langen weißen Kittel, der im Frieden Ordinarius der Chirurgie an einer deutschen Hochschule war, kannte in seinem Lazarett in einem Elsässer Städtchen nicht weit von Straßburg seine Patienten nicht an den Gesichtern, sondern an den Wunden.

„Wo kommt die einzelne Perforation her?"

„Ein vorbeifahrender Lazarettzug hat ihn ausgeladen. Er war nicht mehr länger transportfähig."

„Diagnose?"

„Exitus."

Die Schwester hob an einer Pinzette eine aus der Wunde gezogene dünne Metallspirale, die wie ein Kinderkreisel zusammengeschnurrt war.

„Da, bitte Herr Professor!"

„Dum-Dum!"

„Schon wieder ..."

„Das sind die neuen Turkos drüben!"

„Sagte es der Mann?"

„Er ist bewußtlos!"

„Er kann doch wohl auch kein Wort Deutsch!" sagte die Schwester. „Da ist sein Name. Aus seinem Militärpaß,

den er im Fieber zerreißen wollte: ‚Hippolyte Bollin, Infanterist im 204. Territorialregiment‘ .. “

„Ein Franzose?“

„Ja.“

„Aber die Kugel?“

„Die hat der Unglücksmensch von hinten! Die Wilden, die frisch aus Innerafrika gekommen waren, schossen wie verrückt auf ihre eigenen Leute. Die Verwundeten erzählten es auf dem Bahnhof ...“

„... Infanterist im 204. Territorialregiment ... Mein Gott, und im Elsaß geboren ...“

Der Gelehrte warf einen Blick auf das eingefallene, wächserne Antlitz mit der großen, spitzen Nase vor ihm.

„... und der Schluß: Eine Franzosenkugel in den Rücken.“

„... Sehen wir zu, meine jungen Freunde ... studieren wir das Problem Europas ... vereinigen wir unsere Hände vor dem Idol der Kultur ...“

„Er phantasiert ...“

„... wir betreten den Tempel der Freiheit, indem wir diese zarte und süße Luft Lausannes in unsere jungen Seelen atmen ...“

„Immer hat er es mit Lausanne zu tun ...“

„Ich habe ihn dort studieren lassen. Leider!“ sagte halblaut eine fremde Stimme. Der große Chirurg drehte sich um und prüfte über die Brillengläser hinweg den brünetten, mittelgroßen Mann zu Mitte der Vierzig, aus dessen edelgeschnittenem, südlich spitzbärtigem und bleichem Gesicht zwei dunkle Augen traurig die verfallene Gestalt da unten in den Kissen suchten.

„... diese klare, gallische Luft, die die Luft der Freiheit und Brüderlichkeit ist..."

„Wohin wünschen Sie, mein Herr?"

„Hierher! Zu meinem Sohn. Man telegrafierte mir, daß ich ihn hier finden würde..."

Der Sanitäts-Unteroffizier, der den Besucher in den Saal geführt, entfernte sich auf den Fußspitzen. Jean Bollin kniete an dem Lager nieder. Vor ihm hoben sich die Lider von zwei fieberheißen Augen. Man sah an ihrem klaren, wenn auch kurzsichtigen Ausdruck, daß sich das Hirn dahinter plötzlich erhellte. Deutsche Worte mit einer sonderbar lauten und starken Stimme formte.

„Siehe da...! Du trägst schon Trauer, mein Vater? Um mich?... Warte bis morgen!"

„Nicht um Dich, Hippolyte!"

„Wer ist gestorben?"

„Schon vorige Woche nahm Deine Großmutter von mir Abschied, Hippolyte. Du konntest es nicht erfahren. Du warst da drüben..."

Über die Züge des jungen französischen Infanteristen zitterte ein Widerschein der ironischen Selbstgefälligkeit seiner Lausanner Studienzeit. Es war wie ein: Was liegt jetzt an den alten Frauen?...

„Wir fallen ja Alle da drüben...," sagte er. „... Alle..."

„Hippolyte... warum hast Du mir das angetan?... Warum bist Du dort hinüber?"

In den Augen vor ihm senkten sich wieder Schleier vor die Seele. Auf einmal kam Französisch über die bläulichen Lippen.

„Die Gesetze der Menschlichkeit, zu deren Verteidigung wir den Erdball aufgerufen haben, legen jedem das Maß seiner tragischen Pflicht vor der Wage der Weltgeschichte auf die Schulter ...“

Es klang fast gespenstig in Jean Bollins Ohren. Er glaubte, das graugesträubte Haupt des alten Kampfhahns der französischen Kammer und Worteschmieds von Paris vor sich zu sehen, wie durch ein Sprachrohr die schneidend scharf die Phrasen schnellende Stimme seines Schwiegervaters Diano zu vernehmen.

„Ich danke Ihnen, meine Herren! ... Ja ... ich bin glücklicherweise hier bei Ihnen! Ein junger Freund der Tugend. Aber ist es nicht das köstliche Vorrecht der Jugend, sich zu begeistern? Diese Trikolore, die Sie um meine, ach noch zu schmächtigen Schultern schlingen, zaubert mir die Tränen der Rührung in das Auge ...“

„Hippolyte ...“

„Der Ehrenpunsch, den Sie mir anbieten, verwirrt mich ...“

Nein — ging es durch Jean Bollins Kopf. Dich benebelte der Mißbrauch der menschlichen Sprache. Dich und Tausende betäubte die klingende Schelle. Du stirbst nicht an dem Dum-Dum-Geschoß des Halbtiers aus dem schwarzen Erdteil. Dich tötete das tönende Erz: die Worte ... die Worte ... die Worte ...

„Hippolyte ..., mein Sohn ... kennst Du mich? ...“

„... aber seien Sie versichert, mein Herr Deputierter, und Sie, Herr Präfekt, und Sie, mein General, daß wir jungen Freiwilligen uns nicht von unseren farbigen Kameraden beschämen lassen werden, diesen schlichten Kindern

der afrikanischen Natur, deren einfache Seelen unter ihren fernen Palmen klar ihre Pflicht gegen die Zivilisation begriffen ..."

„Hippolyte ... kennst Du meine Stimme nicht mehr?"

„Sehr wohl, mein Herr! Vortrefflich! Beschließen wir den Sieg! Formulieren wir ihn in dieser feierlichen Stunde, deren Erhabenheit unsere Herzen mit Zuversicht erfüllt ..."

Jean Bollin stand auf.

„Ich will die letzten Worte mit meinem Sohn sprechen," sagte er zu den andern, „... und mir antwortet ein Pariser Rechtsanwalt! Mit der Phrase eines fremden Amtsjägers auf den Lippen wird er hinübergehen ..."

Plötzlich kam über ihn ein Grimm, den er noch nie im Leben empfunden, und der die Selbsterkenntnis eines Lebens war:

„Sie sitzen in Paris und schwatzen, und draußen verbluten sie im Felde. Sie sitzen in Sicherheit in London und bringen Toaste aus, jagen Hunderttausende Männer aller Weltteile auf dem Festland in den Tod. Sie sitzen fern vom Schuß in Rom und hören nicht das Geschrei der Sterbenden an der Front, sondern nur das Echo ihrer eigenen Reden. Sie schwatzten in Belgrad, bis jetzt Serbien unterging. Sie schwatzen in Havre, und der Leichengestank zieht durch Belgien. Wenn einmal der Kanonendonner ermattet, facht ihr Lippenwerk ihn wieder an. Sie feiern Bankette, mitten im Meer von Blut. Auf ihr Haupt kommt die Schuld an dem furchtbarsten Unglück, das je über die Menschheit kam ..."

„Vater ...“

Jean Bollin beugte sich atemlos über das Bett. Jetzt schien ihm der Sohn wieder bei Bewußtsein. Es war ein sonderbarer Blick, der ihn von da unten suchte. Angst darin, die nicht dem eigenen, schwindenden Leben, sondern ihm, dem Überlebenden, galt.

„Vater ... Du warst immer gut zu mir ...“

„Ich hoffe es, Hippolyte ...“

„Ich erwiderte es mit jenen Pflichten der Dankbarkeit, die mir Deine Güte auferlegt ...“

„Pflichten der Dankbarkeit nur? Hast Du mich nicht auch ein bischen lieb?“

„Aus kindlichem Herzen, mein Vater ... Aber es drang nicht bis zu Dir ...“

„Hippolyte ...“

„Du warst gut zu mir, weil Du gegen jeden gut bist. Dein Herz ist weich und menschenfreundlich. Aber ach — es gehörte zu wenig davon mir ... Nichts ...“

„Du tust mir weh, Hippolyte!“

„Alles meiner Stiefmutter Baussette! Warum hast Du sie geheiratet?“

Jean Bollin schaute rasch hinter sich. Die Ärzte hatten sich zurückgezogen. Die Nebenbetten waren in dem großen Raum ziemlich weit entfernt. Ihre Insassen lagen still und teilnahmslos. Hippolyte flüsterte auch nur, zwischen den Zähnen, die er zuweilen zusammenbiß, um den Schmerz zu unterdrücken.

„Nimm Dich in Acht! Sie lieben Dich nicht in Frankreich!“

„Das sollen sie auch nicht, mein Sohn!"

„Ich war jetzt oft Zuhörer, wenn sie von Dir sprachen. Sie hassen Dich. Ihre Augen funkeln, wenn die Rede auf Dich kommt!"

„Das wird mich nicht beirren!"

„Bei Großpapa Diano nennen sie Dich nur den Elenden oder den Abtrünnigen."

„Abtrünnig ist der Elsässer, der das Reich verläßt, Hippolyte!"

„... einen Abtrünnigen, weil Du eine Französin geheiratet hast! ... Warum hast Du das getan, wo Du doch zu Deutschland willst?"

„Es ist geschehen, Hippolyte! Es ist auch schon manche Jahre her. Ich war nicht der Einzige, der an eine Aussöhnung glaubte ..."

„Sie ist eine Französin ... meine Stiefmutter, Vater!"

„Sie ist bei mir in Straßburg, Hippolyte!"

Das wächserne Gesicht, in dem schon die blauen Todesschatten nisteten, verzerrte sich plötzlich. Eine gequälte Bewegung zitterte durch den dürftigen, engbrüstigen Körper unter der Wolldecke. Der Stabsarzt kam mit der Morphiumspritze in der Hand heran, blieb forschend stehen, trat leise wieder zurück, als er sah, daß Hippolyte Bollin fieberhaft mit beiden Händen die Rechte des Vaters umspannte, ihm ins Ohr sprach:

„Vater ... Ich habe meine Mama nie recht gekannt ... ich erinnere mich nur ganz dunkel an sie ... Ich hab' immer nur Dich gehabt ..."

„... und ich lange, trübe Jahre hindurch nur Dich!"

„... und dann hast Du sie geheiratet... Du hast Frankreich in ihr geheiratet, sagt Großpapa Diano!"

„Großpapa Diano ist ein Schwätzer, mein Sohn, der von Eurem Blut trieft..."

„Ja. Ich habe viel Blut verloren... Bist Du noch da, Vater..."

„Hier! Ich halte Deine Hand."

„Gebt mir doch ein bischen Luft... Ich möchte doch so gerne sprechen.. "

Auf der stoßweise fliegenden Brust war keine Last als die leichte Wolldecke und darauf ein kleines, buntes Heiligenbild, das die Schwester verstohlen hingelegt. Er starrte es verständnislos an. Holte schwer Atem.

„Nimm Dich in Acht. Sie hassen Dich..."

„Die ganze Welt ist voll Haß!"

„Sie werden Dich ins Verderben stürzen!"

„Sie können es nicht!"

„Sie sind schon dabei! Du weißt es nicht..."

„Was..."

„Du hast viel zu viel Liebe in Dir... Nicht nur gegen mich..."

„Gegen wen noch?... Sprich, Hippolyte... sprich..."

„Es darf es niemand hören..."

„Sag' es mir ins Ohr... Du siehst, die Herren sind weit weg..."

„Ja. Ja."

Hippolyte Bollin wollte sich ein wenig aufrichten und fiel stöhnend zurück. Von drüben rief der Stabsarzt.

„Schwester, das geht nicht! Der Mann darf sich nicht bewegen."

„Ich kann nichts machen. Er ist zu unruhig. Er wirft sich hin und her ...“

„Wir wollen doch lieber eine subkutane ...“

Der Stabsarzt stach mit der tausendfachen Übung dieses Kriegs die dünne Spitze in die Haut der Schulter. Nach einer Weile lag die wunde Gestalt unter der Decke ruhig. Einer unter Tausenden, unter Hunderttausenden, unter Millionen.

„Hippolyte ...“

„Ja ...“

„Du wolltest mir etwas sagen ...“

„Jawohl ... ja ... mein Hauptmann ... ja ... das Feuer liegt gut ...“

„Ich bin's ... Dein Vater ...“

„Nimm Dich in Acht ...“

„Was ist geschehen?“

„Noch nichts! ... Aber es geschieht ... Es beginnt ... in diesen Tagen ... ah ... tout le monde ... en avant ... Nein ... Pierre ... nein ... Solange sie noch ein einziges Maschinengewehr haben ... drüben ...“

„... mein Sohn ...“

„... drüben ...... in Merzenkirch ...“

Noch ein paar unverständliche Worte. Dann verstummte er und keuchte schwer mit geschlossenen Augen. Jean Bollin wiederholte halblaut, verständnislos dies „Merzenkirch“, das er ihm von den Lippen abgelesen.

„Ja. Das giebt es“, sagte der Stabsarzt, der schon im Frieden in den Reichslanden in Garnison gestanden und nur wegen einer Dreimänner-Ruhr, wie er es nannte, vorübergehend die Gräben seines Regimentes vorn verlassen hatte.

„Eine französische Stellung?“

„I wo! Ein ganz harmloses Drecknest im Rheinwald zwischen hier und Straßburg ...“

„Da haben wir es also besetzt?“

„Ich sage Ihnen ja: Es liegt weit hinter der Front. Die Pisangs dort können nie 'ne Kugel haben pfeifen hören! Ich versteh' nicht, wie der Patient gerade auf das ausgefallene Dorf kommt ...“

„... umarmen wir uns, mein Vetter! ... seien wir kühn ... Merzenkirch ...“

„Schon wieder ...“

„Prägen wir uns den zauberhaften Namen ein! ...“

„Was hat er nur? ...“

„Hippolyte ... Was ist es mit diesem Dorfe Merzenkirch ...“

„Ganz recht, mein Capitaine! Eben dort ...“

„... in Merzenkirch?“

„Pst ... nicht so laut ... Wir haben Pflichten gegen Frankreich ...“

„Nanu?“

Der kleine dicke Stabsarzt mit dem Eisernen Kreuz auf dem Herzen schüttelte den mit Schmissen übersäten Kahlkopf und beobachtete scharf durch den Zwicker den jungen Poilu. Dessen Nase schien noch zu wachsen. Das Gesicht wurde kleiner und weißer. Der Mund verfiel.

„Ich fürchte, wir werden nichts mehr von ihm erfahren, Herr Professor ...“

„Ich glaube auch nicht, daß er noch einmal zur Besinnung kommt ...“

„Aber mit den militärischen Instinkten, die man nun 'mal als aktiver Truppenmensch hat ... ich möchte doch lieber den Namen des Nestes durch den Fernsprecher weitergeben ... die zuständigen Stellen darauf aufmerksam machen ... auf alle Fälle ..."

„... diese Fieberphantasieen, Herr Kollege?"

„Na immerhin ... Wir sind hier doch auf 'nem heißen Boden ..."

Die ersten Nebel des Winterabends stiegen schon aus den weißbereiften Feldern zwischen Rhein und Vogesen, als Jean Bollin, bleich und ernst, mit gesenkten Augen, vor das Lazarett hinaustrat. Der Stabsarzt begleitete ihn. Er war sehr höflich und teilnehmend. Er hatte inzwischen erfahren, daß er einen großen Notabeln des Landes vor sich hatte.

„Es wird Alles geschehen, Herr Bollin!" sagte er. „Die Leiche wird inzwischen hier eingesargt. Sie erhalten ohne Zweifel in Straßburg sofort die Erlaubnis, sie dorthin in das Familienbegräbnis zu überführen!"

„Ich danke Ihnen! ... Wie? ... Nicht rechts? ... Aber das ist doch der Weg nach dem Bahnhof?"

„Sie brauchen ja eine Ewigkeit mit der Bahn! Mit dem Auto sind Sie in einer Stunde in Straßburg. Der Herr Major nimmt Sie gern mit!"

Der Major vom Gouvernement Straßburg saß, in den Mantel gewickelt, in seinem feldgrauen Auto. Er kehrte von einer Dienstfahrt an die Grenze der Rheinpfalz zurück. Er hielt hier nur eine Minute an der Tankstelle, um Benzin zu fassen. Er hörte, um was es sich

handelte, und ehrte durch Schweigen die stumme Trauer Jean Bollins, der neben ihm saß, während der Wagen sausend unter Hornstößen die leere Landstraße hinunter fegte. Der Motor surrte, und viel lauter noch schnatterte hinten die Auspuffklappe. Trotzdem hob der Generalstäbler jäh lauschend den Kopf. Sein junges, fröhliches Gesicht erstarrte plötzlich in der Spannung des Felds.

„Sind das nicht Schüsse?... Heda... Sie da... Sie Mann da vorn an der Spritze ... Stoppen Sie 'mal...! ... Na... wird's!"

Der Kraftfahrer brachte nach hundert Schritten den Wagen zum Stehen. Rings alles still. Nur das leise Singen des Winds in den kahlen Pappelzweigen und Telegrafendrähten.

„Zum Donnerwetter... ich hab's doch gehört..."

„Vielleicht hat sich irgendwo der Landsturm wieder mit dem Maschinengewehr im Straßengraben geübt, Herr Major, wie neulich!"

„Nee, Kind Gottes... so'n Gebell war's nicht... Na... der Mensch kann sich auch täuschen... Also los..."

„Da..."

„Da haben wir's!... Paff... paff... Wie auf der Hühnerjagd..."

„Es wird wohl eine Jagd sein, Herr Major!"

„So? Schnellfeuer?... Ihr schießt wohl hierzuland die Hasen mit dem Magazingewehr?... Was?"

„Das versteh' ich auch nicht, Herr Major!"

„Sie waren doch auch schon draußen, Unteroffizier — was?"

„Zu Befehl!"

„Na ja also ... Was heißt denn das ...? Das Geböller hier tief im Lande ...“

„Es ist ganz nahe ...“

„Hinter dem Wald drüben ... Da, wo der Kirchturm ist ...“

„Geben Sie mir 'mal die Karte! ... Rasch! ... Wie heißt denn das Nest? ... Da ... Mer ... Merzenkirch ...“

„Merzenkirch! ...“

„Nun ja, Herr Bollin! ... Wissen Sie etwas davon? ...“

„Nur den Namen. Aber nicht, was es bedeutet!“

„Herr Major! Herr Major!“

Der Kraftfahrer stand in seinem langen, bis an die Füße reichenden Mantel von chinesischem Ziegenhaar am Straßenrand und wies nach vorn. Der Generalstäbler packte in seiner Erregung Jean Bollin am Arm.

„Da schauen Sie hin! .... So 'was sieht man nicht leicht wieder! ... Kavallerie zu Pferd! ...“

„Wo denn?“

„Kavallerie zu Pferd? ... Kennen Sie nicht das Sprichwort: ‚La cavallerie — das Fußvolk‘? Aber da reiten sie wirklich, die Männerchen ... galoppieren ganz munter ... Lanzen gefällt ... hopla ... Über den Graben ...“

„Sie setzen da vorn quer über die Chaussee, Herr Major! Sie verfolgen etwas!“

„Na — dann hinterher, was die Karre Dampf giebt ...“

Während der Wind der Fahrt ihnen um die Ohren pfiff, holte der Stabsoffizier seinen Browning aus dem Futteral, löste die erste Sicherung und steckte ihn in die äußere Manteltasche.

„Nur auf alle Fälle!... Es ist kaum eine Gefahr, Herr Bollin!"

„Was liegt mir an Gefahr...?"

„Wir werden gleich sehen, was die Schießübung eigentlich... Aha... dacht' ich mir's doch!... Da haben wir die Pastete..."

Der Major war aufgesprungen, hielt sich mit den Händen vorn an der Windscheibe fest und spähte mit zwinkernden Augen gegen die Luftwirbel.

„Was kommt dort von der Höh'? Nur 'runter, alter Freund! Keine Müdigkeit vorgeschützt... Donnerwetter... Die Luftgondel torkelt wie 'ne angeschossene Ente..."

„Auf dem Kartoffelacker da vorn muß er landen, Herr Major!" schrie der Chauffeur in sausender Fahrt, ohne den Kopf zu wenden.

„Der Franzose ist auch noch wählerisch... sucht sich erst ein gemütliches Plätzchen. Na... das ist ja ein neckischer Zufall, daß wir da gerade zurecht kommen..."

Von zwei, drei Seiten jagte es feldgrau, mit vorausflatternden weiß-schwarzen Fähnchen auf das wie betrunken herunterkreisende und mit den Tragflächen um sich schlagende Flugzeug zu. Reiter sprengten aus dem Wald. Galoppierten über das Feld. Ein bartloser, hagerer Leutnant saß, das Einglas starr im Auge, in der Fiedelbogenhaltung eines berühmten Rennreiters, fast auf dem Halse seines Vollbluts, von dessen schwarzen Flanken in stiebender Karriere über die Landstraße die weißen Schaumflocken flogen. Der Kraftfahrer drosselte etwas den

Motor. Eine Sekunde rasten Stute und Maschine nebeneinander her. Abgerissene Stimmen im Wind.

„Na —, den kriegen Sie!“

„Wir waren benachrichtigt, Herr Major! Sonderbarer Weise aus einem Lazarett! Durch Fernsprecher ...“

„... und haben ihn abgepaßt?“

„... richtig kam er gegen Abend ganz frech hoch von oben auf eine Waldlichtung herunter! Der Gleitflug war direkt edel. Der Mann versteht was ... da ... da setzt er doch die kaputte Maschine, ohne zu kippen, auf den Boden! ... Allerhand Achtung ...“

Wie ein flügellahmer Vogel Rock lag das Flugzeug still in der Ferne auf dem dämmerigen Kartoffelacker. Das durchschossene Blau-Weiß-Rot leuchtete von der einen schief in die Luft gereckten Spannfläche. Ein kleiner, hagerer Mensch in Pelz und schwarzem Sturzhelm kletterte halberstarrt heraus. Ein zweiter folgte. Der erste machte sich im Innern der Gondel zu schaffen.

„Der Kunde wird doch nicht noch Feuer anlegen wollen! Da fliegt er ja selber mit!“

„Wir sind ja viel zu nahe!“

„Das sieht er auch ein!“

Der kleine französische Flieger war ein paar Schritte seitwärts getreten, zündete sich eine Zigarette an und hob dann phlegmatisch beide Hände über den Kopf. Es war eine graziöse, beinahe frauenhafte Bewegung. Gleich darauf verlangsamte sich der Galopp der heransprengenden Lanzenreiter. Sie hielten im Kreise. Es fiel kein Schuß mehr. Man hörte in der plötzlichen Stille nur das

Keuchen der Pferde und vom Flugzeug her das leise Gurren zweier Brieftauben im Käfig. Goldene Maiskörner, ihr Futter, waren herausgefallen und lagen am Boden neben zerrissenen, winzigen Papierstücken, die der Wind davon trieb. Ein paar Dragoner schwenkten hastig die schwer bestiefelten Beine aus dem Bocksattel und sprangen mit steifen Knieen hinterher, um sie zu haschen. Inzwischen trat der Leutnant mit dem Einglas auf die Franzosen zu. Er legte zwei Finger an den Helmrand. Beide Teile verbeugten sich höflich.

„Sie sind gefangen, meine Herren!"

„Ah — nicht gefangen!" Der in Schals und Pelzwerk gehüllte Nordpolfahrer vor ihm mit dem aufgedrehten schwarzen Schnurrbärtchen in dem verwegenen Gesicht sagte es in gutem Deutsch und rieb sich dabei die erstarrten Hände. „Einen Diano fängt man nicht ..."

„Sie sind ..."

„Beglückwünschen Sie sich, meine Herren! Vor Ihnen steht kein Geringerer als Guy Diano. Einer der großen Piloten Frankreichs, das morgen seinen Verlust beklagen wird ..."

„Na — umso besser!" sagte der Rennreiter mit dem Einglas trocken.

„Ich füge mich in mein Schicksal! Ich habe nur eine Bitte an Ihre tapferen Flieger: Geben Sie Nachricht über unsere Linien — nicht daß ich gefangen, sondern daß ich verraten worden bin! Man hat mich verraten! Es ist kein Zweifel! — Sonst stände ich nicht hier!"

Die ersten Militärautos, die der wilden Jagd querfeldein nicht hatten folgen können, waren auf der Straße

herangekommen, holperten atemlos über die hartgefrorenen Ackerfurchen, standen und glotzten aus ihren weiß in der Dämmerung aufglühenden Acetylen-Pupillen den gefällten Kameraden aus der Luft an. Guy Diano warf nachlässig seine Zigarette weg. Er gefiel sich in der Rolle des Schauspielers. Er musterte die sich mehrenden Gestalten der Offiziere, den abseits stehenden Zivilisten im Hintergrund, und ein wildes, bösartiges Zucken lief über sein frostgelbes Gesicht.

„Ah — genug! Nun weiß ich, wer mich verraten hat!"

Er vergrub die Hände mit fröstelnd hochgezogenen Schultern in den Taschen der Lederhose und ging zähneklappernd, aber mit einem herausfordernden Lächeln der Verachtung auf Jean Bollin zu.

„Sei froh, daß die Nacht die Blässe der Scham auf Deinen Zügen verbirgt, Du Judas der Deinen!"

„Ich habe nichts mit Euch gemein ..."

„Es ist Dir gelungen ... Sie muß unvorsichtig gewesen sein ... Uns hat sie ans Messer geliefert! ... Nun schone wenigstens diese unglückliche Frau! ..."

Seine letzten Worte waren leise, zwischen den Zähnen, nur dem vor ihm verständlich. Ein höherer Offizier trat dazwischen.

„Keine Privatgespräche! ... Wollen Sie mir sagen, was Ihre Absicht war, als Sie und Ihr Begleiter hier in dieser militärisch völlig belanglosen Gegend von Merzenkirch landeten?"

„Ich liebe das Elsaß! Ich wollte den uns entrissenen Boden wenigstens flüchtig betreten."

„Lassen Sie doch diese Scherze! ... Sie haben Brieftauben mit?“

Guy Diano musterte aufmerksam die beiden Tierchen.

„In der Tat! Da scheinen Tauben zu sein!“

„Sie wollten sie bei der Landung einem Vertrauensmann übergeben ...“

„Wem darf man heutzutage noch vertrauen? ...“

„... und möglicher Weise dessen Berichte gleich mitnehmen? ...“

„... Im Krieg ist nichts unmöglich, Herr Oberst!“

„Leider hat sich der große Unbekannte rechtzeitig seitwärts in die Büsche geschlagen!“ sagte eine zweite Stimme. „Trotzdem wir die Gegend bis jetzt nach allen Regeln der Kunst durchsucht haben!“

„Haben Sie uns nichts weiter zu sagen?“

„Nichts. Ich wurde verraten. Aber ich verrate nichts.“

Dabei suchten die flackernden, schwarzen Augen des Leutnants Diano durch den Halbkreis der deutschen Offiziere die dunkle Gestalt im Bürgermantel im Hintergrund. Die Stelle, wo Jean Bollin gestanden, war leer. In weiter Ferne fegten die beiden milchweißen Lichtstrahlen der Scheinwerfer dem dahinsausenden Auto über die Landstraße voraus. Innen im Wagen sagte der Major:

„Mit funfzig Kilometer 'rin ins Dunkle? ... Na ... meinetwegen ... der Mann kennt ja den Weg ...“

„... nur schneller noch ... schneller ...“

„... den Trost haben wir wenigstens, wenn er 'ne Pappel rammt! ... Da ... um ein Haar! ... zum

Kuckuck ... Sie da vorn ... Sie machen wohl rasch ein Nickerchen am Steuer ... was ...?"

"... Wären wir nur schon in Straßburg ..."

".... und wenn wir wie der Deubel fahren, wird es dort doch Leute geben, die vor uns von dem attrapierten Flugzeug wissen! Mit Insektenpulver kann man diese verfluchten Kellerapparate und Erdtelefone nicht ausrotten. Es sind immer noch zu viel übrig ...! Traurig, wo das ganze Land sonst loyal ist ..."

Im Wirbelwind flog an ihnen die Nacht vorbei, tanzten die Lichter schlaftrunkener Weiler, verhallte Hundegekläff, hielt als ernster, schwarzer Schattenriß mit Pickelhaube und Gewehr der Landsturmmann auf Brücken- und Eisenbahnübergängen Wacht. Drahtverhaue tauchten zu beiden Seiten auf. Die Posten mehrten sich. Standen mitten auf dem Weg und geboten von ferne Halt.

Der Kraftwagen rollte langsamer, mit abgeblendeten Lichtern, in die stillen Gassen der Festung Straßburg hinein.

"Wo soll ich Sie absetzen? An Ihrer Wohnung? ... Bitte sehr!"

Jean Bollin nahm sich kaum Zeit zu danken. Er stürzte die Treppen hinauf, öffnete die Türe:

"Baussette ..."

Keine Antwort.

Er eilte durch die Zimmer.

"Baussette ..."

Alles still.

Er lief auf den Flur hinaus.

„Baussette ...“

Draußen hallten die Schritte einer vorbeiziehenden Wache. Sonst nichts.

Er stand. Griff sich an die Stirne. Schaute leer um sich. Schüttelte den Kopf. Begann immer heftiger zu atmen vor immer wilder aufsteigender Angst ...

Plötzlich sagte er wieder laut, wie um sich zu beschwichtigen: „Nein! ... Nein!“ Ging absichtlich langsam nochmals durch die Räume. Mit der erzwungenen Ruhe eines Mannes, der seiner Sache sicher ist. Sie war doch da. Überall war ein Hauch ihrer Nähe. Alle Dinge sprachen von ihr. Sie verließ ja auch beinahe nie diese von ihr belebte, durch sie erhellte Zimmerflucht im zweiten Stockwerk. Sie hauste eingezogen wie eine Nonne. Besuchte niemanden. Sah niemanden als ihren Mann. Wo war sie jetzt hin? So spät am Abend? Er stand mit herabhängenden Armen mitten im Gemach, rang, ohne sich zu bewegen, Brust an Brust mit dem unsichtbaren Gespenst lähmenden Grauens, das ihn an den Schultern packte, über ihn bis zur Decke emporwuchs, kam jäh zu sich, schritt hastig nach hinten, frug die alte Wirtschafterin, die da mit Tellern und Kasserollen klapperte, nach seiner Frau.

Madame? Die Alte wußte von nichts. Madame war doch da wie immer ...

„Nein!“

Der graue Hausdrache, ein Erbstück der Familie Bollin, widersprach. Unmöglich, Monsieur! Vor einer halben Stunde hatte sie Madame noch vorne sprechen hören. Es

hatte da geklingelt. Madame war selbst gegangen, um aufzumachen. Nach kaum zwei Minuten hatte die Türe geschlagen. Da war der Besuch wieder weg ...

Und sie mit ihm ... Jean Bollin betrat schleppenden Schrittes das Toilettezimmer seiner Frau. Da war er bisher nicht gewesen. Er hatte nur über die Schwelle hineingerufen. Nun stand er im Türrahmen. Sah die offenen Schrankfächer, aus denen in Hast Hüte und Mäntel herausgezerrt und einer von ihnen aufgesetzt und angezogen worden war, sah die aufgerissenen Schubladen des kleinen Schreibtisches, sah ein Gewimmel weißer und schwarzverkohlter Papierfetzen im ersterbenden Glutschein des Kamins.

Er sah es und stand und schloß die Augen und fürchtete sich vor der Wirklichkeit. Wollte die Wahrheit nicht wahr haben. Er sagte sich: Wenn ich die Lider wieder aufmache, bist Du da, Baussette. Deine weichen Arme umschlingen mich. Ich fühle Deine warmen Lippen. Ich höre Deine tiefe Stimme, die wie das letzte Rauschen des Mistral in den Zypressenhainen Deiner Heimat klingt. Du spendest mir Trost zum Tode meines Sohnes. Lehrst mich weinen und doch dankbar sein, daß es so kam und endete. Du bist mein Trost in seinem Sterben und in meinem Leben. Du warst wieder bei mir, diese wenigen seligen Wochen. Du hast mich wieder glücklich gemacht. Glücklicher und weltvergessener als ein Mensch in dieser Zeit der Prüfung der Menschheit sein darf ...

Die weißen Briefschnitzel im Kamin schimmerten. Sie waren zu hastig in Stückchen zerpflückt und über die glim-

mende Holzkohle gestreut worden, als daß sie sich ganz hätten in Asche verwandeln können. Man vermochte ihren Inhalt kaum mehr zu erraten, aber wohl die Schrift.

Jean Bollin näherte sich langsam, mit aufgerissenen Augen dem Kamin, beugte sich über ihn. Und ihm war, als schlüge ihm aus der verzitternden Glut unten eine Luftwelle heißen Hasses ins Gesicht, als würden diese wohlbekannten Handschriften da unten zu Menschen, stiegen aus dem Geflacker der Flämmchen, füllten das Zimmer mit einer Welt von Todfeindschaft eng vertrauter Gestalten. Da stand der alte Diano, grauhaarig, funkeläugig, grimmig wie ein greiser Klopffechter, da Guy Diano, der Jüngere, tolldreist und selbstgefällig, wie vorhin vor den deutschen Offizieren, da lehnte, die Hände in den Taschen der Tunique, den blaugrauen Stahlhelm mit Sturmriemen auf dem Kopf, der spitznasige, junge, französische Infanterist, der nun schon drüben in dem Elsässerstädtchen den ewigen Schlaf schlief, Hippolyte, sein Sohn. Sie alle hatten mit ihren Briefen, deren schwarzgeränderte Reste da unten lagen, in diesen Wochen sein Haus betreten und erfüllt, ihr Geist war hier heimlich ein- und ausgegangen, ohne daß er es ahnte.

Frauen- und Männerstimmen, die Stimmen von Paris, schienen aus den verschiedenen Schriftzügen im Rotdunkel der Kohlenglut zu zischeln, zu flüstern, zu lachen, zu drohen. An einigen Stellen waren noch ganze Sätze lesbar. Jean Bollin erkannte die schnelle und unordentliche Handschrift seines Schwagers Guy. Er schrieb: „... abzuwarten. Aber Geduld, meine kleine Schwester.

Bald sind die Vorbereitungen, die ich treffe, beendet, und wir profitieren von der Luft, die Dir gestatten wird, rascher und sicherer mit uns zu verkehren, als es möglich wäre, wenn Du ..."

Da die Feder des alten Diano, bombastisch geschwungen wie die große Handbewegung eines Schauspielers:

„... sehr Unrecht, unsere Briefe nicht zu vernichten, weil sie Dir die süße Nähe Frankreichs vorzaubern. Und wenn auch keine Gefahr der Entdeckung ist und er Dir vertraut wie sich selber ..."

Jean Bollin ließ den Fetzen schwer wie ein Stück Blei aus der Hand fallen, griff nach dem nächsten.

„... nachdem Du nun vier Wochen bei ihm bist und keinen Argwohn erregst, ist es Zeit zu handeln. Belausche seine Gespräche. Öffne seine Schubladen. Studiere seine Briefe. Untersuche seine Brusttasche. Achte auf seine Stimmung. Stelle arglose Fragen, die uns vielleicht eine schwache Stelle in der furchtbaren Rüstung des deutschen Kolosses verraten. Höre, was seine Freunde untereinander sagen. Was man in seiner Nähe spricht! Und verbrenne diesen Brief. Verbrenne ihn ..."

Zum ersten Mal in seinem Leben tat Jean Bollin, was sein Schwiegervater wollte. Er schob das Papierstück in die bläulich noch in der Asche spielenden Irrlichter und all die andern dazu. Er tat es geistesabwesend, mit trockenen Augen. Er hatte noch nicht begriffen, was geschehen. Da war noch ein Blättchen, aus einem Notizbuch herausgerissen, fettig und beschmutzt, mit Bleistift oben: „Im Schützengraben." Die Handschrift Hippolytes.

„... nur einige Sandsäcke, auf denen ich dies schreibe, zwischen mir und den Pickelhauben, deren Spitzen sich manchmal drüben über dem Grabenrand bewegen. Hören Sie die Stimme eines jungen Handgranatenwerfers hinter der Brustwehr Frankreichs, meine Stiefmutter! Mein opfermutiges Herz leidet unter dem Gedanken, daß Sie das Herz meines Vaters verraten!"

Jean Bollins Rechte umkrampfte das schmierige Papier. Er entfaltete es. Las die halb verwischten Bleistiftzeilen.

„Er hat es nicht um Sie verdient. Er liebt Sie mehr als sich und irgend Etwas auf der Welt. Wenn er ahnte, daß Sie nur zu ihm zurückgekehrt sind, um die Blindheit dieser Liebe zu mißbrauchen ... Ah ... Sein Erwachen wird furchtbar sein ..."

Im Kamin zuckte es noch einmal auf. Die Flämmchen fraßen dies letzte Fetzchen, das aus Jean Bollins willenloser Hand geglitten war. Er saß, in sich zusammengebrochen. Um ihn war die tiefe Stille der Nacht.

16.

„Haben Sie, Le Gallais?"
„Jawohl, Herr Diano!"
„Ich komme zum Schluß meiner Rede ...
Schreiben Sie ..."

Der fiebernde, überzüchtete Pulsschlag des Lebens war, wie in allen Weltstädten der Welt, im zweiten Jahr des Weltkriegs auch in Paris längst abgeebbt. Es war nicht mehr die Kirchhofsruhe jener Tage, da vom Tal der Oise der Geschützdonner bis nahe an die Vorstädte scholl und der Schwarm aufgestörter Minister, Kammerredner, Pressedirektoren und Finanzmänner Hals über Kopf nach Bordeaux stob. Aber es war doch draußen still auf den inneren Boulevards, trotz der frühen Abendstunde so unheimlich still, daß Achille Diano, der, in Frack und weißer Binde, mit dem Stern der Ehrenlegion geschmückt, in seiner Eckwohnung auf und niederschritt, seine Stimme kaum zu erheben brauchte, um seinem Sekretär zu diktieren. Er tat es doch. Er schwenkte die Hand. Er warf den graugesträubten Kopf zurück. Er spielte, sich mit Seitenblicken im Spiegel messend, seine Rolle als Redner bei dem heutigen Bankett der Entente-Delegierten im Hotel Meurice.

„‚Was haben wir zu tun, meine Freunde? Indem wir unaufhaltsam an unserer Pflicht arbeiten, sichern wir uns die Möglichkeit, die Wirklichkeit ganz zu erfassen, in der die Gewißheit des Triumphs liegt‘ ... Ha ... das wirkt, Le Gallais? ...“

„Gewiß, Herr Diano!“

„Mein Blut wird selbst warm bei diesem zündenden Zauber gallischen Geistes! Weiter: ‚... und in der das Bewußtsein, das Höchste erreicht zu haben, die tiefe Einigkeit der Sieger bestätigt ...‘ Sehen Sie nicht verstohlen auf Ihre Uhr, Le Gallais! Es bringt mich aus dem Schwung meiner Worte!“

„Das Bankett hat um sieben begonnen. Jetzt ist es beinahe neun. Ihre Rede kommt nach Tisch!“

„Umso hinreißender wirkt sie zwischen Birne und Käse! Man muß immer auf sich warten lassen! Man wird einem Vater, der in Ungewißheit über das Schicksal seines Sohnes sich verzehrt, die Verspätung verzeihen! Erkundigen Sie sich noch einmal telefonisch bei der Direktion der ‚Lumière‘ nach Guy! Ich protokolliere inzwischen den Rest meiner Ansprache selber ... Nun ... Schon zurück? Nichts Neues?“

„Nichts Neues! Seit Leutnant Diano vorgestern Abend in Belfort aufstieg, um nach dem Elsaß zu fliegen, hat man nichts mehr von ihm und seinem Begleiter vernommen.“

Achille Diano seufzte und gab sich einen Ruck.

„Gehen wir, Le Gallais! Das Vaterland ruft. In seinem Namen habe auch ich die Pflicht, in der Sprache

der Menschheit, die die Sprache Frankreichs ist, die Gäste Frankreichs zu begrüßen!"

Das Auto legte rasch durch die traurigen und dunklen Straßen den kurzen Weg bis zur Seine zurück. Achille Diano stieg mit seinem Begleiter unter den Arkaden aus. Ihm, der mit seinen Gedanken bei seinem Sohn an der finsteren, düster lauernden Front der Drahtverhaue im Wasgenwald weilte, dünkte es im ersten Augenblick unwahrscheinlich, daß, während draußen die Alte Welt nachtschwarz, feldgraublau, blutrot war, hier, in diesem mächtigen, glänzend erhellten Saal hundert Männer in festlichem Bürgerkleid standen, Männer, denen man es ansah, daß sie gut gegessen und getrunken hatten, die gute Zigarren rauchten, die angeregt, zum Teil heiter, miteinander plauderten, deren stubenblasse Züge zeigten, daß sie nicht vom Krieg, sondern von der Arbeit am grünen Tisch und über dem Kurszettel kamen.

„Man hat schon zu Ende gespeist!" sagte der alte Franzose zu seinem Sekretär. „Man nimmt den Kaffee und diskutiert! Vortrefflich! Sehen wir, daß wir dort zu unserm Abbé Weisbec gelangen!"

Die Gruppe seiner Freunde befand sich am andern Ende des Saals. Er versuchte, sich durchzudrängen. Ein linkischer, vierschrötiger Mann im Frack mit großen, braunen Händen rührte sich nicht von der Stelle.

„Wer ist denn das, Le Gallais? Sie waren doch heute früh bei dem Empfang?"

„Der Arbeiter Murray, Bundessenator von Australien!"

„Und der Hagere, Baumlange, mit dem er spricht?"

„Mr. Monchicourt, Mitglied des Gesetzgebenden Rats von Kanada!"

„Ah — ein französischer Name!" Achille Diano redete den Nordamerikaner an. Der Laute zwischen den Zähnen etwas Näselndes.

„Er sagt, er könne blos Englisch, Herr Diano!"

„In welcher Zunge verständigen sich diese beiden Leute?" Ein indischer Maharadschah mit juwelengeschmücktem Turban und wallender Farbenpracht der Gewänder unterhielt sich mit einem kleinen, sanften, braunen Mann in Europäertracht.

„Eines der Maori-Mitglieder vom neuseeländischen Repräsentantenhaus in Wellington. Er und der Inder sprechen Englisch wie ein Engländer."

„Sie weichen uns nicht aus ..."

„... weil wir nicht Engländer sind ..."

Achille Diano sah seinen Sekretär verblüfft an. Die Wahrheit klang unvermittelt, wie ein Weckruf aus einer andern Welt. Verhallte. Er schüttelte ablehnend den sorgenvollen Graukopf. Vor ihm tönten die unverständlichen Laute einiger knochiger Gestalten, die breitbeinig, die Fäuste tief in die Taschen der Frackhosen vergraben, dastanden.

„Samuel de Groof vom Ministerrat Südafrikas. Die anderen Buren kenne ich nicht."

Die Burghers sahen schwerfällig und gleichgiltig auf die Gallier. Weiterhin ragte endlich ein bekannter Kopf. Das mongolisch-brutale, breitknochige Gesicht des Fürsten Kamenskoi. Der bärenschulterige Russe hörte phlegmatisch

einem Manne zu, der wie ein wandelndes Skelett aussah. Er ließ den Gast aus dem Grabe gelangweilt stehen und bot Diano nachlässig die Rechte.

„Mein Gott ja ... diese Serben ...," sagte er. „Sie sind nun einmal zertreten! Gott mit ihnen! Nicht jedem kann man helfen! Dieser Krieg ist groß. Es kommt auf die Großen an. Nicht auf die Kleinen."

Dabei winkte der Russe lächelnd über die Köpfe weg einem langen, blonden, frischen und fröhlichen Gesellen zu. Der Ehrenwerte Hugh Armitage erwiderte es mit einem kameradschaftlichen, wohlgelaunten Nicken, und wieder war in Achille Diano ein plötzliches Grauen: Wer ist groß? Ihr beide da, Bär und Walfisch? Und wer ist klein? Doch nicht am Ende auch wir in Euren Augen? Wir, der gallische Hahn?

„Und was erzählen sich die Beiden da, der Riese und der Zwerg?"

„Der Montenegriner klagt dem Japanesen sein Leid. Sie kennen sich aus Bonn, wo sie studierten. Er nennt die Italiener Schurken und Verräter!"

„Dort ist ja ein Italiener!"

„Man hört es bis hierher, wie er auf Hugh Armitage einredet ..."

„Was wirft er ihm denn so wütend vor? ..."

„Kohlenwucher! Getreidewucher! Geldwucher! Italien sei verraten und verkauft!"

„Und der Engländer?"

„Sie sehen ja: Er lächelt und geht zu seinen City-leuten! Da steht Topkins mit seinem ganzen Anhang von

Stockbrokers! Sie verdienen jetzt märchenhaft an der Börse in London!"

„Endlich Französisch ... in diesem Turmbau von Babel!"

Aber es war kein Landsmann, sondern ein Belgier, der Achille Diano verzweifelt die Hände drückte.

„Mein Herr, ich bin glücklich, Sie, diesen großen Patrioten, kennen zu lernen und Ihnen mein Herz auszuschütten ... Mein Herr: Ganz England ist voll von geflüchteten Belgiern ..."

„Ich weiß es ..."

„Man empfing uns mit offenen Armen! Aber wie behandelt man uns jetzt? Wir sind zu lästigen Bettlern geworden, denen Jeder unverhohlen seine Mißachtung zeigt ..."

„Hugh Armitage hat es gehört!" raunte Le Gallais seinem Herrn zu. „Er sagt eben den Cityleuten, die Belgier seien ein höchst schmutziges und unchristliches Pack, ein Anstoß für die Ladies und wahrhaft eine der sieben ägyptischen Plagen ..."

„Ja. Es verlor schon Mancher bei uns seine Krone," sagte der alte Republikaner finster und mit schwerem Herzen. Neben sich hörte er Hugh Armitages gesundes Lachen. Es schwirrte um ihn von Handelskrieg nach dem Kriege, verfallenen Patenten, Frachtraten, Sterlingdevise, Tonnageraum, Anleihen, Anleihegarantien, Anleihezinsen, Anleihebedingungen. Er verstand die Sprachen nicht, aber er hörte die Worte Bonus, Trusts, Pools, Corners, die von den Angelsachsen her in Paris Bürgerrecht gewonnen hatten. Da verhandelte in diesen Ausdrücken

eben Topkins, der Stockbroker, mit einem hageren Mann, dessen gequetschtes Englisch den Yankee verriet. Es war ein Gedräng der Europäer um die Beiden.

„Was wollen sie, Le Gallais?"

„England will eine Anleihe aus New-York, Herr Diano! Die Italiener beutelten England zu sehr aus!"

„So ..."

„Griechenland wolle von England eine Anleihe! Es müsse aus England Geld nach Rumänien. Portugal sei von England zu finanzieren ..."

„Und der Russe da?"

„Er sagt, wenn Frankreich an Rußland kein Geld mehr leihen wolle, müsse Rußland von Japan borgen!"

„Sechseinhalb Prozent!"

„Unter Garantie der Bestellungen in New-York!"

„Zahlbar in Tokio! Nach Dollarkurs!"

„In Goldvaluta."

„Mein Gott — es bleibt ja kein Gold mehr in Europa!"

Der alte Diano schloß die Augen, wie um etwas Widriges nicht zu sehen. Er tastete sich gleich einem Blinden durch das Stimmengewirr des Banketts der Föderierten. Ihn ekelte plötzlich vor diesen Gesichtern, auf deren Minder zahl der Ehrgeiz, auf deren Mehrheit die Habgier in breiten Lettern geschrieben stand, für deren spähende Geschäftsaugen Glut, Wut und Blut des Riesenkampfes da draußen nichts anderes war, als für die Krähen die Hügel toter Pferde auf dem Schlachtfeld — eine Gelegenheit, zu lärmender, gemeinsamer Sättigung unter Schnabelhieben und Gekrächze.

„Sehen Sie sich einmal um, Le Gallais!“ sagte Achille Diano am andern Ende des Saales angelangt. „Als ich eintrat, glaubte ich aus Frankreich nach England zu kommen.“

„In der Tat: Nordfrankreich ist eine englische Provinz ...“

„... aber jetzt erkenne ich: Als ich eintrat, habe ich Europa verlassen. Das Europa, als dessen ersten Bürger ich, ein Franzose, mich bisher mit Stolz fühlte!“

Er schaute über den strahlend hellen Festraum. In dem waren zwei große Gruppen. Die eine umdrängte die geschäftsmäßig lächelnden Yankees, die andere umringte die steinern grinsenden Japanesen. Beide, die Asiaten und die Amerikaner, schienen der Mittelpunkt. Europa bettelte und bat die Neue Welt und den fernen Osten um die Mittel zur Fortsetzung seines Selbstmords. So dünkte es, in einer jähen Erkenntnis, dem alten Franzosen. Er seufzte schwer.

„Diese Deutschen behalten ihr Geld im Land, Le Gallais! Aber wir ... ich sah einmal einen Holzschnitt, auf dem ein Japaner Harakiri machte. Seine beiden Freunde standen hinter ihm und hielten die Waffe bereit. So reichen sie jetzt aus Amerika und Asien an Europa das Schwert, mit dem es sich den Bauch aufschlitzt ...“

Er merkte nun erst, daß sein Sekretär nicht mehr neben ihm war. Eben kam Le Gallais wieder zurück. Sein Gesicht war ernst. Er flüsterte seinem Herrn etwas zu. Der Abbé Weisbec, der nationalistische Deputierte des Palais

Bourbon, merkte die Veränderung auf den Zügen seines Freundes Diano.

„Eh — was Neues, mein Alter?"

„Mein Sohn Guy ist im Elsaß gefangen."

„Unverwundet?"

„Ja. Die feindlichen Flieger teilten es durch Zettel mit!"

„Setze Dich, mein Ärmster ... sei stark ..."

Achille Diano saß eine Weile. Sein Blick war geistesabwesend. Um ihn wirrten die englischen und französischen Laute, Zahlen dazwischen, immer wieder Zahlen. Nicht mehr Millionen, Milliarden. Zweistellige Milliarden. Man hatte sich in die größte Spekulation zur Vernichtung eines Konkurrenten eingelassen, die die Menschheitsgeschichte je gesehen. Der vieltausendfache Millionenschlag zweier Weltreiche mit ihrem vielköpfigen Anhang von großen und kleinen Königreichen und Republiken mußte glücken, sonst waren drei Viertel des Erdballs auf Jahrhunderte bankerott. Und eine furchtbare Ahnung sagte dem Alten: Und Frankreich vor allem zahlt die Zeche ...

Ein Handschlag auf die Schulter. Seine Freunde standen um ihn.

„Auf! Sei nicht Vater, sondern Franzose! Du mußt sprechen! Sonst wird es zu spät!"

„Ich kann jetzt nicht."

„Ein Auszug Deiner Rede steht morgen früh schon in den Blättern. Willst Du Dich lächerlich machen, indem Du sie nicht hältst?"

Lächerlich ...? Vor Paris? ... Die öffentliche Meinung ... Ein Zeitungsdirektor ... Ein Exminister ...

Ein Deputierter ... Meine Wähler ... Achille Dianos Nüstern bebten. Er sprang auf. Stieg auf einen Stuhl. Begann zu lächeln. Hob die Hand ...

„Meine Herren ...“

Und kaum sprach er, kaum rollte unten das erste: „Très bien!“ und „Hear! Hear!“, kaum sah er vor sich die wohlbekannten hundert weißen Flecken der Gesichter, so kam über ihn der Rausch der Rede. Riß ihn mit sich fort. Er fühlte seine Macht. Er schärfte die Silbe. Er spitzte das Wort. Er rundete den Satz zu majestätisch hallendem Abschluß und harrte auf das Beifallsgeprassel des Händeklatschens, das ihm folgte wie der Regenschauer dem Donnerschlag. Seine Augen glühten im Wirbel der Worte: Alles war vergessen. Alles hinter ihm.

„... in der das Bewußtsein, das Höchste erreicht zu haben, die tiefe Einigung der Sieger bestätigt ...“

„Bravo! Bravo!“

„... und eine brüderliche Dankbarkeit die Vorkämpfer für die Ideale von Freiheit und Gerechtigkeit vereinigt, die auf den heiligen Krieg ...“

Über den Turban des Maharadschah und den schwarzen Haarschopf des Maori hinweg sah er im Hintergrund wie eine Theaterlarve das unbewegte Antlitz des Japaners. Das störte ihn. Er lenkte den Blick weg und traf drüben auf den Ziegenbart und die kalten Fischaugen des Bruder Jonathan von der amerikanischen Bethlehem-Steel-Company und schloß halb die Lider, wie um die Wirklichkeit nicht zu sehen, und warf sich in die Schaumflut der Volksrede.

„... auf den heiligen Krieg, das leuchtende Denkmal eines Friedens gründen, der eine Sanktion der Kultur und des Schutzes ist ...“

Der Beifall rauschte. Die Briten riefen: „Hört, hört!“ weil sie die Franzosen klatschen sahen. Die Stenografen arbeiteten atemlos bei Dianos rasendem Redefluß. Er vergaß sich selbst. Er war nicht mehr Achille Diano. Er war die Stimme Frankreichs. Er war der Krieg. Er war der Traum von morgen. Er war die Revanche und der krähende Hahn im Wappen des Landes. Und es war, als loderte in der großen Geste seiner erhobenen Hand die Brandfackel, als würde das Geprassel der Phrasen zum Geknatter der Maschinengewehre, das Glas Wasser vor ihm zum Meer von Blut, die weißen Blätter seiner Rede zu endlosen Verlustlisten in allen Städten und Staaten der Welt, wo bis in die fernste Wildnis Witwen und Waisen um tote Neger und Inder, Araber und Rothäute heulten.

„Meine Herren: das Volk der Wilden muß ausgerottet werden! Nieder mit Deutschland! Mit diesem Schrei der gesitteten Menschheit auf den bebenden Lippen steige ich von dem Stuhl hernieder, geblendet von dem Glanze des von uns organisierten Sieges!“

In tiefem Dunkel ging Achille Diano heim. Aber in ihm war es hell. Wohlig wie Wein wirkte die Wärme des Worts. Er glaubte an dies Wort, weil er es ausgesprochen. Er hatte nie die Sinnesart derer, die jetzt eigentlich die Herren im Lande Frankreich waren, der Angelsachsen, und ihre Methode begriffen, alles zu zählen und

zu messen, um Deutschland arithmetisch zu vernichten. Nein: Die Formel des Siegs kam aus dem Geist und aus der Rede. Wartet nur, Ihr Herren Beefsteakesser! Erst jagen wir mit Eurer Hilfe die Boches über den Rhein, dann Euch selbst zurück in Eure See. Guy? Pah — mein Sohn Guy hat sich schon einmal befreit. Es wird ihm vielleicht ein zweitesmal gelingen. Alles wird gut werden. Ich merkte es an dem Beifall, der meiner Rede folgte ...

Und aus der stummen, dunklen Kriegsnacht voll Fliegerahnung, verhängten Fenstern und Feindesferne stieg in dem alten Gallier das Zukunftsbild Frankreichs empor, die große chinesische Mauer, hinter der man eng und fröhlich wie eine vielköpfige Familie zusammenlebte und aus diesem sonnigen Froschtümpel heraus Europa und die Welt zu beherrschen wähnte, weil man Europa und die Welt seit Menschenaltern nicht mehr kannte — die große chinesische Mauer, deren Mittelpunkt und Brennpunkt der Erde das altmodische, verzopfte, unsaubere Paris war. Und in diesem innersten Kreis der Schöpfung die „Angekommenen", gleich ihm, ein Haufe lebhafter Männer aus Revolutionsfamilien, die Mehrheitsbeschlüsse faßten, sich mit scharfen Federn und spitzen Florettklingen ritzten, sich von Frankreich ernähren ließen und an Rußland bereicherten.

Er ahnte nicht, daß dies alles ein Nebending war, und draußen in Flandern und auf der Nordsee, in der Luft und unterm Wasser die Weltgeschichte den Weltkrieg zwischen Germanen und Angelsachsen lenkte. Er betrat sein Haus. Sein Arbeitszimmer. Er näherte sich

seinem Schreibtisch, den der nächtige Schein der elektrischen Lampe erhellte, und fuhr zurück, als sich aus dem Sessel daneben eine hohe dunkle Frauengestalt erhob.

„Baussette ...“

„Ich betete, bis ich über der Grenze war, wenige Stunden, nachdem Guy ...“

„Du weißt, daß Guy ...“

„Sein Vertrauensmann, unser Freund, der alte Fremdenlegionär aus Nancy, sah den Überfall auf ihn. An eben der Stelle, wo er von Guy drei Tage vorher abgesetzt worden war ...“

„Man hat ihn verraten!“

„Er hatte Zeit, zu fliehen und mich durch Fernruf zu warnen!“

„Und die für Guy bestimmten Briefe?“

„Er hat sie vernichtet!“

„Und Du die Deinen?“

„Sie brannten im Kamin, als ich fortstürzte. Niemand weiß, was geschehen. Und es ist auch nichts geschehen. Leider! Alle unsere Mühe war umsonst!“

„Ihr habt Eure Rollen getauscht, meine Kinder!“ sagte Achille Diano. „Ich habe meinen Sohn an die dort drüben gegeben und Dich von ihnen zurückgewonnen!“

„Für immer, mein Vater!“

„Und dieser Unselige ...?“

„Mein Mann?“

„Ja.“

„Er begreift jetzt, weswegen ich zu ihm kam, und daß

er mich niemals wiedersieht. Unsere Ehe ist gelöst, noch ehe die Kirche und die Gesetze sprechen."

„Weiß er das von Dir?"

„Er wird meinen Brief, den ich ihm unterwegs aus der Schweiz schrieb, empfangen. Und dieser Brief wird für ihn die Fackel der Wahrheit sein!" —

Das Schreiben lag in Straßburg in Jean Bollins Hand. Er saß und faltete es langsam zusammen. Seine Finger zitterten nicht. Sein bleicher, von Leidenslinien durchzogener Kopf, auf dessen südliches Dunkel das Morgenlicht der Wintersonne fiel, zeigte eine Ruhe, die sein Freund August Stourm bei seinem Eintreten nicht begriff.

Der Arzt erkannte die Schriftzüge Baussettes auf dem Blatt in der Rechten des andern. Er wagte nicht zu fragen. Er sah, wie Jean Bollin aufstand und, ohne daß sein Antlitz sich veränderte, den Brief in unlesbare Stücke zerriß und sie hinter sich in den Papierkorb warf.

„Es ist vorbei, August!" sagte er. „Ich habe meinen Dank dahin für meine Liebe zu ihr. Und zu Frankreich. Denn in ihr habe ich Frankreich geliebt. Es war ein und dasselbe. Nein. Nicht Frankreich. Mehr. Der Süden. Alles, was schön ist und lacht. Das war mein Glück und meine Schwäche."

„Jean! Was steht in dem Brief?"

„Ich habe nichts darin gelesen, was ich nicht schon wußte. Es ist nur die Gewißheit. Vor ein paar Tagen habe ich meinen Sohn verloren. Heute meine Frau. Und die Hälfte von mir selbst."

Draußen auf der Straße schütterte der dumpfe schwere

Tritt, der seit Jahr und Tag das Pflaster Straßburgs und die Gassen aller deutschen Städte zittern ließ, der Durchmarsch der Truppen, die von Mazedonien kamen und nach der Champagne gingen, die aus Flandern nach den Karpathen eilten, die aus Kurland nach dem Elsaß zogen, die heute in Warschau waren und in einigen Wochen in Bagdad, die sich nimmermüde in unermeßlichem, feldgrauem Schwall aus geheimnisvollen, schlafenden Heeren im Innern des Kyffhäusers und Deutschlands zu erneuern schienen. „Die Vöglein im Walde ..." Unten sangen starke Kehlen das Lied, das sie schon beim Auszug auf alle Kriegsschauplätze der Welt gesungen. Jean Bollin verstärkte seine Stimme gegen das hundertfache Brausen. Er wiederholte:

„Die Hälfte von mir selbst! Nicht die stärkere. Nicht die, die in diese Zeit paßt. Die schwache Hälfte. Die hat sie mit sich genommen. Die lasse ich ihr und denen da drüben. Komm'! Ich muß fort!"

Sein Freund bemerkte jetzt erst, daß Jean Bollin in schwarzer Trauerkleidung war.

„Du fährst?"

„Jetzt gleich! Ich habe die Erlaubnis bekommen, meinen Sohn hierher zu holen."

Jean Bollin steckte einen Pack Ausweispapiere in die Brusttasche und griff nach dem umflorten Hut und den schwarzen Handschuhen.

„Mein armer Jean ... Und doch ist es fast ein Glück zu nennen, daß er an seinen Wunden starb!"

„Mein Sohn starb nicht an seinen Wunden," sagte Jean

Bollin. „Und er starb auch nicht an Frankreich. Er starb an mir!"

„Was?"

„Er starb an den Halben, August! Ich war einer von ihnen und hab' ihn so erzogen! Wir waren die Halben, ich und meinesgleichen. Ich weiß es jetzt, seit diesen letzten Tagen. Der lange Friede hat uns erzeugt. Überall auf der Welt. Leute, die die Welt für einen großen Gabentisch hielten und glaubten, man könnte wählen, statt sich zu entscheiden. Alles wählen, was einem gefiel: das Gute aus Frankreich und das Gute aus Deutschland und das Gute aus dem Süden und das Gute von überall her. Und sich dann den andern überlegen dünken. Nein. Die Ärmeren waren reicher. Komm'!"

Unten vor der Haustüre wälzte sich an ihnen die Sturzflut von grauüberspannten Pickelhauben vorbei. Jean Bollin sagte durch Trommelschlag, Querpfeifengeschrill und Massentritt vor ihm:

„Nun plötzlich, nach Menschenaltern, in denen es Unsereinem gut ging, kommt die Zeit für die andern! Und wir müssen mit. Wir müssen uns entscheiden, wo man hingehört und steht und fällt."

„Ich weiß es schon lange."

„... und Du giebst mir das Vorbild. Und die Zeit giebt mir die Kraft. Ich tue jetzt das ganz, was ich bisher halb getan hab'. Ich gehe zu Deutschland! Hörst Du, was sie da hinten singen?"

Die letzten Sektionen waren jetzt vorbei. Handpferde,

Sanitäter. Radler. Trommeln und Piccoli waren verstummt. In die leere Gasse tönte es um die Ecke von fern:

„Nehmen Sie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib ..."

„Weib und Kind hab' ich nicht mehr," sagte Jean Bollin. „Mein Leib wird Staub. Mein Gut lass' ich hinter mir. Ich hab' begriffen, daß niemand um seinetwillen auf der Welt ist. Ein Land giebt es, in dem jeder das weiß und das will und es heute der ganzen Erde zeigt. Das Land ist Deutschland. Ich will nichts mehr als in Deutschland sein!"

Sie gingen die Straße entlang. Aus letzter Weite hallte es noch in Jean Bollins Ohr wie ein Zuruf von Tausenden, von Millionen zwischen Maas und Memel:

„Das Reich muß uns doch bleiben! ..."

Und während er nach dem Elsässer Städtchen fuhr, um seinen Sohn zu holen, rollten immer neue Züge mit Truppen auf den Schienen vorbei. Er sah wieder die laubgeschmückten Helme in den Fenstern, die lachenden, sonnengebräunten Gesichter, die Sträußchen in den Gewehrläufen, die Kreidezeichnung: „Achtung! Beißt! Bayerischer Löwe!" Er hörte im Vorbeifahren das tausendstimmige Hurrah, und sein trübes Auge belebte sich. Er fühlte in sich einen Teil jener ungeheuren Kraft erwachen, die, durch Feindesdruck in Deutschland zusammengepreßt, den Erdball sprengte, und fühlte sich nicht mehr als ein Einzelner, sondern ahnend als einer unter Unzähligen, die er selbst waren, als einer, auf den es in der Weltenwende so wenig ankam wie sonst auf jeden, und der doch

wie jeder die Zeit und ihre Größe in sich barg, weil er in ihr aufging.

Als er ausstieg, trat aus einem nebenan haltenden Zug voll von Einheimischen und Urlaubern ein Unteroffizier auf ihn zu. Er trug ein ganz neues Eisernes Kreuz im Knopfloch. Sein frisches Gesicht mit dem blonden Schnurrbart war ernst.

„Verzeihung! Die Elsässer in unserm Wagen sagten, Sie seien der Abgeordnete Bollin?"

„Der bin ich."

„Ich wollte fragen: Haben Sie Nachricht von Ihrem Sohn bekommen?"

„Ja."

„Wie geht es ihm?"

Ein Schweigen. Dann ein stummer Händedruck des Andern.

„Haben Sie ihn gekannt?"

„Wie er da oben eingeladen werden sollte, hat er mich rufen lassen und mit mir gesprochen ... Herrgott ... Da fahren sie ab ... Halte doch den Zug! Da gehör' ich doch auch noch hinein!"

Philipp Nessius sprang mit einem Satz in den davonrollenden Wagen. „Uff!" wollte er lachend zu den Mitreisenden sagen und sah: Er war jetzt in dem Abteil dritter Klasse allein mit sich und seinem Kriegsgepäck auf der Holzbank. Die Andern waren ausgestiegen. Es gab jetzt wenig Verkehr zwischen den beiden Ufern des Rheins. Die Überwachung war zu streng. Der Zug hielt mitten auf der Nonnenbacher Brücke. Breit flutete unten winterlich grau

der Strom. Schwere Nagelschuhe krachten auf den Bohlen. Die badischen Landsturmmänner der Wache gingen von Wagen zu Wagen und prüften Fahrschein und Ausweis.

„Kennt Ihr mich denn nimmer, Ihr Schote?"

Plötzlich ein Aufschrei Pfälzer Lungenkraft.

„Jesses, ... der Herr Nessius!"

„Ha — dees is awwer schön!"

„Uff eemol!"

Rings waren strahlende bärtige Gesichter. Philipp Nessius schüttelte rechts und links die braunen Hände:

„Guck emol: der Pfändler! Du liebe Zeit! Hawwe sie den auch noch genomme?"

„Ha no! Badd's nix, so schadd's nix!" sagte der dicke Vierundvierzigjährige mit dem Landsturmtschako. „E Sigarr? Die nehm' ich als gern, Herr Nessius! Merci!"

„Auf Urlaub, Herr Nessius?"

„In die Fabrik."

„Do dürfe Sie unscheniert visitiere, Herr Nessius! Die schaffe hitzig, die Leut!"

„Gute Reis'!"

Die Nonnenbacher Brücke schwankte leise unter der Last des weiterfahrenden Zuges. Philipp Nessius stand am Fenster und schaute hinaus und dachte sich: Dank dem Franzos' da unten hab' ich meine künftige Frau kennen lernen. Das ist ein Jahrhundert her. Da war noch Frieden.

Aber als der Zug in das Feld hineinrollte, sagte er sich: Nein. Der Frieden war nicht. Der Frieden ist noch da. Gottlob. Die Heimat blüht. Das badische Ländche steht noch auf dem alten Fleck.

Frieden und doch Krieg. Trommeln und Pfeifen. Vor der Station Nonnenbach, die er zu Fuß verließ, Marschgesang aus jungen Kehlen. Zwei Leutnants, Kopf und Arm noch in der Binde, voran. Hinterdrein in Reih und Glied und raschem Tritt der Jungsturm. Die Fünfzehn- und Sechzehnjährigen übten sich für den Krieg da draußen. Waren hier schon halb im Feld.

Philipp Nessius ging weiter. Wer ließ um Gotteswillen da seine Waffe ungebräunt in der Sonne funkeln? Beim Näherkommen sah er, daß es wohl Stahl war, aber solcher, der den Menschen nicht tötet, sondern ernährt. Der Ökonom und Stabhalter Bethäuser vom Weinhälder Hof ging da hinter dem Pflug, noch rüstig wie einer mit seinen fünfzig Jahren, und schaffte Brot für Deutschland. Und es war, als entstände da, wo er sein Kuhgespann über den fruchtbaren Boden lenkte. hinter ihm schon wieder ein neuer kleiner Schützengraben des Friedens.

„Ich kenn' Ihne net!" sagte mißtrauisch am Fabriktor der Wächter zu Philipp Nessius. „Und wann der Kaiser von China kummt, ich loss' den Mann net ohne Ausweis hinein!"

Der Pförtner war uralt. Seine rotgestreifte Mütze saß auf schneeweißem Haar. Auf der Brust trug er das schwarz-weiße Band von 1870.

„Und wer sind denn Sie?" frug Philipp Nessius. „Sie müßt' ich doch auch kennen!"

„Ha — der Schwiegervater vom Werkmeister Wehrle drüben. Der hot mir nach Bretten geschriebe: Kumm' bei, Vatter! Und wann D' noch so alt bischt, ins Torstüble

kannscht Dich schon noch hinhocke und uffpasse...! Ha, m'r macht sich halt nützlich, Herr Unneroffizier!"

„So nützlich wie einer!" sagte Philipp Nessius. „Louis, tu' ihm nichts! Der da steht mit seinen siebzig Jahr Posten gegen den Feind wie Unsereins im Schützengraben!"

Er stieg zu seinem Bruder in das Laboratorium empor und sah: Auch der schmalbrüstige kleine Professor mit der etwas zu hohen Schulter trug das weiß-schwarze Band für Nichtkämpfer.

„Wofür denn, Louis?"

Nun bemerkte er erst die vielen roten Pünktchen im Auge des Andern.

„Ein bischen schlechter seh' ich ja seit der Explosion!" sagte der blasse Gelehrte. „Aber das Experiment ist nachher doch geglückt. Ich hab's bloß anfangs tappig angestellt!"

„Nein, Alterle! Du bist ehrenvoll verwundet. So gut wie Einer draußen!"

Im Kontor saß der Oheim der Beiden, der Geheime Kommerzienrat Jean Nessius, über den Büchern.

„Wir sind eben bei der Vorbereitung zu unserer Zeichnung auf die neue Kriegsanleihe!" sagte er. „Sieh' einmal, ob es Dir so recht ist!"

„Mir ist alles recht!"

„Aber da schau' her: Das sind die Einzelzeichnungen aus der Fabrik und dem Dorf. Lauter kleine Leute."

Philipp Nessius blickte auf die lange Liste. Bescheidene Beträge. Aber sie rundeten sich durch die Menge, staffelten sich zu Tausenden. Er sah im Geist die alten Mütterchen,

die Schulkinder, die Witwen, die Kranken, die da ihr Scherflein herbeitrugen, und es ging ihm durch den Kopf: Da ist schon wieder eine Front hinter der Front. Der Schützengraben der Sparer.

Wie draußen in den Vogesen donnerte und dröhnte es, als er in seine Maschinensäle trat. Es schmetterte und flackerte, die Flammen lohten, die Luft zitterte vor Hitze und Sturm, gleich einem Widerhall von Trichterkampf und blutigem Ringen der Menschen und Maschinen. Ein hochgewachsener Mann in den Vierzigern öffnete mit einer Hand das Feuerloch eines Ofens und bediente die Glut. Die Rechte trug er in der Schlinge. Er hinkte beim Gehen. Sein Gesicht war bepflastert.

„Sie sind wohl unter ein Schrapnell geraten?"

„Ich war noch net drauße, Herr Nessius! Sie hawwe mich ja noch selbst für unabkömmlich erkläre losse ..."

„Aber wie schauen Sie denn dann aus?"

„Jo! Wann ich net neulich beigesprunge wär' ... mitte in das Feuer 'nein, wo in der Strohkiste ausgebroche war — der ganze Schuppe wär' in die Luft gegange wie nix und das ganze Weibsvolk mit dazu."

„Er hat sich benommen wie ein Held!" sagte der Karlsruher Professor.

„Ich wär' halt lieber drauße, Herr Nessius!"

„Sie waren draußen im Krieg!" Philipp Nessius schlug ihm auf die Schulter. „Reden Sie nix! Das weiß ich besser!"

Die Arbeiterinnen drüben hatten kaum aufgeschaut, so emsig waren sie zu Hunderten beim Putzen, Messen,

Prüfen der von Hand zu Hand über die langen Holztische rollenden Granaten. Philipp Nessius sah die aufmerksamen, berußten jungen Mädchengesichter unter den weißen, zum Schutz gegen den Staub umgebundenen Kopftüchern, er sah den gespannten Ernst auf den Zügen der Kriegerfrauen, die daneben an Stelle ihrer Männer die Drehbänke bedienten, und wieder kam es ihm zur Erkenntnis: Da ist der neue, der siebente Schützengraben. Hinter den Jünglingen und den Grauköpfen, hinter den Landwirten und den Gelehrten, hinter den Arbeitern und den Sparern der Schützengraben der Frauen.

Und ganz Deutschland schien ihm ein einziger Schützengraben, in dem ein jeder, vom Kaiser bis zum Kärrner, vom Reichen bis zum Bettler, jeder Mann und jede Frau ein Kämpfer war. Deutschland schien ihm eine unüberwindliche, von allen ihren Bewohnern verteidigte Festung, hinter deren Wällen sich die Würde und die Zukunft der Menschheit vor dem Geheul der Wilden aus aller Welt draußen barg.

„Ich dachte, ich komme aus dem Krieg!" sagte er zu seinem Bruder. „Und ich komme in den Krieg. In Euern Krieg. Gottseidank! Du, Alterle: Wir sind das auserwählte Volk. Noch nie hat unser Herrgott einem Volk so 'nen Haufen aufgepackt wie uns. Aber noch nie hat ein Volk auch nur halbwegs das geschafft wie wir. In tausend Jahren werden die Leut' noch davon reden und es nicht glauben wollen, wenn sie nicht wüßten, daß es wirklich und wahrhaftig so war!"

Im hellen Schein der Weihnachtssonne lag vor der Fabrik, rund um sie, die Pfalz. Lag Deutschland. Seine

Schlote rauchten, seine Scheunen hallten vom Dreschen der Flegel, seine Ställe vom Gebrüll des Viehs. Unter der Erde schliefen Eisen und Kohle, und stark wie Eisen wachten und schlugen unzählige Herzen nah und fern. Siebenfach gepanzert trotzte Deutschland dem Erdball, und Philipp Nessius schloß:

„Ich bin mit Deutschland eins geworden, Louis! Ich bleib' dabei. Ich will mein Teil für Deutschland tun und mein Teil an Deutschland haben!"

Auf dem Weg von der Station her flatterte in erhobener Hand ein weißes Tuch. Ein blonder Kopf dahinter. Eine schlanke, stürmisch ausschreitende Gestalt. Ein Sonnenschein glitt bei Christianes fernem, lachendem Gruß über Philipp Nessius' Züge.

„So. Jetzt geh' nur retour, Louis! Du brauchst nicht zuzugucken, wie sich die Preußen und die Pfälzer miteinander vertragen! Jetzt bin ich ein paar Stunden Mensch! Heut' Abend geht's weiter, zu meinem Kommando!"

Von Rudolph Stratz erschienen in anderen Verlagen:

	brosch. Mark	geb. Mark
Der weiße Tod. Roman aus der Gletscherwelt. 25. Auflage	3.—	4.—
Herzblut. Roman. 26. Auflage . . .	4.—	5.—
Für dich. Roman. 33. Auflage . . .	4.—	5.—
Liebestrank. Roman. 20. Auflage . .	4.—	5.—
Du bist die Ruh. Roman aus dem deutschen Leben Moskaus. 12. Auflage	3.50	4.50
Gib mir die Hand. Odessaer Roman. 16. Auflage	4.—	5.—
Du Schwert an meiner Linken. Ein Roman aus der deutschen Armee. 50. Aufl.	4.50	5.50
Seine englische Frau. Roman. 40. Aufl.	4.50	5.50
Stark wie die Mark. Roman. 30. Aufl.	5.—	6.—
Ich harr' des Glücks. Novellen. 7. Aufl.	3.50	4.50
Es war ein Traum. Berliner Novellen. 5. Auflage	3.50	4.50
Die zwölfte Stunde. Novellen. 5. Aufl.	2.—	3.—
König und Kärrner. Roman	4.—	5.—



Ullstein & Co
Berlin SW 68

